

# 40



# deutsch-französische Geschichten



In Zusammenarbeit mit DOKUMENTE –  
Zeitschrift für den deutsch-französischen Dialog



Deutsch-Französisches Jugendwerk  
Office franco-allemand pour la Jeunesse



**„40 deutsch-französische Geschichten“**

**Wettbewerb des  
Deutsch-Französischen Jugendwerks**

**„Erzählen Sie uns Ihre gelebte deutsch-französische Geschichte!“**

**Eine Auswahl der schönsten Geschichten**

## Impressum

### 40 deutsch-französische Geschichten

Herausgegeben vom:  
Deutsch-Französischen Jugendwerk  
Office franco-allemand pour la Jeunesse

Molkenmarkt 1, 10179 Berlin  
Tel.: 030 / 288 757-0  
Fax: 030 / 288 757-88  
www.dfjw.org

51, rue de l'Amiral Mouchez, F-75013 Paris  
Tel.: 00 33 / 1 40 78 18 18  
Fax : 00 33 / 1 40 78 18 88  
www.ofaj.org

### Danksagung

#### der deutsch-französischen Jury:

Marianne Gross-Pfaff (die Vorsitzende),  
Stéphane Hessel, Heiko Engelkes, Jean-Paul Couasnon,  
Jean-Luc Nachbauer, Nadia Mokaddem, Katrin Rücker

#### den Übersetzern und ehemaligen Teilnehmern

am deutsch-französischen Programm des DFJW für  
Literaturübersetzer:  
Florian Glässling, Andreas Jandl, Nathalie Mälzer-  
Semmlinger, Doris Nobilia, Julia Schoch, Oliver Schulz,  
Frank Sievers, Sophia Simon, Anja Zickuhr

#### dem Produktionsteam:

Silke Stammer (DOKUMENTE), Christiane Haase,  
Frank Sievers und den DFJW-Mitarbeitern:  
Lina Dolé, Marie-Antoinette Dupuich,  
Annie Lamiral, Harald Schmidt

**Umschlaggestaltung:** Dimitri Hadjiyannakis

#### Urheberrechte:

Die veröffentlichten Beiträge sowie Abbildungen sind  
urheberrechtlich geschützt. Nachdruck, auch auszugs-  
weise, nur mit Genehmigung des Herausgebers.

## Vorwort

Die Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich sind in vielerlei Hinsicht einzigartig: Beide Länder sind nicht nur politisch eng miteinander verbunden, sondern auch mit Abstand wichtigste Handelspartner füreinander. Die deutsch-französische Zusammenarbeit, die für viele Vorbildfunktion genießt, konnte auch einen wesentlichen Beitrag zur europäischen Einigung leisten. Diese positive Bilanz ist aber nicht nur dem deutsch-französischen Freundschaftsvertrag von 1963 und der Arbeit beider Regierungen zu verdanken, sondern vor allem dem Engagement der Bürgerinnen und Bürger in beiden Ländern. Deutsch-französische Begegnungen, Austausch und gemeinsame Initiativen bilden die unverzichtbare Basis für die Zusammenarbeit auf Regierungsebene; unzählige enge persönliche Beziehungen zwischen Deutschen und Franzosen sind Garanten für das Fortbestehen der Freundschaft zwischen unseren beiden Ländern.

Das Deutsch-Französische Jugendwerk, oft als „schönstes Kind des Elysée-Vertrags“ bezeichnet, initiiert, organisiert und unterstützt Begegnungen zwischen jungen Deutschen und Franzosen. Anlässlich der Feiern zum 40-jährigen Bestehen der Institution wollten wir auch denen das Wort geben, deren Leben ganz persönlich durch ein deutsch-französisches Erlebnis geprägt wurde. Das Echo war überwältigend: Mehr als 700 Beiträge gingen bei uns ein. Die beeindruckendsten und anrührendsten Geschichten, ausgewählt von einer eigens gebildeten deutsch-französischen Jury, finden sich in diesem Band wieder.

Die 40 Erzählungen, chronologisch und nach Themenbereichen geordnet („Kriegserinnerungen“, „Liebe und Freundschaft“, „Lebensgeschichten“, „Jugend“ und „Begegnung und Engagement“), geben zugleich Aufschluss über die Entwicklung der Beziehungen zwischen beiden Ländern. Sie machen deutlich, dass das Entdecken des anderen Landes und seiner Kultur dazu führt, seinen eigenen kulturellen Hintergrund besser zu verstehen – sich also selbst dadurch besser kennen zu lernen, dass man den anderen kennen lernt.

Beim Lesen der 40 Geschichten wird auch deutlich, welche Bereicherung die engen persönlichen Verbindungen zwischen Deutschen und Franzosen für beide Länder darstellen. Mehr als sieben Millionen Jugendliche haben dank der Unterstützung des DFJW seit 1963 an deutsch-französischen Aktivitäten teilgenommen. Wir sind stolz darauf, an diesem großen Abenteuer mitwirken zu können.

Max CLAUDET  
Generalsekretär

Eva Sabine KUNTZ  
Stellvertretende Generalsekretärin

## Inhalt

# „40 deutsch-französische Geschichten“

Eine Auswahl der schönsten Geschichten

## Kriegserinnerungen

9	Der deutsche Hauptmann von Neuville-aux-Bois	Marc Laffon
11	Alle Landser liebten Thérèse	Helmut Keller
14	Kriegsgefangener	Dominique Guévara
16	Eine Liebesgeschichte	Antoinette Dard-Puech
19	Unsere deutsch-französische Geschichte	Hans Mendgen
24	Ein Gefangener rettet eine deutsche Familie	Rainer Huth
27	Die Kapelle auf dem Bunker	Wilhelm Waibel

## Liebe und Freundschaft

31	Nachkriegslove	Familie Greisner
34	La Claire Fontaine	Karl-Heinz Sommer
38	Familienfreundschaften	Gilles Buscot
43	Ein unerwarteter Berliner Bär	Katrin Pineaudech
46	Mensaflirt – Es gibt Spaghetti	Thomas Leuow
48	Meine unmögliche Austauschpartnerin	Virginie Vendamme
52	Lieber Samir	Susanna Reckemann
54	Toi und ich	Thomas Isaak / Gaëlle Timmel
57	Paris oder ein Sommeranfang	Sebastian Kanzow
61	Dein Bett ist gemacht	Kristina Höhne
65	Mein langer Weg nach Erfurt	Jean-Pierre Dupré

---

## Lebensgeschichten

---

68	Manchmal, oft, immer	Monique Schmidt
71	Eine Collage meines Lebens	Monique Vater
74	Mein Leben in Frankreich oder Mémé de Poullaouen	Jérôme Sebastian Höfer

---

## Jugend

---

77	Auf der Suche nach den Donauquellen	Jacqueline Buzes
79	Lenzferien '78	Jean-Paul Bouzac
83	Pair heißt Paar oder: Glück im Unglück	Valérie Boquet
88	Erinnerungen an Leipzig	Blandine Prot
91	Der König von Frankreich	Falk Schönlebe
96	Schüleraustausch	Anja Cobin
99	Ein unfreiwilliger Zwischenstopp	Tobias Illner

---

## Begegnung und Engagement

---

103	Friedenstränen	Marie-Françoise Baldazza
106	Erinnerung an zwei deutsch-französische Begegnungen	Michel Kieffer
109	Eine prägende Begegnung	Hannelore Bauersfeld
113	Das ostdeutsche Fünf-Mark-Stück	Christian Desbois
115	Mein deutsch-französisches Märchen	Beate Pappritz
118	Gott in Frankreich	Fritz Reidenbach
121	Zurück in Frankreich	Fernand Berthelot
124	„Pardon, je ne parle pas français“	Margit Richert
127	Das erste Mal in Caen und was danach kam	Wolfgang O. Hugo
130	Der Auftrag	Thomas Ollig
133	Adieu, kleiner Prinz	Marita Häß-Pursche
135	Ein Manuskript findet zurück in die Heimat	Xavier Daras

---

**Als 10 schönste Geschichten wurden prämiert:**

Meine unmögliche Austauschpartnerin	Virginie Vendamme
Eine Liebesgeschichte	Antoinette Dard-Puech
Adieu, kleiner Prinz	Marita Hüp-Pursche
Paris oder ein Sommeranfang	Sebastian Kanzow
Mein Leben in Frankreich oder Mémé de Poullaouen	Jérôme Sebastian Höfer
Unsere deutsch-französische Geschichte	Hans Mendgen
Ein Gefangener rettet eine deutsche Familie	Rainer Huth
Mein langer Weg nach Erfurt	Jean-Pierre Dupré
La Claire Fontaine	Karl-Heinz Sommer
Manchmal, oft, immer	Monique Schmidt

# Der deutsche Hauptmann von Neuville-aux-Bois

VON MARC LAFFON, ÜBERSETZUNG JULIA SCHOCH

Die folgende Geschichte ist wahr. Ich habe sie erlebt. Doch damit sie dem Leser auch tatsächlich glaubhaft erscheint, muss ich so kurz wie möglich die dramatischen Umstände schildern, die zu ihr führten.

Ich war 18 Jahre alt, als ich mich im November 1937 als Freiwilliger beim 121. Reserveregiment der Nachschubtruppe meldete, die in Lure, im Departement Haute-Saône, stationiert war. Ich begann meinen Einsatz als Gefreiter im Fahrzeugtrupp, der dem Befehl von Leutnant *Devaux* unterstand. Dann hatte ich das Privileg, zum Adjutanten von Leutnant *Vinot* ernannt zu werden. Meine Einheit befand sich in Longevas, einem kleinen Dorf ungefähr zehn Kilometer vor Reims.

Als die deutsche Armee im Mai 1940 mit den Kampfhandlungen begann, waren auch wir gezwungen zu handeln. Unser Trupp wurde je nach unseren Funktionen auf unterschiedliche Weise eingesetzt. Am 16. Juni – wir bewegten uns am Kopf der schweren Treibstoffstaffel auf einer Landstraße unweit eines Dörfchens namens Neuville-aux-Bois durch ernter reife Weizenfelder in Richtung Orléans – wurde unsere Situation plötzlich kritisch. In den Weizenfeldern warteten Fallschirmspringer auf uns. Sobald unsere Kolonne in ihrer Reichweite war, eröffneten sie das Feuer. Wir mussten anhalten und uns zu unserem eigenen Schutz in die Gräben werfen. Der Kampf begann. Der Schütze eines Panzerwagens nahm mich als Zielscheibe. Doch wie Victor Hugo schon schrieb, „der Schuss ging so nah vorbei“, dass mein Helm und mein rechter Arm mit Erde bedeckt wurden. Wahrscheinlich wurde durch den starken Druck der Maschine das Geschoss abgelenkt. Zum dritten Mal in einem Monat entging ich dem Tod.

Wenig später nahm mich ein deutscher Soldat, der mir seine Waffe in den Rücken drückte, gefangen. Beim Anblick der Verwundeten wurden mir die Folgen dieses unerwarteten Angriffs schmerzlich bewusst. Einer unserer Kameraden, den es schlimm erwischt hatte, war bewusstlos. Um ihn transportieren zu können, mussten ein anderer Kamerad und ich ihn auf die Ladefläche eines Lastwagens legen. Er war so schwer verletzt, dass meine regendichte Motorradhose aus ungebleichtem Leinen vom Gürtel bis hinunter zu den Beinen von seinem Blut starnte.

Später nahm ich auf einem „Jeep“ Platz, der mich bei einem Dutzend meiner Leidensgenossen absetzte, die neben dem schwer Verwundeten, der im Sterben lag, aufgereiht vor einer Mauer standen. Wir befanden uns am Eingang des Dorfes Neuville-aux-Bois. Dort ging der Kampf weiter. Vor mir stand ein deutscher Hauptmann mit

einer 38er Pistole in der Hand, der schoss. Während dieser dramatischen Augenblicke bedeutete uns der Offizier mit dem Lauf seiner Waffe, uns hinzusetzen.

Ich gebe zu, dass ich überzeugt war, unser letztes Stündlein habe geschlagen ... Doch da holte der Hauptmann entgegen jeder Erwartung ein Fläschchen aus der Tasche seiner Uniformjacke, wandte sich – wahrscheinlich wegen meiner blutverschmierten Hose – an mich, hielt es mir mit ausgestrecktem Arm hin und sagte auf Französisch: „Cognac für die Verwundeten!“ Ich stand also auf, nahm ohne große Umstände das Fläschchen und trüffelte dem Verwundeten ein wenig davon auf die Lippen. Doch es war zu spät, ich konnte nichts mehr für ihn tun.

So habe ich in einem Moment höchster Todesangst plötzlich und unverhofft – so könnte man meinen – die aufscheinende Menschlichkeit eines deutschen Offiziers erlebt. Mir ist diese großzügige, beispiellose Geste des Mitgefühls immer in Erinnerung geblieben und ich habe auch später nie gezögert, wenn die Gelegenheit sich bot, diese Geschichte zu erzählen. Seitdem stellt sich mir die Frage: Sind die Menschen von Natur aus schlecht oder werden sie dazu getrieben? Sicher ist, das Böse steckt in einigen von ihnen!

Dennoch bin und bleibe ich überzeugt davon, dass der Hauptmann seiner Pflicht als Soldat nachkam, gleichzeitig aber ein ebenso großzügiger und edelmütiger Gentleman war. Auch heute noch, da ich diese Zeilen schreibe, überwältigen mich mit meinen bald 85 Jahren die Gefühle.

## Alle Landser liebten Thérèse

VON HELMUT KELLER

Ein Kriegsteilnehmer erinnert sich: Die junge Französin bediente im Lokal ihrer Mutter in Château d'Olonne. Alle wären für sie durchs Feuer gegangen. Nach 44 Jahren ein Wiedersehen.

Wie kam man im Jahre 1942 nach Les Sables d'Olonne? Doch nur als Soldat. Und so beginnt diese Geschichte – in Russland. Der Winter 1941/42 verwickelte uns in harte Kämpfe. Im Januar 1942 fiel die Quecksilbersäule auf minus 45 Grad. Der Rückzug begann. Unsere Einheit wurde praktisch aufgerieben. Das Thermometer zeigte Ende März nachts immer noch minus 20 Grad. Und dann geschah das Wunder: Wir wurden zur „Auffrischung“ nach Frankreich verlegt.

Ende April rollten die Transportzüge Richtung Westen. Wir bestiegen die Waggonen im Schneewasser und Schlamm von Wiasma. Die Fahrt ging durch den Frühling in Deutschland und endete im sommerlichen Südwestfrankreich. Hier reiften gerade die Erdbeeren und Kirschen. Welch krasser Szenenwechsel! Jedem von uns war zumute, als wäre ihm das Leben noch einmal geschenkt worden. So standen wir Landratten eines Tages am Strand von Les Sables, fasziniert von der Weite des Meeres.

Unsere Aufgabe hieß: Küstenschutz. Da niemand an eine Invasion in diesem Gebiet glaubte, war der Dienst nicht allzu anstrengend. Wir sollten uns ja erholen. Das Weintrinken lernte man schnell. Fische, die Früchte des Meeres, gab es in Hülle und Fülle. Wir ahnten, dass es nicht von ungefähr das Sprichwort gab: „Leben wie Gott in Frankreich“. Wo die Freizeit verbringen? In Château d'Olonne, der Nachbargemeinde von Les Sables, fanden wir ein kleines, gemütliches Restaurant. Die Mutter, Madame Maintais, führte eine gute Küche und Thérèse, die Tochter, bediente. Sie behandelte uns Soldaten korrekt, freundlich, als Gäste. Fast jeden Tag traf sich hier eine fröhliche Stammtischrunde. Bald hing ein großer Knochen über dem Tisch, in den alle Namen eingeritzt waren. So bekam der Stammtisch seinen Namen „Zum alten Knochen“. Das Lokal hieß für uns einfach „Chez Thérèse“.

Thérèse war ein bildhübsches Mädchen von 20 Jahren, immer freundlich und guter Dinge. Sie lernte schnell Deutsch. Mancher Landser hätte sie gerne zu einem Spaziergang eingeladen, aber sie hielt Abstand. Sie vergaß nie, dass wir als deutsches Militär und als Besatzungsmacht in ihrem Vaterland waren. Niemand durfte ihr zu nahe kommen. Sie wusste sich Respekt zu verschaffen – und war doch liebenswürdig und hilfsbereit. Trotz allem spinnen sich Fäden der Sympathie zwischen uns.

Thérèse wurde zur Symbolfigur für ein Leben ohne Krieg und Hass. Jeder freute sich, ihr einen Gefallen zu erweisen. Ihr Bruder war in deutscher Kriegsgefangenschaft, arbeitete im Rheinland in einer Fabrik. Sie kannte seine genaue Adresse. Ein Urlauber aus dieser Gegend nahm ein Paket für ihren Bruder mit, besuchte ihn, brachte Post zurück. Natürlich war das streng verboten. Aber für Thérèse wäre man durchs Feuer gegangen! Auch sie ließ uns nicht im Stich. Wenn die Feldpolizei den Zapfenstreich kontrollierte, fand sie für verspätete Zecher immer einen Ausweg.

Die Idylle währte nicht ewig. Im Februar 1943 ging die Fahrt zurück in die russische Eis- und Schneewüste. Schon vom Transportzug aus Kämpfe, erste Verluste. Der Knochen vom Stammtisch baumelte verloren von der Decke eines Waggons. Letzte Erinnerungen an die Atlantikküste. Das Wunder war zu Ende.

Viele Jahre nach dem Krieg trafen sich die Überlebenden wieder. Rasch kam das Gespräch auf Thérèse, auf die schöne Zeit in Les Sables. Aber wie hatte das Lokal geheißen, wie war der Familienname von Thérèse? Niemand wusste die Adresse.

Da schloss Schwabach Städtefreundschaft mit Les Sables d'Olonne. Unter der ersten Abordnung, die Schwabach besuchte, war auch Madame Colette Guyon, langjährige Stadträtin und engagierte Verfechterin der Völkerverständigung. Ihr schönes, großes Elternhaus, das am Strand lag, war damals von deutschen Pionieren gesprengt worden. Grund: markanter Zielpunkt. „Das ist vorbei“, meinte sie. „Wir müssen Freunde werden.“ Sie fuhr nach Les Sables zurück mit unserer Bitte, nach einem Lokal namens „Chez Thérèse“ zu suchen, das es im Krieg gegeben hatte. Aber all ihr Bemühen war umsonst. Der Bürgermeister von Les Sables wurde gefragt, als er in Schwabach war. Er schüttelte den Kopf: unbekannt. Im Nachhinein wissen wir, warum. Ein Lokal mit diesem Namen hat es nie gegeben. Nur in unserer Fantasie hat es so geheißen. Da kam einer von uns auf die Idee, selbst in Château d'Olonne nach Thérèse zu suchen. Er ging auf den Friedhof, las die Namen auf den Grabsteinen, in der Hoffnung, ihm würde ihr Familienname wieder einfallen. Ohne Erfolg. Zufällig traf er einen alten Mann und erzählte ihm die Geschichte. „Ich glaube, ich kann Ihnen helfen“, meinte der alte Herr ... und brachte ihn zu Thérèse.

Bald fanden die Briefe wieder ihren Weg. Kurz nach dem Krieg hatte Thérèse die Gastwirtschaft aufgegeben. Bis zu ihrem Ruhestand arbeitete sie im Notariat in Les Sables d'Olonne. Nun betreut sie die Blinden in der Region und ist unermüdlich in kirchlichen und sozialen Einrichtungen tätig. Ihr Leben ist ausgefüllt mit dem Dienst am Nächsten. Uns immer noch ein Vorbild.

Und dann: Wiedersehen mit Château d'Olonne und mit Madame Thérèse Maintais nach 44 Jahren im September 1986. Sie erkennt mich wieder, geht gleich auf mich zu: Monsieur Keller. Niemand kann die Rührung verbergen. Thérèse, so darf ich sie noch nennen, hat ein ausgezeichnetes Gedächtnis. Kennt noch viele Namen. Ein Wiedersehen mit allen wird organisiert. Sie hat Bedenken: „Was werden die Frauen der ehemaligen Soldaten von mir denken?“ Erst als meine Frau ihr versichert, dass alle nur gut von ihr gesprochen haben, willigt sie ein.

Im Juni 1987 ist es soweit. Thérèse kommt nach Schwabach. Zur Wiedersehensfeier fahren wir nach Estenfeld bei Würzburg. Dort hat unser ehemaliger Verpflegungsunteroffizier eine schöne Gastwirtschaft. 35 Teilnehmer begrüßen Madame Maintais als Ehrengast mit herzlichem Beifall. Tränen glänzen in den Augen. Thérèse hat eine kleine Rede vorbereitet. Vor Rührung bringt sie kein Wort heraus. Nach Hause zurück-

gekehrt, teilt sie uns ihre Gedanken mit. Sie findet die Freundschaft, die zwischen den Partnerstädten Les Sables d'Olonne und Schwabach besteht, ausgezeichnet. Sie schreibt:

*„Allemands et Français peuvent ainsi parler, échanger et apprendre à se connaître, mais pour moi, et pour vous aussi, je le souhaite, nous qui avons connu la guerre, notre rencontre de cette fin de juin 1987 est beaucoup, beaucoup plus! Je suis venue vous apporter mon amitié et l'amitié de la France et c'est pour moi une immense joie! J'aimerais aussi que mes meilleurs souhaits et mon souvenir soient portés à ceux qui n'ont pas pu venir. Je pense aussi à tous ceux qui sont tombés de part et d'autre.“*

*„Deutsche und Franzosen können auf diese Weise miteinander sprechen, sich austauschen und sich kennen lernen. Aber für mich und ich hoffe auch für Sie, die wir den Krieg kennen gelernt haben, ist unser Treffen in diesem Juni 1987 viel, viel mehr! Ich bin gekommen, um Ihnen meine Freundschaft zu bringen und die Freundschaft von Frankreich, das ist für mich eine riesige Freude! Ich möchte auch, dass meine besten Wünsche und Gedanken denen übermittelt werden, die nicht kommen konnten. Ich denke auch an alle die, die auf beiden Seiten gefallen sind.“*

Haben Sie Dank, Thérèse! Wir bleiben Freunde!

# Kriegsgefangener

VON DOMINIQUE GUÉVARA, ÜBERSETZUNG DORIS NOBILIA

Mein Name ist Dominique Guévara. Ich bin am 26. Februar 1918 geboren. Mit 20 Jahren wurde ich als Soldat einberufen und kam zum 7. Regiment der Chasseurs-à-Cheval in Evreux. Dann brach der Krieg aus ... Mit all seinem Unglück, all seinen Grausamkeiten. Im Juni 1940 wurde ich gefangen genommen. Ich war 22 Jahre alt ... Zu diesen fünf Jahren Kriegsgefangenschaft möchte ich mich nicht weiter äußern. Nur der beständige Wunsch ZU FLIEHEN ließ mich das alles aushalten. So bin ich aus Thale am Harz geflohen, um schließlich ins Stammlager XI.A. zurückgebracht zu werden. Dann, nach meiner zweiten Flucht, landete ich in Rawa-Ruska, bei der nächsten in Tarnopol ... Dann in Pforzheim ... und zuletzt wieder im Stammlager. „Fliehen!“, das war der einzige Gedanke, der mich aufrecht hielt.

Als ich in meiner Zelle saß, holte man mich ab, um mich zum Arbeitskommando, 35 Kilometer von Stuttgart entfernt, in das Dörfchen Rosswälden zu bringen. Ein netter kleiner Marktflecken, den ich später wiedersehen sollte. Als der Zug am Bahnhof von Ebersbach hielt, wartete eine deutsche Wache auf dem Bahnsteig auf mich. Wir kamen an eine Kreuzung, an der fünf Personen standen, die sich unterhielten. Meine Wache wandte sich an einen der Männer: „Hier bringe ich dir deinen Gefangenen.“ Der Mann kam auf mich zu. Er war groß. Plötzlich hielt er mir die Hand hin, um mich zu begrüßen ... Ich war überrascht und sah ihn verwundert an, ich war es nicht gewohnt, von einem Deutschen begrüßt zu werden ... Da ich nicht reagierte, sagte er zu mir in seiner Sprache: „Gib’ mir doch die Hand!“ Also hielt ich ihm auch meine hin. In diesem Augenblick war etwas zwischen uns geschehen. Dann fragte er mich, ob ich schon gegessen habe; ich antwortete ihm mit einem Kopfschütteln, und er gab mir zu verstehen, dass ich ihm folgen sollte. Als wir bei ihm zu Hause ankamen, ließ er mir den Vortritt, und ich betrat die Küche. Er wies mir einen Platz bei Tisch zu: „Das ist Dein Platz.“ Nach dem ganzen Leid, das ich erfahren hatte, kam es mir unglaublich vor, so freundlich empfangen zu werden. Eine Tochter saß zu meiner Rechten, die Hausherrin zu meiner Linken und mir gegenüber saßen eine zweite Tochter und der Hausherr. Da es bereits zwischen neun und zehn Uhr morgens sein musste, aß nur ich etwas Blutwurst, Brot und Käse – ein wahres Festmahl!

Nachdem ich mit dem Essen fertig war, brachte mich Herr Bauer zur Schmiede ins Dorf und gab mir Räder, einen Rahmen und alles Notwendige, um ein Fahrrad zu bauen, mit dem ich zur Arbeit fahren und sogar andere Gefangene in der Umgebung be-

suchen konnte. Wie leichtsinnig könnte man denken, ausgerechnet einem Fluchtspezialisten ein Fahrrad anzuvertrauen! Nun, im Laufe der nächsten Tage stellte ich fest, dass ich gewissermaßen als Sohn des Hauses betrachtet wurde, und ich bemühte mich, das Vertrauen der Familie nicht auszunutzen, und beschloss, nicht mehr zu fliehen. Ich muss noch hinzufügen, dass ich bei Tisch stets als Erster bedient wurde und die besten Stücke erhielt ... Das ging so weit, dass der Hausherr eines Tages seiner Frau deswegen Vorwürfe machte. Sie erwiderte daraufhin: „Dein Sohn ist irgendwo im Krieg in Russland und du wärst froh zu wissen, dass man ihn genauso gut behandelt.“ Und er antwortete: „Du hast Recht, Frau.“

Im April 1945 kamen die Amerikaner in das Dorf. Eines Morgens sagte ich Familie Bauer Lebewohl und ging bis zur Schmiede, um mich vom Hausherrn zu verabschieden. Ich hielt ihm die Hand hin, die er fest drückte, und er sagte zu mir mit Tränen in den Augen: „Dominique, nun kehrst du nach Hause zurück, aber wenn du eines Tages Kummer haben solltest oder irgendein Problem, dann komm wieder her. Hier wird es immer ein Haus geben, in dem du willkommen bist.“

Ich habe diese Worte nie vergessen. 1962 kehrte ich mit meiner Frau und meiner jüngsten Tochter nach Rosswälden zurück. Ich habe Herrn Bauer, der kurz zuvor gestorben war, nicht wiedergesehen, aber wir wurden von der Familie sehr herzlich empfangen. Bewohner des Ortes kamen spontan vorbei und brachten uns kleine Geschenke. Seit dieser Zeit unterhalten wir freundschaftliche Beziehungen zu der Familie.

# Eine Liebesgeschichte

VON ANTOINETTE DARD-PUECH, ÜBERSETZUNG DORIS NOBILIA

Damals hatte ich mir geschworen, es NIE zu vergessen. Mit 17 tut man so etwas schon mal ... Und ich habe es dennoch vergessen. Nicht von heute auf morgen, nein, sondern ganz allmählich, auf natürliche Art und Weise, so wie die Zeit vorzugehen beliebt. Ich hatte es vergessen – bis zu jenem Wintermorgen in der Kirche, an dem die Hochzeit der Nachbarstochter mit einem jungen Deutschen stattfand. Ich betrachtete dieses vollkommene Brautpaar: Sie waren jung, schön, verliebt ... „Schenk ihnen ein unbeschwertes Leben!“ Gerade, als ich das dachte, beugte er sich zu ihr vor. Sein von blonden Haaren umkränztetes Profil versetzte mir einen seltsamen Stich. Ganz plötzlich, schnell wie ein Blitz und genauso blendend, tauchte ein Bild aus den Tiefen meines Gedächtnisses vor mir auf.

Ein Bild: ein Gesicht und ein Name, Egon! Und ich erinnerte mich ... Es war 1943, ein Jahr vor der Befreiung. Ich erwartete sie sehnsüchtig, die Befreiung, und mein Hass gegen die verfluchten Besatzer war unbeschreiblich! Ich war Schülerin in einem Internat, das etwa 20 Kilometer vom Heimatdorf meiner Eltern entfernt lag. Die Zeit verstrich nur langsam und jeder Tag brachte zahlreiche neue Leiden und Entbehrungen mit sich. In den großen Ferien kehrte ich zu meinen Eltern zurück. Ich war kaum einige Tage da, als eines Morgens ein junger deutscher Oberleutnant vor unserer Tür stand, den sein Bursche begleitete. Er wollte sich das Haus ansehen, um ein Zimmer zu beschlagnahmen. Er sprach ein sehr gewähltes Französisch. Er bat mich, ihm die Schlafzimmertür zu zeigen. Ich war allein zu Hause. Darin sah ich einen guten Vorwand, um seiner Aufforderung nicht nachzukommen und so den Zorn zu beschwichtigen, der mein Herz in Aufruhr versetzte. Er musste meine Gefühle an meinem Gesichtsausdruck erraten haben, da ich mich kaum bemühte, sie zu verbergen ... Sehr höflich, aber auch sehr bestimmt erklärte er, dass er meine Gründe verstehe, sich aber erlauben würde, das Haus allein zu besichtigen. Ich blieb versteinert am Treppenabsatz stehen, unterdrückte Tränen der Demütigung und des ohnmächtigen Hasses, brachte nur mühsam einige Worte hervor. „Ich kann Sie wohl kaum daran hindern ...“ Er sollte sich bloß nicht täuschen: Mein Tonfall sagte alles. Als er im Begriff stand, die Treppe hochzugehen, drehte er sich ein wenig überrascht um und sah mich forschend an. Mein Blick wich dem seinen nicht aus. Bei all meiner Verärgerung musste ich mir selbst eingestehen, dass er gut aussah, seine hellen Augen hatten in diesem Augenblick einen seltsam milden, vielleicht sogar traurigen Ausdruck ... „Ein Arier reinsten Geblüts“,

dachte ich voll Hohn, „Hitler kann stolz auf ihn sein!“ Er schien zu zögern, dann ging er weiter, ohne etwas zu erwidern, der Soldat folgte ihm immer noch. Ich blieb unten und sann vergeblich auf ein Mittel, um die Beschlagnahmung zu verhindern. Als er die Treppe kurz darauf wieder hinabstieg, stand ich immer noch wie angewurzelt da. Im Vorbeigehen hielt er vor mir an, lächelte und hob scherzhaft drohend den Zeigefinger: „Sie sind eine stolze und hochmütige kleine Französin ... Ich werde wiederkommen, wenn Ihre Eltern da sind.“ Als die Tür hinter ihm zufiel, lehnte ich meine Stirn gegen die Wand und ließ meinen Tränen freien Lauf. So weinte ich lange Zeit. Er kam dann wirklich, um bei uns zu wohnen oder vielmehr zu schlafen, denn wir sahen ihn tagsüber kaum. Er verhielt sich übrigens sehr taktvoll und war stets höflich, das musste man zugeben. Ich hatte „Das Schweigen des Meeres“ von Vercors gelesen, das mich bis heute sehr beeindruckt. Da mir kein anderer Ausweg blieb, entschloss ich mich, es der Heldin des Romans gleichzutun, die unter ähnlichen Umständen nie mit dem deutschen Offizier sprach, ihm nie eine Antwort gab. Die ersten Male, die ich ihm im Haus begegnete, ignorierte ich ihn auf demonstrative Weise. Bevor ich allerdings den Blick abwandte, entdeckte ich in seinen Augen manchmal einen belustigten Ausdruck ... was mich nur noch wütender machte! Er unterließ es nie, zu grüßen, so als ob nichts wäre ...

Eines Abends – es war Hochsommer – ging ich hinaus, um im Garten hinter dem Haus „frische Luft zu schöpfen“, wie man bei uns sagt. Ich setzte mich auf die Gartenbank. Die Nacht brach gerade herein, eine traumhafte Nacht, schön, frisch und duftend. Eine Nacht, in der man sogar den Krieg vergaß! Ich sah zu, wie die Sterne nach und nach am Himmel aufleuchteten und dachte an nichts. Plötzlich stand er vor mir – und der Krieg war wieder da. Ich sprang auf. Sollte er ruhig auch meine Bank beschlagnahmen, da ihm ja alles erlaubt war! Ich wollte weglaufen, als er seine Hand ganz sachte auf meinen Arm legte. „Verzeihen Sie mir, dass ich Sie störe, Fräulein Aline“ (er nannte mich beim Vornamen, noch etwas, das er sich einfach herausnahm!), „erlauben Sie mir, mich zu setzen?“ Ich vergaß meinen Schweigevorsatz. „Warum fragen Sie mich, ist Ihnen nicht alles erlaubt?“ „Ich meine, ob ich mich zu Ihnen setzen darf ...“ Ich antwortete nicht. Er fuhr fort: „Sie hassen mich sehr, oder?“ „Ja, sehr.“ Ich konnte nicht umhin, es ihm zu sagen. „Ich verstehe Sie, ich bin Ihnen nicht böse deshalb.“ Ich wollte gehen, er hielt mich immer noch fest. „Ich bitte Sie, bleiben Sie. Ich möchte mich sehr gerne zu Ihnen setzen, ich möchte den Krieg heute Abend vergessen. Er lächelte traurig, mit einer Traurigkeit, die einem bis ins Mark ging. Er wiederholte: „Ich bitte Sie...“ Es war wirklich eine Bitte. Ich hatte Verzweiflung aus seiner Stimme herausgehört. Ich habe noch nie einem Unglücklichen absichtlich den Rücken kehren können. Er stand da, und in diesem Augenblick vergaß ich, dass er Deutscher war, ich vergaß meinen Hass. Ich setzte mich. Wir sprachen kaum. Er nannte mir seinen Namen, Egon, und den seiner Heimatstadt, Hamburg, und sagte, dass er seit langem nichts mehr von seinen Eltern gehört habe ... Um die Wahrheit zu sagen, redete er fast mit sich selbst, ich konnte dazwischen nur kurze Einwürfe machen. Ich spürte, dass er sehr müde, entmutigt, unglücklich war. Und es gelang mir nicht, mir Vorwürfe zu machen, weil ich da saß, neben ihm ...

In dieser Nacht schlief ich sehr schlecht. Ich hinterfragte verzweifelt mein Verhalten: War es gut oder sehr schlecht gewesen, was ich getan hatte? Ach! Was hatte es genutzt, mir ein Beispiel an Vercors Heldin nehmen zu wollen, wenn ich bei der ersten Gelegenheit zum Feind überließ? „Collaboration“ ist heute ein Wort, dessen Gewicht

wir vergessen haben. Damals war seine Bedeutung überwältigend. Und besonders für mich, deren Hass noch die wilde Leidenschaft der Jugend hatte.

Und dennoch ... Dennoch kehrte ich zu der Bank zurück. Ich wusste, dass er auch kommen würde. Nach und nach wurde es uns zur Gewohnheit, ja, mehr als das, viel schöner als eine Gewohnheit. Bald trafen wir uns jeden Abend dort, angetrieben von einer Kraft, gegen die der Krieg alle Warnungen der Welt und wir selbst nichts ausrichten konnten. Wir redeten über alles und nichts, ganz offen, wie junge Leute, die glücklich sind, sich zu sehen. Wenn wir zusammen waren, schienen die Blumen schöner und der Abend noch märchenhafter... Eines Abends konnte er nicht kommen. Seine Abwesenheit bereitete mir einen unerwarteten, ungekannten Schmerz – und ich begriff, dass dies Liebe war. Bis zu diesem Zeitpunkt hatte ich nicht darüber nachgedacht – oder nicht darüber nachdenken wollen. Am nächsten Tag trafen wir uns viel früher als sonst. Wie lang mir der Tag vorgekommen war! Als ich ihn sah, wusste ich, dass meine Liebe erwidert wurde. Er küsste leidenschaftlich meine Hand. Wir hatten dieselbe Entdeckung gemacht und waren völlig durcheinander. Zwischen zwei Küssen konnten wir gerade einmal unsere Namen stottern ... Oh, Egon, wie sehr haben wir uns geliebt, obwohl wir so wenig von Liebe gesprochen haben!

Am nächsten Tag kam mein Vater mittags sehr aufgeregt zurück. Er hatte gerade erfahren, dass zwölf Angehörige des Maquis, darunter auch eine Frau, in der Nachbarstadt exekutiert worden waren. Ich starrte ihn an, wollte es nicht glauben! „Das ist unmöglich!“ Der ganze Ort sprach davon, und der Hass wuchs noch. Für mich war es ein schrecklicher Schlag. Ich hatte zwei Monate lang in einer Art Traum gelebt, der mich irgendwie dem Rest der Welt, allem, was sonst noch geschah, entzogen hatte. Jetzt kam das grausame Erwachen. Ich hatte das Gefühl, mein Land verraten zu haben, höchstpersönlich für diese zwölf Toten verantwortlich zu sein ... Ja, meine Liebe war kriminell, sie musste auch getötet werden. Ich hasste mich, ich verachtete mich. Aber so sehr ich es mir auch vorwarf, ich konnte Egon nicht mehr hassen, ich konnte nicht anders, als ihn lieben. Ich musste allerdings darauf verzichten, es musste sein! Allein der Gedanke bereitete mir unsägliche Pein. Trotz allem fand ich die Kraft, es zu tun ...

Am selben Tag noch bat ich meine Eltern darum, mich zu Cousins aufs Land fahren zu lassen. Hatten Sie mein Dilemma erraten? Jedenfalls wunderten sie sich nicht über meinen Wunsch. Sie gaben vor, ihn meiner Aufgewühltheit angesichts der Exekutionen zuzuschreiben und ließen es zu, dass ich mich in meinem Zimmer einschloss, ohne Fragen zu stellen. Ich weinte den ganzen Abend und verbot mir sogar, Egon noch einmal zu sehen, denn ich wusste nur zu gut, dass alles wieder von vorne anfangen würde, wenn ich ihn wieder sah. Es schien mir, niemand könnte in diesem Augenblick unglücklicher sein als ich. Ich ging am nächsten Tag fort, ohne ihn wiedergesehen zu haben. Viel später erzählte mir meine Mutter, dass er damals mit ihr gesprochen habe. Er hielte es für besser, mir nicht zu schreiben und eine Entscheidung zu respektieren, die er verstehe, sagte er. Er hatte ihr von seiner Liebe erzählt und von der Hoffnung, die er hegte, nach dem Krieg zurückzukommen. Kurze Zeit später ging er fort. Was mag aus ihm geworden sein? Ich habe nie etwas darüber erfahren. Wenn er nur alles verstanden hat ... Ich habe unserer Nachbarin alles Glück der Welt gewünscht. Aber hat sie von den anderen nicht dasselbe gehört? Ich konnte ihnen nicht sagen, dass sie sehr viel Glück haben, sich heute lieben zu dürfen. Ich habe es meiner Tochter gesagt. Sie war damals 16. Sie sah mich an, und in ihrem Blick lag große Verwunderung.

# Unsere deutsch-französische Geschichte

VON HANS MENDGEN

Anfang Mai 1945, als der Krieg gerade zu Ende gegangen war, lernte ich meinen Freund Otto in einem französischen Kriegsgefangenenlager kennen. Er war damals 17 und ich 18 Jahre alt. Man hatte uns junge Gefangene und einige schon recht alte erst vor ein paar Tagen von dem Gros der anderen getrennt und in einem gesonderten Lager untergebracht. Angeblich sollten wir „halbe Portionen“ bald entlassen werden. Hoffnungsfroh feierten wir unseren neuen Status mit dem verdünnten Rübenkaffee, einer Scheibe Brot, die uns pro Tag zugeteilt wurde – und dass ich’s ja nicht vergesse: der täglichen Wassersuppe, in der ein paar einsame Rübenschnitzchen herumschwammen. Wenn’s grad nichts zum Essen gab, also meistens, redeten wir vom Essen, hatten Hunger und hofften sehnsüchtig, bald heimzukommen. Nach einigen Wochen konnte man unsere Rippen schon von weitem zählen und wir warteten immer noch auf unsere Entlassung.

Eines Tages unterbrach die Ankunft eines deutschen Arztes, der wie wir Gefangener war, das tägliche Einerlei. Er untersuchte jeden Einzelnen unseres jämmerlichen Haufens gründlich und machte Kreuzchen auf einer langen Namensliste. Als er mit seiner Arbeit fertig war, las er alle angekreuzten Namen vor – Ottos und meiner waren auch darunter – und ließ die Genannten vortreten, alle anderen schickte er fort. Pathetisch, wie ein Wohltäter verkündete er dann: „So, Kameraden, für euch ist jetzt das Hungern vorbei, ihr kommt als Erntehelfer in die Landwirtschaft.“ Wir Schwächlinge beim Bauern arbeiten? Na, das wird was geben! Aber daran gewöhnt, alles zu tun, was angeordnet wird – wir hatten allerdings auch keine Wahl –, packten wir unsere kümmerlichen Habseligkeiten zusammen, wünschten den zurückbleibenden Kameraden alles Gute sowie baldige Entlassung nach Hause und folgten unserem Leithammel zum großen Eingangstor.

Dort erwartete uns schon eine ganze Anzahl von Zivilisten. Bis dahin hatten wir ja noch keine Franzosen kennen gelernt, außer den Wachposten, und die zählten nicht, da sie uns sowieso weitgehend ignorierten. Das sollte nun anders werden. Wie wird man sich wohl uns gegenüber verhalten? Wir waren äußerst gespannt. Otto, ich und zwei weitere Kameraden wurden zwei Männern anvertraut, die uns aus dem Lager hinaus zu ihrem klapprigen Pkw führten. Zu sechst zwängten wir uns in das altertümliche Gefährt und los ging’s, einem unbekanntem Schicksal entgegen.

Das Stadtgebiet von Langres war kaum hinter uns verschwunden, als die zwei Franzosen ihr Gespräch unterbrachen und einer uns fragte: „Avez-vous faim? Haben Sie Hunger?“ – „Oui, oui, ja, ja!“, beeilte ich mich zu antworten, als Einziger, der von der Schule her ein wenig Französisch radebrechen konnte. Gemächlich holte der Mann einen Brotbeutel heraus und reichte jedem von uns einen ordentlichen Ranken Brot und ein deftiges Stück Speck. „Merci beaucoup, Messieurs!“ Uns gingen die Augen über und genussvoll begannen wir, die erste vernünftige Mahlzeit seit vielen Wochen zu verspeisen.

Das fängt ja hoffnungsvoll an, stellten wir fest, und durch ihre freundliche Geste ermutigt, begann ich mit unseren Wohltätern mein erstes zaghaftes Gespräch auf Französisch. Sie freuten sich, dass einer von uns sogar ihre Sprache verstand, gingen gerne darauf ein und ich musste nun mehr schlecht als recht alle möglichen neugierigen Fragen der Leute beantworten. Noch endlos hätten wir an diesem wunderschönen Frühsommertag weiterfahren können – bis nach Hause! Aber leider ging's ja westwärts, entgegengesetzt also, und bald verkündete einer unserer Bauern: „Dort vorne ist Busson, da kommt ihr beide hin“, und er zeigte auf Otto und mich. Erst lud er meinen Freund ab und dann ging's einen steilen Weg hinab zu meinem zukünftigen Arbeitsplatz.

Unten, vor einem U-förmig angelegten Gehöft, stand eine sehr schlanke Frau. Na, hoffentlich ist ihre Magerkeit kein schlechtes Omen, dachte ich, da wurde ich ihr auch schon mit den Worten übergeben: „Madame, Ihr prisonnier (Gefangener) kann Französisch!“ Da stand ich nun und sagte brav mein „Bonjour, Madame“ auf und harrete der Dinge. Und tatsächlich fragte sie mich nach der Begrüßung als Erstes: „Avez-vous faim?“ Sie sprach mich sogar mit Sie an! Leider musste ich verneinen, denn ich war von dem ungewohnt nahrhaften Vesperbrot im Auto doch tatsächlich zum ersten Mal seit langer Zeit satt. Sie bedeutete mir, dass sie Madame Henriot, meine patronne sei, und fragte mich ebenfalls nach meinem Namen. Bei meiner Vorstellung erklärte ich, dass mein Name Hans, auf Französisch Jean sei. Der Jean bin ich übrigens auch heute noch bei allen meinen Freunden in Busson.

Anschließend führte sie mich zu ihrem Mann, der mit einem Pflug und zwei Pferden die Kartoffeln häufelte. Das war eine gemütliche Arbeit und wir kamen gleich ins Gespräch. Ich lernte meine ersten neuen Wörter und bekam einen Vortrag über meine zukünftigen Pflichten. Alles verstand ich noch nicht auf Anhieb, aber das wurde dann von Tag zu Tag besser. Wenn allerdings Fremde kamen, beeilten sich meine patronne und mein patron zu verkünden, dass ihr prisonnier Französisch spreche. So wurden unliebsame Überraschungen vermieden und ich habe während meines Aufenthaltes dort nie abfällige Worte über die Deutschen gehört – bis auf eine Gelegenheit, als ich rein zufällig unbeobachteter Ohrenzeuge des folgenden Gespräches wurde: „Na, wie weit seid ihr mit der Arbeit?“, fragte die patronne ihre Hausangestellte, mit der ich gemeinsam am Vormittag eine Aufgabe zu erledigen hatte. „Wir sind fast fertig, Madame“, antwortete das Mädchen. „Aber der 'boche' hat doch absolut keine Ahnung von der Landwirtschaft, der boche hat nämlich gefragt ...“ – „Ta gueule!“ (Halt dein Maul!), gellte urplötzlich die Stimme der patronne dazwischen und unterbrach das Palaver des erschrockenen Mädchens (das Wort „boche“ ist eine äußerst abfällige Bezeichnung für einen Deutschen): „Wenn ich noch einmal dieses Wort in meinem Haus höre, fängst du hochkant hinaus, merk dir das!“

Doch zurück zum Abend des ersten Tages in Busson: Nach einem reichlichen – und gemeinsamen – Abendessen zeigte mir der Chef das Zimmer im Anbau seines Hauses, wo mein Bett stand, sagte: „Bonne nuit, Jean, et dors bien!“ (Gute Nacht, Hans, und schlaf gut!) – und schloss mich ein. So weit, so gut, aber mein Magen vertrug das gute und reichliche Essen noch gar nicht und zwang mich bald, eiligst das Zimmer zu verlassen – durchs Fenster, weil die Türe ja abgeschlossen war. Prompt lief ich dem patron in die Arme, der gerade seinen letzten Rundgang absolvierte: „Was machst du denn noch draußen? Und überhaupt, ich hatte doch die Tür abgeschlossen?!“ So was hatte ich natürlich befürchtet und mir deshalb eine Antwort im Voraus zurechtgelegt. Spontan wäre die mir damals sicher noch nicht eingefallen: „J'étais pressé et je n'ai pas trouvé le pot de chambre.“ (Ich hatte es eilig und habe den Nachtopf nicht gefunden). Er stutzte kurz und brach dann in schallendes Gelächter aus, das sogar seine Frau auf den Plan rief. Damit war der Bann gebrochen und ich wurde nie mehr eingeschlossen.

Ein paar Tage später kam er dann mit dem Bürgermeister, Ottos patron, überein, uns ein gemeinsames Quartier zu verschaffen. Ein altes Haus am Dorfrand wurde nun unsere Bleibe. Dort wohnte niemand, nur das Vieh des Bürgermeisters war in den Ställen untergebracht. Endlich konnten wir uns wieder miteinander unterhalten und unsere Erlebnisse austauschen. Mein Freund sprach doch kein Wort Französisch. Er war zwar auch Oberschüler gewesen, ehe er von der Schulbank weggerissen und wie ich Soldat wurde, hatte aber nur Englisch gelernt. Nun war ich sehr gespannt, wie es ihm ergangen war.

„Oh, Hans“, berichtete er, „bei mir war's komisch, als ich bei meinem Bauern ankam. Ich konnte durch eine offene Tür sehen, dass um einen großen Tisch eine Menge Leute saßen, die offensichtlich alle auf mich warteten. Also ging ich rein, sagte brav „bonschur“, wie du es mir empfohlen hattest, und wartete. Meine patronne fuchtelte mit Händen und Füßen und machte mir verständlich, wer die Leute am Tisch waren: Monsieur Roux, der patron, sie selbst, Madame Roux, die patronne ... und so weiter, und zum Schluss zeigte sie auf mich und sagte irgendwas, das ich zwar nicht verstand, aber gut begriff: Sie wollte wissen, wie ich heiße. Also zeigte ich auch auf mich und sagte: 'Otto'. Kaum war das heraus, fingen alle am Tisch an zu lachen, am schlimmsten aber die Hausangestellte, sie wieherte wie ein Ross, schlug sich auf die Schenkel, brüllte 'Otto, Otto' und konnte sich nicht beruhigen. Was hat die denn so zum Lachen gebracht?“ Es war ja dann schnell erklärt, dass nämlich das Wort für „Auto“ im Französischen eben genauso ausgesprochen wird wie bei uns der Name Otto. „Na, wenn das so ist ...“, beruhigte sich mein Freund.

Ab sofort begann jeder Feierabend in unserer neuen Wohnung mit dem Rekapitulieren der neuen Wörter des Tages. Bald hatte auch er keine Probleme mehr mit der Sprache und wenn später die jungen Leute vom Dorf sonntags zu uns kamen, sprachen wir beide sogar untereinander nur noch Französisch.

Schnell merkten wir, dass wir den Franzosen gegenüber voller Vorurteile waren. Wie viel Unsinn hatte man uns doch über unseren geographischen Nachbarn eingetrichtert. Im umgekehrten Fall war's natürlich ähnlich, wie wir bald erkannten. Es gab also gegenseitig einiges zu revidieren. Und je besser wir uns miteinander verständigen konnten, umso näher kamen wir uns. Es vergingen nur ein paar Monate und wir fühlten uns nahezu integriert. Nachzuholen gab's allerdings zuvor auch noch einiges an unserem physischen Zustand! Zuvor im Gefangenenlager von Langres hatten wir uns

gar nicht vorstellen können, jemals fähig zu sein, schwere körperliche Arbeit zu verrichten. Aber fast noch weniger vorstellbar war es für uns, an Menschen zu geraten, die uns Schritt für Schritt in das Leben und die Arbeit auf einem Bauernhof hineinwachsen ließen und dabei nie Unmögliches von uns verlangten. Als mein patron einmal merkte, dass die Arbeit bei der Heuernte über meine Kräfte ging, verordnete er mir sogar für ein paar Tage einen Mittagsschlaf, während er die Vorbereitungen für die Nachmittagsarbeit alleine traf. Bei dieser Behandlung, dem guten Essen und natürlich auch, weil wir noch jung waren, wuchsen nicht nur unsere Kräfte schnell wieder nach, sondern auch unser Selbstvertrauen. Bald waren wir so weit, dass wir mit unseren patrons über strittige Probleme bei der Arbeit lautstark diskutierten – fast wie zu Hause.

Wir schlossen sogar Freundschaft und machten Dummheiten, wie das bei jungen Leuten auf der ganzen Welt üblich ist. Als man uns zum Beispiel über die Gepflogenheit berichtete, in der Nacht zum 14. Juli Raketen und Böller abzuschießen, fanden wir endlich eine Gelegenheit, unsere „Fundstücke“ sinnvoll einzusetzen. Da war zunächst ein gusseiserner Böller, leider ohne Schießpulver. Doch gerade noch rechtzeitig vor dem Termin entdeckte Otto in einer verlassenen Scheune ein paar Gurte Munition für Maschinengewehre, die dort noch vom vergangenen Krieg liegengelassen waren. Jetzt hatten wir Schießpulver genug und gemeinsam mit ein paar jungen Franzosen zogen wir dann in der Nacht vor dem großen Nationalfeiertag durchs Dorf und wummerten die Leute aus dem Schlaf. Man stelle sich das vor: deutsche Soldaten in Kriegsgefangenschaft – und kein Mensch nahm uns das übel, man lachte sogar! Als man uns dann allerdings am nächsten Tag auch noch zum Tanz einlud, der ja zum „quatorze juillet“ (14. Juli) dazugehört, verzichteten wir doch lieber, denn es waren Leute aus der Stadt da, bei denen wir diesen legeren Umgang mit „dem besiegten Feind“ nicht voraussetzen konnten. Die Bauern dagegen behandelten uns längst als ganz normale Menschen.

Eigentlich hatten wir keinen Grund zur Klage, aber das ständige Heimweh hinderte uns daran, unsere Stellung als Landarbeiter nicht nur als eine nette Episode in unserem Leben zu betrachten. Einmal traf ich beim Ackern einen Bauern vom Nachbardorf und wie es Sitte ist, ging ich als der Jüngere auf eine kurze Unterhaltung zu ihm hinüber. „Schönes Wetter haben wir heute ...“ und so weiter, was man halt so sagt. Er ging selbstverständlich gerne darauf ein, wir zündeten uns Zigaretten an, pafften gemütlich und kamen auf allerhand Themen. Schließlich fragte ich ihn, warum er nicht auch einen Kriegsgefangenen anfordere, den er in seiner großen Landwirtschaft doch gut gebrauchen könnte. „Ja, wissen Sie“, antwortete er mir bedächtig, „ich und meine Familie sind der Ansicht, dass man sich an dieser modernen Form der Sklaverei nicht beteiligen sollte. Ich habe das auch schon in der Öffentlichkeit gesagt, einer muss schließlich damit anfangen!“ Diese Ansicht eines Franzosen über unseren Status als Kriegsgefangene überraschte mich sehr, das war neu, das war damals sogar revolutionär!

Heute, über 50 Jahre später, aber Gott und Menschen wie ihm sei Dank, sind derlei Verhältnisse bei Franzosen und Deutschen längst nicht mehr vorstellbar. Eine kleine Begebenheit zeigt das besonders deutlich: Als mein Freund Otto und ich vor einiger Zeit wieder zu einem unserer gegenseitigen Besuche bei unseren Freunden in Frankreich waren, fragte uns ein 19-jähriges Mädchen, das uns schon von klein auf kannte: „Sagt mir doch mal, wieso kennen wir euch eigentlich? Ihr kommt doch von so

weit her?“ Wir erzählten ihr, dass wir schon lange vor ihrer Geburt fast vier Jahre lang als Kriegsgefangene bei ihren Großeltern gearbeitet hatten. Daraufhin schaute sie uns ganz verständnislos an, drehte sich abrupt zu ihrem Großvater um und fragte ihn: „Opa, ist das wahr?“ „Freilich ist das wahr“, bestätigte er. Nach einer nachdenklichen Pause meinte sie dann: „Wieso könnt ihr dann überhaupt noch mit uns befreundet sein, wenn man euch doch gezwungen hatte, hier zu bleiben?“ „Ja, weißt du“, war unsere Antwort, „erstens hatten ja deine Großeltern gar keine Schuld an dieser Lage und außerdem waren sie von Anfang an immer sehr anständig zu uns und das war damals gar nicht selbstverständlich. Und weil inzwischen nicht nur deine Großeltern und der Otto und der Jean und ihr alle hier am Tisch, sondern fast alle vernünftigen Menschen in unseren Ländern erkannt haben, dass sowohl die Franzosen als auch die Deutschen eigentlich ganz nette Leute sein können, funktioniert jetzt das Zusammenleben unserer beiden Völker doch ganz prima – pas vrai? Nicht wahr?“

# Ein Gefangener rettet eine deutsche Familie

VON RAINER HUTH

Hätte ich einen Wunsch frei gehabt, ich hätte mir gewünscht, Raoul Marie kennen zu lernen ...

Im Juni 1965 wurde mir schon einmal ein Herzenswunsch erfüllt: Ich kam von der Schule nach Hause mit der guten Nachricht: „Ich darf am Schüleraustausch mit Dinan teilnehmen“. „Wenn Raoul das wüsste!“, war der Kommentar meines Vaters. „Der würde sich wahnsinnig freuen.“ Wer war dieser Raoul? Er war der Kriegsgefangene, der von 1941 bis 1945 in der Gärtnerei meines Patenonkels in Volkach am Main gearbeitet hatte. Als er dorthin kam, war Cousine Lieselotte zehn Jahre alt. Sie bewunderte sein gepflegtes Äußeres und erinnert sich noch heute an die Pomade in seinem Haar. Er war ein geradezu charismatischer Franzose, der auf mysteriöse Art im April 1945 beim Einmarsch der Amerikaner plötzlich von der Bildfläche verschwunden war und von dem noch heute Anekdoten und wahre Wundertaten berichtet werden.

So erzählen ältere Volkacher, er habe in den Weinbergen der Stadt Schnecken gesucht, sie zubereitet und verspeist. Mein Vater berichtet, er habe sich während eines Fronturlaubes mit dem elf Jahre älteren Raoul angefreundet, der ihm von seinen Weinbergen am Fuß der Pyrenäen erzählte, von seiner Aprikosenplantage, die mitten im Winter blühe, und der ihm „ideologisch die Hosenträger hochgezogen und die Spur neu eingestellt“ habe.

Aber eine Tat Raouls bleibt in Volkach bis heute unvergessen: Anfang März 1945 war Raoul beim Schmied, dem Nachbarn meines Patenonkels, zum Abendessen eingeladen. Der Schmied war allein: Seine ganze Familie wurde gerade in der Würzburger Augenklinik behandelt, denn eine Sprengbombe hatte in seiner Abwesenheit das Haus schwer beschädigt und herumfliegende Glassplitter hatten allen, die bei der Detonation im Haus waren, schwere Augenverletzungen zugefügt. Raoul verzehrte ein Schinkenbrot und erkundigte sich nach der Familie des Schmieds. Als er erfuhr, dass diese noch in stationärer Behandlung in Würzburg sei, sagte er: „Hol' sie da sofort raus! Du bist mein Freund, vertrau mir, hol' sie raus aus der Stadt! Mehr darf ich nicht sagen.“

Der Schmied vertraute Raoul, ließ sich einen holzgasgetriebenen Laster aus und brachte seine Familie, darunter ein völlig erblindetes Kind, in das Schloss Schönborn in Wiesentheid, das als Lazarett diente. Eine Woche später, am 16. März 1945, wurde die Innenstadt Würzburgs durch einen Fliegerangriff völlig vernichtet. Der Luftschutzraum der Universitätsaugenklinik erhielt einen Volltreffer. Niemand überlebte

dort. Raoul hatte die Familie des Schmieds gerettet. Aber woher hatte er von diesem Angriff gewusst? Wo steckte er überhaupt jetzt? Er war bei Jung und Alt bekannt und beliebt. Vor allem die Volkacher Frauen hatten gerne bei dem charmanten, schalkäugigen Franzosen Blumen eingekauft. Man munkelte, er habe Mitte April 1945 wohl wieder einen Fluchtversuch gewagt ...

Juli 1999. Ich sitze an meinem Schreibtisch und korrigiere die letzten Französisch-Schulaufgaben des Schuljahres. Da klingelt das Telefon. Es ist Helmut W., gebürtiger Landshuter, Wahlfranzose und Deutschlehrer an unserer Partnerschule in Larche. Er berichtet: „Ich habe letzte Woche meinen Schwiegervater in der Rehaklinik von Collioure besucht. Sein Rollstuhlnachbar, ein netter, weißhaariger alter Herr bekam dabei mit, dass ich aus Bayern stamme. Ich erzählte ihm, dass ich seit zehn Jahren regelmäßig zum Schüleraustausch nach Nordbayern käme. Darauf sagte er, er sei in der Nähe von Würzburg als Kriegsgefangener gewesen und würde wahnsinnig gerne erfahren, was aus seinen alten Freunden und Bekannten geworden sei.“

Eine Woche später kommt Helmut's Brief. Ich öffne das Couvert und lese: „... heißt Raoul Marie und arbeitete vier Jahre in der Gärtnerei S. in Volkach.“ Unglaublich! Das ist „unser“ Raoul! Er lebt noch! Zwei Minuten später habe ich Helmut am Telefon. „Das gibt es nicht“, entfährt es ihm, als ich ihm erzähle, um wen es sich bei Raoul handelt. Dank Minitel findet er sofort dessen Telefonnummer und Adresse heraus. „Sei vorsichtig“, warnt mich Helmut. „Der Mann ist zwar noch auf Draht, aber schon weit über 80.“ Wo ist die Telefonnummer der Volkacher? Cousine Lieselotte nimmt den Hörer ab. Hastig erzähle ich ihr die Geschichte. „Unglaublich. Ja, das ist er. Er sagte immer, er sei aus einem kleinen Dorf bei Perpignan ...“

„Oui ...“ Es ist die Stimme eines sehr alten Mannes. Ich stelle mich vor, rede langsam und deutlich, erkläre, wer ich bin. Ich habe einen Kloß im Hals, kann vor Rührung kaum sprechen. Dieser Mann hatte einst mitten im Krieg die deutsch-französische Freundschaft gelebt: Er hatte geholfen, wo er konnte. Ohne die positive Erinnerung an ihn hätten meine Eltern mich damals vielleicht nicht zum Schüleraustausch nach Dinan gelassen, wäre ich wohl nicht später Französischlehrer geworden ... Auch seine Stimme klingt stockend. „C'est un coup de sort. Venez le plus tôt possible. J'ai 87 ans.“ – „Das ist eine Fügung des Schicksals. Ihr müsst so schnell wie möglich herkommen. Ich bin 87.“ Unter den alten Leuten Volkachs verbreitet sich die Nachricht, dass Raoul Marie am Leben ist, wie ein Lauffeuer.

3. November 1999, 19 Uhr, Banyuls-des-Aspres, Rue de la Poste. „Da steht er, ja, das ist er!“ Nach mehr als 54 Jahren liegen sich Lieselotte und Raoul in den Armen. Ich betrachte ihn. Er wirkt viel kleiner als auf den alten Fotos. Seine Haare sind weiß wie der ewige Schnee auf dem Canigou, den man noch am Horizont erahnen kann ... Es gibt viel zu erzählen. Ich muss übersetzen. Raoul hat seit 54 Jahren nicht mehr Deutsch gesprochen. „Warum bist du damals plötzlich verschwunden, ganz ohne Abschied?“ Die Erklärung ist einfach: Die Amerikaner waren im April 1945 in Volkach einmarschiert, hatten ihn auf die Flagge schwören lassen und ihn in eine amerikanische MP-Uniform gesteckt. Von Mai bis Dezember 1945 arbeitete er für die amerikanische Militärpolizei in Würzburg, musste den Bahnhof sichern und vor allem darauf achten, dass die Arzneilieferungen an das amerikanische Krankenhaus nicht in dunklen Kanälen verschwanden. Erst an Weihnachten 1945 durfte er nach Hause, wo Frau und Tochter sehnsüchtig auf ihn warteten. Und viel Arbeit: Seine Weinberge waren heruntergekomm-

men. Mühsam riss er mit seinem einzigen Pferd einen alten Weinstock nach dem anderen aus und pflanzte neue Rebstöcke der Sorten Grenache, Syrah und Carignan, Hektar für Hektar ...

Lieselottes Nachbarn, die überlebenden Mitglieder der Familie des Schmieds, wollen unbedingt wissen, woher Raoul damals vom bevorstehenden Luftangriff auf Würzburg wusste. „Wir waren 40 gefangene Franzosen in Volkach und als Kommando in der ‘Résistance’ organisiert. Wir besaßen einen Radioapparat, ein Hochfrequenzgerät mit Quarzsteuerung, das ein Flugzeug abgeworfen hatte. Ständig hörte einer von uns die Durchsagen der BBC ab. Codierte Meldungen, die unser Kommando in Volkach betrafen, wurden eingeleitet mit dem Satz ‘Les fermiers ne sont pas d’accord’, ‘Die Bauern sind dagegen’. Eines Tages wurde mitgeteilt, dass ein massiver Luftangriff auf Würzburg bevorsteht. Das exakte Datum wurde nicht genannt. Da habe ich eure Nachbarn gewarnt.“

Raoul wird am 21. Januar 2004 92 Jahre alt. Die ersehnte Reise nach Volkach, das Wiedersehen mit Freunden ist wohl nicht mehr möglich: Die Beine wollen nicht mehr. Aber der Geist ist noch hellwach. Viermal haben wir ihn inzwischen besucht. Wenn er von alten Zeiten erzählt, lasse ich das Tonband mitlaufen: Da ist die Gefangennahme 1940 bei Dünkirchen, das Auskurieren einer Verletzung im Militärkrankenhaus Marianhill in Würzburg, wo ihm eine unbekannte Würzburgerin Fluchthilfe anbietet – offenbar gab es auch in Würzburg mitten im Krieg ein organisiertes deutsches Widerstandsnetz. Da ist der Arbeitseinsatz in den Weinbergen des Juliusspitals in Würzburg und Randersacker, dann in der Gärtnerei meines Onkels in Volkach. Da gibt es einen spektakulären Fluchtversuch mit einem gestohlenen PKW der Marke „Auto-Union“ (der Vorläufer von DKW und Audi), der bis an den Bodensee führte und leider wieder zurück nach Volkach, denn die Schweizer Grenze wurde allzu gut bewacht. Dieser sensationelle Ausflug durch halb Deutschland wurde mit einer alten Leica fotografisch dokumentiert. Da ist Ende 1944 der überraschende Besuch des Reichsfinanzministers von Krosigk, der einer nach Volkach evakuierten Großindustriellenfamilie seine Aufwartung macht: Raoul ist dieser Familie vom Blumenkaufen in der Gärtnerei her gut bekannt; er wird zum Champagnerempfang eingeladen und vom Minister gefragt, ob er an eine Zukunft des Kommunismus in Deutschland nach dem Kriege glaube ... „Und was hast du geantwortet?“, fragt mein Sohn. „Non, pardi!“ Da hat er wohl Recht gehabt.

Vielleicht habe ich einen weiteren Wunsch frei. Ich wünsche mir, dass Raoul noch möglichst lange sein Leben genießen kann. Wir werden ihn nie vergessen. Und am 21. Januar, seinem Geburtstag, werden wir ihn wieder anrufen und mit einem Glas roten Château Planères, der aus seinem Weinberg stammt, auf ihn anstoßen.

## Die Kapelle auf dem Bunker

VON WILHELM WAIBEL

Weihnachten 1945. Meine Heimatstadt Singen am Hohentwiel ist von der französischen Armee besetzt und ich, fast zwölf Jahre alt, bin als Messdiener mit dem Pfarrer der katholischen Pfarrei St. Josef unterwegs zu einem außergewöhnlichen Gottesdienst: Weihnachtsmesse mit gefangenen deutschen Soldaten im Kriegsgefangenenlager im Singener Industriegebiet.

Streng werde ich vom Wachposten kontrolliert. Und dann ein Weihnachtsgottesdienst besonderer Art, schlicht und einfach in einer Holzbaracke. „Stille Nacht! Heilige Nacht!“ erklingt, ganz anders, als ich als Kind dieses Lied von zu Hause kenne. Traurig klingt es, aber unvergesslich für mich, was diese Männer im grauen Rock mit rauer Stimme singen. Heimweh übertönt dieses Lied, das an diesem Abend überall in den Familien des deutschen Sprachraums erklingt. „Friede auf Erden“ wird im Gottesdienst verkündet, allen Menschen guten Willens. Aber ich spüre Traurigkeit in diesem Raum und ich bin glücklich, nachher zurückkehren zu dürfen zu meiner Familie, die Gott sei Dank den Krieg einigermaßen heil überstanden hat. Die gefangenen Deutschen bleiben zurück in ihren Baracken hinter dem Stacheldraht: Friede auf Erden? Hoffnung? Die Not liegt über Deutschland, Hunger ist auch zum täglichen Begleiter der Familien, der Kinder geworden.

Sonntag für Sonntag komme ich mit dem Pfarrer zum Gottesdienst in das Lager, das im Frühjahr 1946 auch seinen Standort wechselt, in die direkte Nähe der Singener Industriebetriebe. Dort steht ein gutes Dutzend Holzbaracken, die frei geworden sind, weil ihre früheren Bewohner, Zwangsarbeiter aus Osteuropa, jetzt in ihre Heimat zurückkehren durften. Unter diesen Baracken liegen Bunker aus dem Krieg, die zeitweise als Strafbunker, bei Kriegsende aber auch als Fluchtbunker fungierten. Kurzfristig waren in diese Barackenlager auch NS-Funktionäre eingesperrt worden.

Neue Insassen werden jetzt also die gefangenen deutschen Soldaten. Der Hunger im Lager bleibt, die strengen Kontrollen, das Heimweh auch! Unser Pfarrer fährt jetzt oft hinaus in die Dörfer, um dort Essbares zu erbetteln für die gefangenen Landsleute im Lager, um das Schlimmste zu verhindern im Hungerlager im Industriegebiet von Singen.

Dann, im März 1946, gibt es einen Wechsel in der Führung des Lagers: Der französische Berufsoffizier Jean Le Pan de Ligny, ein Adliger aus der Bretagne, wird Kommandant des Lagers Bonaparte. Äußerlich ändert sich nichts: Stacheldraht, Wachtürme

und Wachposten sichern nach wie vor das Lager, an Heimkehr zu den Familien ist nicht zu denken. Nach wie vor komme ich an den Sonntagen als Messdiener mit Pfarrer Josef Härtenstein zu den Gottesdiensten ins Lager. Die deutschen Soldaten sind nach wie vor Gefangene der französischen Armee und leben immer noch in ihren Baracken. Aber der Geist hat sich durch den Wechsel in der Führung spürbar verändert, es ist menschlicher geworden im Lager Bonaparte: Ich werde kaum mehr kontrolliert beim Eintritt ins Lager, gelegentlich darf ich ins französische Offizierscasino in der Nähe des Lagers zum Mittagessen mitgehen. Wie dankbar ich bin, denn zu dieser Zeit haben die Mütter große Mühe, ihren Kindern etwas Vernünftiges zu essen zuzubereiten. Es ergibt sich auf einmal auch die Möglichkeit, die wenigen Sätze der französischen Sprache, die ich mir im Gymnasium bis jetzt angeeignet habe, praktisch zu erproben, indem ich versuche, mich mit den Wachposten zu unterhalten. Gefangene deutsche Soldaten, die aus Singen und Umgebung stammen, erhalten an manchen Sonntagen vom Lagerkommandanten „Urlaub auf Ehrenwort“ – und keiner fehlt beim Appell.

In diese Zeit hinein fällt auch die Gründung einer Variété-Gruppe und einer Fußballmannschaft, die sogar außerhalb des Lagers spielen darf. Ab und zu kann ich an den Wochenenden auf dem Lastwagen mit der Mannschaft zu Auswärtsspielen mitfahren und gelegentlich fällt dann auch noch ein „abgetretener“ Fußball für mich ab, der bei uns Kindern – beim damaligen Mangel an allen Dingen – eine absolute Sensation darstellt und der uns Buben noch lange gute Dienste tut. Persönliche Kontakte zu Gefangenen sind nicht mehr verboten, so dass ich an vielen Sonntagen nach dem Gottesdienst einen Kriegsgefangenen, der im Lager bei den Gottesdiensten als Messner fungiert, zu uns nach Hause mitnehmen kann. Mit einem Satz: Durch den Wechsel in der Lagerführung ist aus dem früheren Hungerlager ein Musterlager geworden, deutlich geprägt vom Geist des französischen Kommandanten, der nach eigener Schilderung während des Zweiten Weltkrieges in deutsche Gefangenschaft nach Nürnberg kam. Dort sei er „menschlich“ behandelt worden, was ganz sicher – neben seinem eigenen Charakter – Einfluss hat auf den Stil, mit dem er die ihm unterstellten gefangenen Deutschen behandelt.

In diesem Lager Bonaparte und aus diesem Lager heraus geschehen tatsächlich außergewöhnliche Dinge, die mitgeprägt sind von der Leitlinie des Lagerleiters: Die Fußballmannschaft und die Variété-Gruppe dürfen die Eintrittsgelder verwenden, um besonders in Not geratene Familien von Mitgefangenen zu unterstützen. Eine Randerscheinung: Der Nachkriegsfußball in der Stadt Singen wird stark geprägt von dieser Gefangenenmannschaft, denn nach der Auflösung des Lagers bleiben einige Fußball spielende Gefangene in der Stadt am Hohentwiel und werden zu einem starken Fundament des Singener Nachkriegsfußballs.

Aber mehr noch wird durch den Lagerkommandanten de Ligny angestoßen: Noch 1946 erteilt er den deutschen Gefangenen den Auftrag, im Lager Bonaparte eine kleine Kirche zu bauen. Unter den Gefangenen sind alle nötigen Baufachleute vorhanden. Einer von ihnen, der Stralsunder Bauingenieur Wilhelm Gottschalk, wird mit der Planung beauftragt. Aus drei Entwürfen wählt der Lagerleiter eine aus, die 1947 unter schwierigen Bedingungen in Bau geht. Und wieder spielen die Bunker, die, von oben unsichtbar, den Lagerplatz auch heute noch wie ein Spinnennetz durchziehen, eine bedeutende Rolle. Die Gefangenenkapelle wird auf die Bunker gebaut, die dadurch zur Nahtstelle zwischen Krieg und Frieden werden. Alle Kräfte im Lager werden einge-

setzt, um das fast Unmögliche zu leisten. Zu diesem Zwecke werden vom französischen Kommandanten mit Hilfe der deutschen Gefangenen abenteuerliche Geschäfte abgewickelt. Das für den Dachstuhl der Kapelle benötigte Holz wird in den borkenkäfergeschädigten Waldungen um Singen von Gefangenen geschlagen. In einer nahegelegenen Ziegelei werden gefangene deutsche Soldaten zum Brennen von Ziegelsteinen eingesetzt, mit dem Auftrag, dass jeder dritte gebrannte Ziegel für den Bau der Kapelle verwendet werden soll.

Immer wenn ich sonntags mit dem Pfarrer zu den Gottesdiensten in der Variété-Baracke ins Lager komme, kann ich das Wachsen der Kapelle beobachten. Stein wird auf Stein gesetzt, die Gefangenen, die beruflich mit Holz zu tun haben, beschäftigen sich mit dem Gewölbe und mit dem Dachgebälk, ein Schmied arbeitet in althergebrachter Weise daran, Kronleuchter und Wandlampen für die Kapelle zu schmieden und – für mich das Faszinierendste – der junge Kriegsgefangene Heinz Ort aus Nürnberg erstellt die Altargemälde. Er malt einen eindrucksvollen Kreuzweg und bemalt die Fenster der Kapelle mit biblischen Szenen. Dabei ersetzt er die Gesichter der biblischen Gestalten durch die Konterfeis von lebenden Personen: der Lagerkommandant de Ligny als Hauptmann von Kapharnaum, seine Frau als Maria in der Krippenszene. Auch die Gesichter deutscher Kriegsgefangener werden in den Fenstern verewigt. So gibt Heinz Ort unter anderem dem Teufel in der Versuchung Christi das Gesicht eines unbeliebten Mitgefangenen, der die Kameraden immer wieder bei den französischen Bewachern denunziert.

Am 9. November 1947 dann ein großer Tag im Lager Bonaparte: Hochrangige französische Offiziere sind gekommen, um zusammen mit dem französischen Bewachungspersonal und den deutschen Kriegsgefangenen die Weihe der Kapelle St. Theresia zu feiern. Der französische Militärbischof, Monsignore Picard de la Vacquerie, zelebriert gemeinsam mit dem Freiburger Weihbischof Dr. Wilhelm Burger den Weieritus. Der Soldatenchor singt dabei den Choral „Lobet den Herrn“ und das Lagerorchester umrahmt die Feier würdig. Der französische Armeebischof dankt den Besatzungsbehörden und erklärt, dass Frankreich nicht vergessen habe, eine Tochter der Kirche zu sein. Der Ablauf der Kriege bringe es eben mit sich, dass nur eine Partei gewinnen könne und dass dadurch immer Angehörige der einen oder der anderen Seite in Gefangenschaft geraten würden. Zu deren Behandlung gebe es zwei Methoden: die brutale und die christliche Methode. Frankreich habe hier die christlich-humane Version gewählt. Der französische Bischof fordert an dieser Stelle, dass sich Franzosen und Deutsche in der Liebe versöhnen mögen. Wer einen weiteren Krieg wolle, der müsse gegen einen Block der Liebe anrennen.

Die Gottesdienste für die Gefangenen finden von diesem Tage an in der Kapelle statt. Auch evangelische Gottesdienste werden dort abgehalten. Unvergessen bleibt für mich der erste Weihnachtsgottesdienst in der Kapelle: ergreifender Höhepunkt, als aus über 300 Soldatenkehlen das „Stille Nacht! Heilige Nacht!“ erklingt.

All' die so positiv geschilderten Dinge können natürlich nicht darüber hinwegtäuschen, dass das Lager erst am 25. September 1948, also dreieinhalb Jahre nach Kriegsende, aufgelöst wird. Ein hartes Los für die Gefangenen. Dieses harte Los geht nach der Auflösung des Lagers auch auf die Kapelle über. Jahrzehntelang bleibt sie wegen ungeklärter Eigentumsverhältnisse ein „Fremdkörper“ im Singener Industriegebiet, nur partiell unterstützt von einzelnen Personen. Später nehmen italienische Katholiken,

die in Singen als Gastarbeiter leben, von ihr Besitz und feiern dort bis heute ihre Gottesdienste. Dadurch und durch mutige Privatinitiativen einzelner Singener Bürger und Geistlicher bleibt der Kapelle der Abriss erspart, der ihr über Jahre hinweg gedroht hat. Der Zahn der Zeit nagt an ihr, niemand zeigt sich zuständig oder verantwortlich und so bleibt sie über Jahrzehnte hindurch das, was ich selbst am 50. Weihetag mahnend so formulierte: „Diese Kapelle ist das ungeliebte Kind einer frühen deutsch-französischen Beziehung!“

Der ehemalige Lagerkommandant de Ligny hat „seine“ Kapelle nach der Auflösung des Lagers nicht mehr wiedergesehen. Er verstarb am 15. Oktober 1976 im 68. Lebensjahr in Vannes. Es gibt aber gute Beziehungen zu seinen fünf Töchtern. Bei Jubiläen der Kapelle waren drei von ihnen schon nach Singen gekommen.

Heute steht die Kapelle St. Theresia unter „Denkmalschutz aus heimatgeschichtlichem Grunde“. Die Kapelle ist in das Eigentum der Stadt Singen übergeben worden, und in Kürze wird es zur Gründung eines Fördervereins kommen, der sich um die passende Nutzung dieses kleinen, außergewöhnlichen Gotteshauses kümmern wird.

Und so bin ich, der ich und den die Kapelle St. Theresia ein Leben lang begleitet hat, mir sicher, dass sie als frühes Zeichen der deutsch-französischen Aussöhnung und als Mahnmal für Frieden und Völkerverständigung der Stadt am Hohentwiel erhalten bleiben wird.

## Nachkriegsliebe

VON FAMILIE GREISNER, ÜBERSETZUNG SOPHIA SIMON

Sie haben um Geschichten über deutsch-französische Begegnungen gebeten. Hier ist eine davon – eine, die in 56 Jahren gemeinsamen Lebens gipfelt. Unsere Geschichte: Ein junger deutscher Kriegsgefangener und ein junges Mädchen aus Frankreich lernen sich kennen, und es sollte ein Bund fürs Leben werden. Wir befinden uns in einem kleinen Dorf an der Côte d’Or im Jahre 1947. Der Krieg, der unsere Nationen so sehr in Mitleidenschaft gezogen hatte, ist noch ganz nah.

### Sie

Mein Verführer heißt Egon mit Vornamen. Er stammt von der Ostseeküste, sein Vater ist Offizier. Mit 17 Jahren – er hat gerade sein Abitur in der Tasche – wird er zum Militär einberufen. Er wird an die Front nach Russland geschickt, wo er schweren, unerbittlichen Kämpfen ausgesetzt ist. Zwar kommt er zunächst wieder zurück, doch er muss noch zahlreiche Kriegseinsätze miterleben, bevor es endlich zum Waffenstillstand kommt. Am 13. Mai 1945 wird er von den Russen gefangen genommen. Sie liefern ihn an die Amerikaner aus, die ihn später in französische Hand geben. Er gerät in ein Gefangenenlager. Da er weiß, was Hunger bedeutet, gibt er sich als Bauer aus, denn er hofft, auf einem Landgut besser versorgt zu werden. Auf diese Weise gelangt er in mein kleines Dorf. Als ich ihn an einem Tag im September hinter einer Hecke erblicke, wo ich mich oft aufhalte, um von den schönen saftigen Herbst-Brombeeren zu pflücken, lebt er bereits seit anderthalb Jahren hier, ohne dass ich davon weiß. An diesem Tage wird sein Schicksal besiegelt – und auch meines, denn ich bin das Mädchen, das er später heiraten sollte!

Als er mich bemerkt, bleibt er stehen, und wir tauschen ein paar Worte aus. Es ist Liebe auf den ersten Blick. Er hat die typische Erscheinung und das Verhalten des „jugendlichen Helden“. Sicher ist er intelligent und aus gutem Hause, hat ein offenes, ehrliches Wesen – und ich weiß, dass ich ohne ihn nicht mehr leben kann. Nach ein paar heimlichen Treffen entflammt die Leidenschaft auch bei ihm. Doch die ganze Angelegenheit ist schrecklich kompliziert. Ich fühle mich hin- und hergerissen wegen der Liebe und der Zuneigung, die ich für meine Eltern hege – ein unlösbarer Gewissenskonflikt.

Der Grund hierfür: Mein Vater, ein Elsässer, floh 1941 aus seiner Heimat, um als Freiwilliger in der französischen Armee zu dienen. Er war ein tapferer Soldat und wurde schwer verletzt. Zahlreiche Auszeichnungen und Orden hat er erhalten, und als echter Landskerl hasste er alles Deutsche. Doch das ist noch nicht alles! Im Jahre 1942 wurde er denunziert und als Widerstandskämpfer verhaftet. Die Gestapo kam am Weihnachtstag, um ihn abzuholen. Unser Haus diente einer Gruppe von flüchtigen französischen Kriegsgefangenen und STO-Widerständlern als letzte Zufluchtsstätte vor Beginn der Freizone. Unser Vater ließ seine Familie in großer Verzweiflung zurück. Er wurde nach Buchenwald deportiert und kehrte dank vieler glücklicher Umstände am 2. Juni 1945 lebend heim.

Nun stellen Sie sich meine Situation vor: Ich war die älteste Tochter von seinen acht Kindern – was für ein Dilemma! Doch es war nicht daran zu denken, dass wir auf unsere Leidenschaft verzichten würden. Unsere Liebe blieb also geheim, bis schließlich der mütterliche Instinkt meiner Frau Mama eingab, dass da etwas „im Busche“ war. Sie nahm mich zur Seite und sagte: „Kind, Du strahlst ja so vor Glück, gib's zu, Du bist verliebt. Wer ist es?“ Mir fehlen die Worte, um ihre Bestürzung zu beschreiben. Doch auch sie hatte aus Liebe geheiratet und gegen viele Widerstände ankämpfen müssen. Sie war die Einzige, die davon wusste. Nun wollte sie unbedingt den Mann kennen lernen, den ich auserkoren hatte. Ich nahm sie mit in ein kleines Wäldchen am Rande unseres Parks, wo Egon auf uns wartete. Sie unterhielten sich einen Moment lang, und dann kam sie zu der Überzeugung: Das ist ein guter Junge, da bin ich mir sicher. Seine schönen blauen Augen können nicht trügen. Von diesem Tag an wurde sie so etwas wie unsere Komplizin.

Uns wurde immer klarer, dass wir füreinander bestimmt waren. Wir brauchten ein Symbol: So steckten wir einander zwei Ringe aus Silber an den Finger. An einem Maiabend im Jahre 1947 feierten wir unsere Verlobung. Diese Ringe sind für uns seitdem mit den schönsten Erinnerungen verbunden, und wir tragen sie noch heute neben unseren goldenen Eheringen, die an unserem Hochzeitstage, dem 30. Juni 1948, dazukamen und unsere Liebe ein zweites Mal besiegelten.

In der Presse wurde ein Erlass veröffentlicht, nach dem es den Kriegsgefangenen nun erlaubt war, den Status eines freien Arbeiters zu erlangen und zu heiraten. Egon stellte den entsprechenden Antrag, dem auch stattgegeben wurde. Ganz still und ohne großes Aufheben fuhren wir nach Paris, um dort zu heiraten. Dann zogen wir uns für einige Jahre in die Provence zurück, wo unsere ersten drei Kinder auf die Welt kamen. Irgendwann war es an der Zeit, wieder in die Bourgogne zurückzukehren. Dort angekommen, wurden wir von allen sehr herzlich aufgenommen, und es begann ein ganz normales Leben für uns. In unserer Partnerschaft gab es – wie in jeder Beziehung – Sorgen und Nöte, glückliche Momente, Freud und Leid. Hand in Hand haben wir alle Schwierigkeiten gemeistert. Ich habe immer Vertrauen in die Bestimmtheit und den Mut meines Gefährten gehabt. Mit der Zeit hatten wir uns ein schönes, angenehmes Leben aufgebaut. Ich danke meinem Mann für seine Treue, dafür, mich stets beschützt und umsorgt zu haben. Er ist mein sicherer Hafen, ich liebe ihn. Unsere große Familie lebt in Harmonie und Liebe zusammen, sie ist unser ganzes Glück.

Zusammenfassend kann man sagen, dass unsere „Mischehe“ ganz und gar keine negativen Auswirkungen hatte. Egon hat sich eine gewisse germanische Strenge bewahrt und eine Zurückhaltung, die zweifellos mit seiner protestantischen Kultur zu-

sammen hängt. Das stellt einen zusätzlichen Wert für uns dar. Doch ich möchte diesen Bericht erst beenden, wenn ich auch die schönste Anekdote zu unserem Thema erzählt habe. Und hier ist sie: Im Jahre 1974 feierte unser jüngster Sohn im Rathaus von Dijon seine Hochzeit. Nachdem Monsieur Poujade, der damalige Bürgermeister, dem jungen Paar seine Glückwünsche ausgesprochen hatte, nahm er uns zur Seite und sagte: „Ich habe Ihrem Familienbuch entnommen, dass Sie beide Wegbereiter der deutsch-französischen Freundschaft sind. Ich möchte Ihnen ganz herzlich dazu gratulieren.“ Und er trug eine Schärpe in den Farben der Trikolore! Wir haben uns mit Tränen in den Augen umarmt. Dieses unerwartete Kompliment war der Ritterschlag für unsere wunderbare Geschichte.

### **Er**

Ich möchte zu dieser Erzählung noch hinzufügen, dass ich mich nach meiner Einbürgerung 1955 schnell und gut in meiner neuen Heimat eingelebt habe und dass ich sehr glücklich über meine Entscheidung bin. Ich liebe Frankreich, und es ist zu meiner zweiten Heimat geworden, aber ich werde immer Verbindung halten zu meinen zahlreichen Cousins jenseits des Rheins, im Land meiner Kindheit.

Unsere Familie ist seither ständig gewachsen: Wir haben fünf Kinder, acht Enkel und drei Urenkel, und wir erfreuen uns sehr an ihnen. Die Liebe zu meiner Frau ist noch genauso stark wie am ersten Tag. Es macht uns sehr glücklich, dass wir in unserem Alter immer noch zusammen sind, und ich hoffe, dass es lange noch so bleiben wird. In vier Jahren werden wir unsere diamantene Hochzeit feiern – im Kreise unserer großen Familie.

## La Claire Fontaine

VON KARL-HEINZ SOMMER

Dies ist die Geschichte von Jacqueline und Heino. Jacqueline ist meine Frau, Heino bin ich, der Erzähler.

Es war der 9. September 1951, als ich verdreckt und verstaubt aus dem Steinbruch zurück ins Lager in Nantes kam. Ein neues, mir noch unbekanntes Mädchen mit langen schwarzen Haaren und strahlenden, großen Augen – später nannte ich sie oft „Ma Claire Fontaine“ – saß vor der Küchenbaracke und schälte Kartoffeln, sie hieß Jacqueline. Ich sprach sie an, wir wechselten ein paar Worte und das war der Beginn einer großen Liebe.

Der Leser wird sich fragen: Wo war das und um was für ein Lager handelte es sich hier? Um dies zu erklären, muss ich etwas weiter ausholen. Als ich als ganz junger Soldat Ende 1945 aus dem Lazarett entlassen wurde und nicht zurück in meine ostdeutsche Heimat konnte, blieb ich in Hildesheim hängen und begann eine Lehre, die ich wegen eines Unfalls abbrechen musste, dann eine zweite, die ich 1950 abschloss. In Hildesheim bekam ich durch Zufall Kontakt zu einem Lager des SCI („Service Civil International“, zu deutsch: Internationaler Zivildienst). Diese Organisation wurde kurz nach dem Ersten Weltkrieg von dem Schweizer Pierre Ceresole gegründet, um möglichst viele junge Menschen für einige Zeit zusammenzubringen. Sie sollten gemeinsam arbeiten, reden, singen, Freundschaft schließen, um einen nächsten Krieg zu verhindern. Keine 20 Jahre später brach der Zweite Weltkrieg aus. „Hélas!“ In so einem Lager wollte ich auch mitmachen. Ich meldete mich also an und brach am 13. April 1951 mit 50 DM in der Tasche in mein erstes SCI-Lager in Donaueschingen auf. Hier arbeiteten in ständigem Wechsel junge Menschen aus zehn bis zwölf Nationen und halfen Mitgliedern der „Neuen Heimat“ beim Bau ihrer Häuser. Die meisten blieben nur für ein bis drei Wochen. Ich hatte mich als „long term“, das heißt auf unbestimmte Zeit engagiert. Die Arbeit war unbezahlt, ausgenommen für die „long term“, sie bekamen fünf DM im Monat. Alle anderen erhielten nur Verpflegung und Unterkunft, die Anreise zahlte jeder selbst, weshalb die meisten von uns per Anhalter – wir sagten „per Hitchhike“ – eintrafen.

Nach circa drei Monaten in Donaueschingen wechselte ich in ein anderes SCI-Lager bei Poitiers, wo Freiwillige aus bis zu 16 Nationen arbeiteten. Meist in Eigenleistung halfen wir den „castors“, einer Struktur ähnlich der „Neuen Heimat“, ihre Häuser zu bauen. Nach sechs Wochen wurde das Lager nach Nantes verlegt, ich jedoch

blieb noch etwa zwei Wochen länger in Poitiers, um als Hilfsarbeiter etwas Geld zu verdienen, denn ich war wieder einmal blank. Dann folgte ich den anderen nach Nantes, wo wir wiederum mit den „castors“ zusammenarbeiteten, ich diesmal im Steinbruch.

Nach dieser langen Vorrede komme ich nun wieder auf den Anfang meines Berichtes zurück. Jacqueline kam erst in der letzten Woche ins Camp. An den Abenden machten wir, sofern es kein Programm, keine Diskussion, kein Singen oder Ähnliches gab, lange Spaziergänge, sie zeigte mir Nantes, denn sie war damals dort zu Hause, oder wir liefen Hand in Hand am Ufer der Loire entlang. Wir waren glücklich. Als das Lager nach Paris verlegt wurde, blieb ich in Nantes, um wieder Geld zu verdienen für die Fahrt in mein nächstes Lager in England. Ich wohnte auch noch in der Baracke und abends kam Jacqueline mich öfter mit dem Fahrrad besuchen. (Hier nur am Rande eine lustige Geschichte: Am Samstagmittag war ich bei ihr zum Essen eingeladen. Nachdem ich zuvor meinen Wochenlohn in Höhe von 5 000 alten französischen Francs erhalten hatte, lud ich sie großzügig zum Abendessen ein – die Rechnung betrug 4 600 Francs. Ich legte meine 5 000 Francs auf den Tisch und sagte: „Stimmt so“. Damit war ich dann wieder genauso blank wie eine Woche zuvor und fing am Montag wieder im Steinbruch an.)

Die Verbindung mit einem Deutschen wurde nicht von allen positiv aufgenommen. Eine Freundin schrieb ihr: „Bedenke, er ist immerhin ein Deutscher.“ Vor allem die Älteren hatten ihre Schwierigkeiten damit, im Gegensatz zu Jacquelines Kameradinnen aus der Pfadfindergruppe. Wir ließen uns aber nicht beirren, wir hatten unsere Liebe und den Idealismus, daran mitzuarbeiten, ein vereintes Europa ohne Grenzen zu schaffen. Welch unbeschreibliches Gefühl, als General de Gaulle und Konrad Adenauer 1963 die deutsch-französische Aussöhnung beschlossen. Damals hatten wir aber noch geglaubt, in 20 Jahren wäre es geschafft. Viel wurde ja auch getan, aber wieviel Arbeit liegt noch vor uns, um auch die letzten Betonköpfe auf beiden Seiten zu überzeugen.

Nach drei Wochen hieß es aber Abschied nehmen, für mich ging es Richtung England, Jacqueline blieb in Nantes. Würden wir uns wiedersehen, was würde die Zukunft uns bringen?

*Nehmt Abschied, Brüder, ungewiss  
Ist alle Wiederkehr,  
Die Zukunft liegt in Finsternis  
Und macht das Herz uns schwer.*

*Der Himmel wölbt sich übers Land,  
Ade, auf Wiedersehn!  
Wir ruhen all in Gottes Hand,  
Lebt wohl auf Wiedersehn.*

Am 16. Oktober 1951 nahm ich die Fähre von Dieppe nach Brighton. In England nahm ich an zwei Lagern teil und wollte mich am 18. Dezember im Londoner Büro des SCI verabschieden, um nach Deutschland zurückzukehren. Man suchte aber gerade noch Freiwillige für ein Lager in Kalabrien, im Süden Italiens. Eine Zusage fiel mir nicht schwer, denn London lag unter dickem Nebel und Nieselregen. Ich sagte zu, vor al-

lem da man mir die Bahnfahrt von London bis Cosenza zahlte. Die Reise über Nantes, um Weihnachten bei Jacqueline zu verbringen, klappte nicht, weil das französische Konsulat mir ein Visum aus mir bis heute unerfindlichen Gründen versagte.

In Kalabrien reparierten wir eine Straße, ich blieb circa drei Monate und korrespondierte natürlich in dieser Zeit mit Jacqueline. Wir verabredeten uns für den 12. März 1952 in der Jugendherberge in Genua. Wir erreichten Genua gleichzeitig, ich per Hitchhike und Jacqueline mit dem Zug. Sie hatte sechs Wochen Zeit und kam, weil sie mich kannte, nicht mit einem Koffer, sondern gleich mit einem Rucksack. Es begann eine wunderschöne Zeit für uns. Wie sagt Schiller so schön: „O! dass sie ewig grünen bliebe, die schöne Zeit der jungen Liebe!“ Nach dem Frühstück ging es auf der Straße – Daumen hoch – immer Richtung Süden. Am Abend erreichten wir Lerici (südlich von La Spezia), wo es im alten Castello wieder eine Jugendherberge gab. Den nächsten Tag blieben wir dort, ließen uns treiben und beschlossen, für immer zusammenzubleiben. Jacquelines Eltern teilten wir dies per Ansichtskarte mit. Wenn wir heute noch manchmal darüber nachdenken, so sagen wir uns, wie leichtsinnig wir doch waren, denn wir kannten uns ja kaum drei Wochen, und das auch noch mit Unterbrechungen. Aber wir waren glücklich und wir waren jung.

Weiter ging's bis ins SCI-Lager in den Bergen Kalabriens, wo wir drei Wochen arbeiteten und dann weiter nach Sizilien aufbrachen. Wir übernachteten in Jugendherbergen, beim Bauern in der Scheune oder in Ruinen. Wenn es gar nichts gab, rollten wir uns in unsere Decken und schliefen neben der Straße. Es war Frühling und es war warm. Wie viele Frauen würden so etwas mitmachen? Wir genossen Sizilien, Taormina, den Ätna, die Palmen und das Meer. Als auch Jacquelines Geld zu Ende ging, hatten wir nur noch eine Wahl: so schnell wie möglich nach Frankreich zu den „Schwiegereltern“ in Aix-en-Provence zu kommen. Mitte April kamen wir halb verhungert dort an. Sie kannten mich nicht, ich kannte sie nicht, wurde aber sehr herzlich von Eltern und Geschwistern aufgenommen. Man stelle sich die Situation vor: ein Deutscher, nur sieben Jahre nach dem Krieg und obendrein noch ein völlig mittelloser Habenicht – mein einziger Besitz war ein alter Tornister der Wehrmacht.

Im Juni 1952 kehrte ich nach Hildesheim zurück und fand bald eine Anstellung im Export in einer bekannten Sektkellerei im Rheingau. Jacqueline kam im August 1952 nach Deutschland und nach fast sechsmonatigem Kampf mit den Behörden in Frankreich und Deutschland – Formulare, Formulare – konnten wir am 7. März 1953 endlich in Wiesbaden heiraten.

Im Oktober 1954 wechselte ich in die Exportabteilung einer großen Firma in Stuttgart. Nachdem wir uns in den vergangenen Jahren recht und schlecht durchgeschlagen hatten, verbesserte sich unsere allgemeine und finanzielle Situation nun zusehends. Uff! Wir hatten es geschafft. Im Jahre 1955 wurde unser Sohn Jean-Wulf geboren und 1957 unsere Tochter Catherine. Mit den Kindern sprachen wir von Anfang an in zwei Sprachen, meine Frau auf Französisch und ich auf Deutsch. Wenn wir aber unter uns waren, redeten Jacqueline und ich stets Französisch. Und das ist bis heute so geblieben.

Als unsere Jüngste, Maryvonne, in Stuttgart zur Welt kam, war ich schon nicht mehr in der Stadt, meine Firma hatte mich als Verkaufsleiter für Österreich nach Wien gesandt. Die Familie zog bald nach und wir verbrachten drei herrliche Jahre in Wien. Wir genossen die schöne alte Innenstadt, die Umgebung Wiens, das Waldviertel, den Neu-

siedlersee und die guten Jagdgelegenheiten – denn inzwischen hatte ich den Jagdschein erworben. Weil es der Firma so gefiel, wurde ich nach mehrmonatigem Aufenthalt in der Schweiz nach Paris versetzt. Wie haben wir das gemütliche Wien und die dort gefundenen Freunde vermisst! Und in Paris begannen auch die Schwierigkeiten mit der Firma, weshalb ich sie nach einem Jahr verließ. Zurück in Stuttgart, machte ich mich nach einigen Zwischenstationen selbständig, indem ich eine Firma erwarb. Mit dem Erreichen des Rentenalters verkaufte ich sie wieder und nun leben wir beiden „Alten“ unseren verdienten Ruhestand. Und wir sind glücklich.

Im vergangenen Jahr, 2003, feierten wir in einer Hütte auf der Schwäbischen Alb unsere Goldene Hochzeit im Kreise unserer drei Kinder mit Ehegatten oder Partnern, zehn Enkelkindern und deren Freunden bzw. Freundinnen. Sie sangen uns unser Lied: „A la claire fontaine ...“ Seit kurzem gehören nun auch schon zwei Urenkel zur Familie. Mögen uns noch einige gemeinsame Jahre vergönnt sein!

PS: Hinzufügen möchte ich noch, dass außer uns noch zwei weitere Ehepaare aus dem Lager in Nantes hervorgegangen sind, ein Österreicher und eine Französin sowie ein Franzose und eine Holländerin. 2003 haben wir uns alle in Nantes getroffen.

## Chronik einer deutsch-französischen Freundschaft

VON GILLES BUSCOT, ÜBERSETZUNG FLORIAN GLÄSSLING

Im Jahre 1952, in einem kleinen überfüllten Hotel in der Nähe des Lago Maggiore, hatte ein italienischer Kellner die folgenschwere Idee, zwei junge Pärchen verschiedener Nationalität an einen Tisch zu setzen. Ohne Zweifel hatte er dabei nicht den blassesten Schimmer, dass seine Initiative das Schicksal mehrerer deutscher und französischer Familien nachhaltig prägen würde.

Eines dieser Paare waren meine Eltern. Sie waren jung, kamen aus Frankreich und verbrachten ihre Flitterwochen in Italien. Mein Vater war zu jener Zeit ein junger Angestellter bei Simca und sprach nur wenig Deutsch; Englisch und Italienisch hingegen beherrschte er gut. Als er den etwas seltsamen Akzent des Mannes hörte, der ihm am Tisch gegenüber saß, begann er mit ihm eine Unterhaltung in der Sprache Shakespeares. Der Mann antwortete ihm ebenfalls auf Englisch und erklärte, dass er und seine Frau Deutsche seien ... Für heutige Verhältnisse eine ganz banale Situation! Aber in den 1950er Jahren war es alles andere als normal, dass ein deutsches und ein französisches Pärchen einträchtig miteinander frühstückten. Nun gehörten diese vier jungen Leute – Roland und Françoise, Wolfgang und Suzanne – einer Generation von Europäern an, die sich entschieden hatte, ein für alle Mal Schluss zu machen mit den Kriegen und den alten Feindseligkeiten. Ihre gegenseitige Sympathie war so ausgeprägt, dass die beiden Ehepaare den Rest ihrer Ferien zusammen verbrachten. Später dann, als die Stunde des Abschieds nahte, versprach man sich, einander wiederzusehen und sich gegenseitig die eigenen Kinder anzuvertrauen, wenn diese erst einmal geboren und ein bisschen größer wären.

Die Jahre vergingen und man hielt Wort. Pierre, mein älterer Bruder, machte den Anfang und fuhr nach Köln, als er gerade mal sieben Jahre alt war! Als meine Eltern ihn nach drei Wochen aus Köln wieder abholten, fanden sie ihn zu ihrer großen Überraschung auf der Straße spielend vor, umringt von blonden Kindern. Anscheinend hatte er nicht die geringsten Schwierigkeiten, mit ihnen zu reden! Von diesem Ereignis wurde sogar in einer Notiz der „Kölnischen Nachrichten“ berichtet und es wurde als schönes Beispiel deutsch-französischer Freundschaft gefeiert. Dann waren die Kinder von Wolfgang und Suzanne an der Reihe: Erst kam Thomas, dann Petra, die ungefähr so alt waren wie meine beiden älteren Brüder, zu uns. Seitdem verbrachten sie regelmäßig einen Teil ihrer Sommerferien in Frankreich. So kam es, dass die Mitglieder der Familie Kreuser oft Gäste im Haus meiner Familie in der Bretagne waren. Es gab

dort damals noch nicht viel Komfort, und so sahen sich unsere Gäste gezwungen, sich mit dem Schlauch mitten im Garten zwischen Hortensien und Buchsbäumen zu waschen. Als guter Hausherr übernahm mein Großvater höchstpersönlich die Handhabung des Gartenschlauchs und war das erste Mal ein wenig überrascht, als Wolfgang und Suzanne sich zum Einseifen komplett entkleideten. Aber er verstand schnell, dass dieser weitaus weniger prüde Umgang der Deutschen mit dem eigenen Körper eine jener wunderbaren kulturellen Unterschiede darstellt, die dem Dialog zwischen den Völkern seinen ganzen Charme verleihen.

Jetzt nahm die deutsch-französische Annäherung in unserer Familie ihren Lauf ... Mein Vater begann, mit der Methode Assimil Deutsch zu lernen und Kurse am Goethe-Institut in unserer Heimatstadt Arras zu belegen. Zu jener schönen Zeit schloss man wegen knapper Kassen noch keine Goethe-Institute in Frankreich und keine Instituts Français in Deutschland! Im Gegenteil, die zur Schau gestellte Freundschaft zwischen General de Gaulle und Bundeskanzler Adenauer hatte eine Vielzahl von Städtepartnerschaften ins Leben gerufen, die unseren germanischen Freundeskreis erweiterten.

So lernten wir auch noch eine zweite deutsche Familie kennen, die aus Menden im Sauerland stammte. Ein Foto, das auf dem Bahnsteig am Bahnhof von Arras gemacht wurde, erzählt von dieser Begegnung. Auf ihm sieht man meinen älteren Bruder Pierre und seinen neuen Freund Rainer, der ihm und noch einem anderen Kameraden die Arme um die Schultern legt, während Herr Rohmer sich auf seinen Gehstock stützt und ihn liebevoll ansieht. Herr Rohmer – noch nannten wir ihn nicht Artur – war älter als Wolfgang und Suzanne und hatte im Krieg ein Bein an der russischen Front bei Leningrad verloren. Seine Frau Alice, die polnischer Abstammung war, floh in einer denkwürdigen Nacht aus einem russischen Lager mit einem Baby im Arm. Als der Krieg vorüber war, hatte die wiedervereinigte Familie allen Besitz verloren und wünschte sich nichts sehnlicher als ein „Dach über dem Kopf und eine Matratze zum Schlafen“. Sie schworen sich ebenfalls, am Aufbau einer besseren Welt und an der deutsch-französischen Versöhnung mitzuarbeiten.

Artur war Grundschullehrer und konnte wunderbar erzählen, so dass wir ihn später häufig baten, über die Atmosphäre im Berlin der 1930er Jahre zu berichten, als das Kabarett und die Jazz-Clubs florierten ... Dieser poetische Träumer sollte später die Liebe zum Jazz in mir wecken und ließ mich Oscar Peterson und Louis Armstrong entdecken. Zusammen mit ihm kaufte ich mir, als ich ungefähr elf war, meine ersten Schallplatten in einem Iserlohner Plattenladen in der Nähe von Menden; und ich erinnere mich noch immer an sein Gesicht, wie er verzückt den alten Liedern der Comedian Harmonists lauschte.

Auf diese Weise wurde eine Tradition in unserer Familie verankert: Jeden Sommer fuhren wir für mindestens zwei Wochen zu einer deutschen Familie. Im Gegenzug nahmen wir unsere kleinen deutschen Freunde Thomas und Petra bei uns auf, denn unsere Freundschaft mit der Familie Kreuser wurde immer tiefer. Auch Rainer Rohmer kam zu uns – unser „großer blonder Bruder“. Ich sehe ihn noch vor mir, wie er Tafeln weißer Schokolade mitbrachte, die man damals fast nur in Deutschland bekam, und wie er uns vor Weihnachten jene Adventskalender mit den kleinen Fenstern schenkte, hinter denen sich, wenn man sie öffnete, kleine Figuren aus Schokolade befanden. Leider geschah es aber auch, dass Rainer sich am Strand von Le Croisic mit rassistischem Verhalten französischer Kinder auseinandersetzen musste. Sie nannten ihn einen

„boche“ und zwangen ihn, Sand zu essen. Diese Vorkommnisse sollten nicht wenig dazu beitragen, dass ich im Laufe der Zeit eine starke Abwehr gegen jede Form von Rassismus und gegen jede Art kultureller Klischees entwickelt habe – und davon gibt es, was Deutschland betrifft, weiß Gott nicht wenige.

Von meinen ersten Aufenthalten im Alter von sieben Jahren in Deutschland trage ich noch heute starke Bilder und Eindrücke in mir: Das weiße Licht der Autoscheinwerfer, das nicht gelb war wie in Frankreich. Der etwas rauchige Geruch der Luft an der Ruhr an manchen Stellen. Der raue Putz an den Fassaden der Zweifamilienhäuser, die zu jener Zeit noch nicht alle gestrichen waren. Die schönen Gärten, die mit Rosen und Blautanne bepflanzt und von einfachen Holzzäunen oder Hecken voneinander getrennt waren. Die Zigarettenautomaten an den Straßenecken. Die Zeitungskioske, wo man auch nach Ladenschluss noch kleine Einkäufe erledigen konnte. Die Straßenbahnen und die Fahrräder mit Rücktritt. Der Geschmack der Katzenpfötchen aus Lakritz. Die Lichter in den Fenstern am Abend, die nicht wie in Frankreich mit Tüllgardinen verhangen waren ... Sogar die Badezimmer riechen in Deutschland anders als in Frankreich!

Und dann waren da noch die kulinarischen Unterschiede. Schweinebraten und Knödel, die man überall in Mitteleuropa findet. Das Abendessen bestand aus Brot und Wurst, dazu wurde Kräutertee aus Gläsern getrunken, die mit Weidenflechten umweht waren. Dann schaute man die Abendnachrichten, die seit Jahrzehnten dieselbe Aufmachung hatten. Sonntags gab es dann große Kuchen, die weniger süß waren als in Frankreich und viel leichter, als man ihnen nachsagt ...

Trotzdem muss ich zugeben, dass mein erster Aufenthalt in Deutschland nicht gerade rosig verlief. Ich kam zu Freunden von Wolfgang und Suzanne, weil die beiden für einige Jahre nach Ägypten ausgewandert waren. Die Familie Coenders aus Dortmund empfing mich sehr freundlich. Albert Coenders hatte einen führenden Posten in einem Kohlebergwerk an der Ruhr. Er war ein riesiger Koloss, der mit einer unerschütterlichen Gutmütigkeit ausgestattet war. Ich sehe ihn noch vor mir, wie er abends nach der Arbeit in seinem Garten Frischluftkuren machte. Er hatte zwei Töchter und einen Sohn in meinem Alter, Martin, mit dem ich mich gut verstand (auch er hat uns mehrmals besucht). Doch im Alter von sieben Jahren sollte auch ich zum ersten Mal die Bedeutung von Niedergeschlagenheit und Heimweh erfahren, vor allem, wenn der Abend dämmerte. Im Laufe der nächsten Jahre war ich meistens bei Artur und Alice, die mir große Zuneigung entgegenbrachten und ein wenig zu meinen deutschen Großeltern wurden. Als ich 15 war, beschloss ich, auch die Familie Coenders wieder zu besuchen. Ab da verbrachte ich wunderbare Aufenthalte bei ihnen, die sehr dazu beitrugen, mein Deutsch zu verbessern. Man muss mir nachsehen, dass ich während der ersten Jahre nur schlecht Deutsch konnte. Aber wenn man mich heute auf meine gute Aussprache anspricht, weiß ich, dass ich dies jenem frühen Eintauchen in die deutsche Sprache während meiner Kindheit verdanke.

Jahre sind seither vergangen. Meine Freundschaft zu Rainer ist immer enger geworden. Pierre, François und ich besitzen unzählige gemeinsame Erinnerungen aus Frankreich und Deutschland: an Ausflüge auf einem Dreisitzerfahrrad, Musizierabende bis hin zu Erinnerungen an persönliche Gespräche ... Mit den Jahren wurde Rainer ein großer Frankreichliebhaber, sang Brel und Brassens auf der Gitarre. Auch wenn es überraschend sein mag, so entdeckte ich einige Lieder von Brassens und Léo Ferré

erst bei ihm in Deutschland. Zur selben Zeit fand mein Bruder François seine große Jugendliebe in Petra Kreuser. Ich sehe ihn noch mit 16 fiebrig mit dem Zug oder dem Motorrad aufbrechen, um viel Zeit in Köln und sogar in Tansania zu verbringen, wohin er ihre Eltern begleitete, denen er zweifelsohne seine universitäre Laufbahn teilweise zu verdanken hat. Auch von Zugreisen durch Deutschland und Frankreich besitzen wir Erinnerungen, die ganze Romane füllen könnten. Damals gab es erhebliche Probleme bei der Absprache zwischen der SNCF und der Deutschen Bahn. So fanden wir uns regelmäßig im falschen Waggon ein – jenem Teil des Zuges, der vom Rest getrennt wurde – und fuhren beispielsweise nach ... Warschau.

Dann entdeckte ich meinerseits die Familie Kreuser, die ich während ihrer Jahre im ägyptischen und tansanischen Exil nur wenig gesehen hatte. Wolfgang und Suzanne, ein faszinierendes Paar, das ihr Haus mit Relikten der fernen Reisen geschmückt hatte, sowie Thomas, Petra und Sabine – alles bereichernde Persönlichkeiten. Neugierig wie ich als Jugendlicher war, erforschte ich das Kölner Stadtleben, entdeckte das Kölsch, die Kneipenkultur und die deutschen Studentencafés ...

Heute sind wir alle mehr oder weniger deutsch-französische Patenonkel und -tanten unserer jeweiligen Kinder. Doch die Folgen der Freundschaft zwischen Roland, Françoise, Wolfgang und Suzanne hören hier nicht auf. Rainer hat immer steif und fest behauptet, dass er sich niemals gut mit einer Französin verstehen könnte. Nun hat er eine Frau, die aus dem Lubéron stammt, und drei Kinder, die alle zweisprachig aufgewachsen sind. François und seine Frau, die 1988 für ein Promotionsstipendium nach Tübingen gegangen waren, haben sich endgültig in Deutschland niedergelassen und leben zurzeit mit ihren drei Kindern – die ebenfalls zweisprachig sind – in Jena. Meine Frau und ich haben schließlich zehn Jahre in Freiburg im Breisgau gelebt. Im Anschluss daran erhielt ich eine Assistenzprofessur, „Maître de conférences“, am germanistischen Institut der Marc-Bloch-Universität in Straßburg. Dieses Jahrzehnt im Schwarzwald und die engen Freundschaften, die wir in dieser Zeit dort aufgebaut haben, verdienen eine eigene Chronik. Ich begnüge mich hier zu sagen, dass Straßburg uns heute dank seiner Grenzlage ermöglicht, die deutsche und die französische Kultur miteinander zu verbinden, in die wir gleichermaßen verliebt sind. Meine beiden Söhne, die in Freiburg geboren wurden, besuchen ebenso wie ihre jüngere Schwester die internationalen Bildungseinrichtungen der elsässischen Hauptstadt und ich stelle nicht ohne Rührung ihre Fortschritte in der Sprache Goethes und E.T.A. Hoffmanns fest.

Nicht unerwähnt soll bleiben: Auch in den anderen von mir erwähnten Familien, gibt es viele Kinder, die beide Sprachen fließend sprechen und viel in Europa unterwegs sind. So hat sich erst kürzlich Philine, eine der Nichten von Wolfgang und Suzanne, entschlossen, für ein Trimester zu uns zu kommen, um am Unterricht der unteren Klassen an einem Straßburger Gymnasium teilzunehmen.

Die Zeit vergeht schnell und scheint sich zu beschleunigen wie die Bilder alter Super-8-Filme ... Wolfgang Kreuser, Artur Rohmer und Albert Coenders sind bereits nicht mehr am Leben ... Aber ihre Frauen, meine Eltern, die zweite und dritte Generation unserer Familien sind noch lebende Zeugen dieser deutsch-französischen Freundschaften, die in den 1950er und 1960er Jahren geschlossen wurden und deren Saat bis heute Früchte trägt.

Im Namen all jener mir nahe stehenden Menschen, die ich hier genannt habe, möchte ich jenem unbekanntem Kellner danken, der in den 1950er Jahren die famose Idee hatte, zwei junge Paare, das eine deutsch, das andere französisch, zusammen an einen Tisch zu setzen und so eine lange und schöne Geschichte der Freundschaft ins Leben rief ...

## Ein unerwarteter Berliner Bär

VON KATRIN PINEAUDECH

Ich bin ein Kind des Kalten Krieges. Vielleicht haben meine Eltern deshalb meinen Vornamen ausgesucht, der ebenfalls mit K. anfängt. Kaum zur Welt gekommen, in einer Arbeiterfamilie im roten Wedding in Berlin, wurde ein paar Straßen weiter „DIE“ Mauer gebaut, die gut 28 Jahre lang die Stadt und das Land teilen würde. Die Zerstörungen des Zweiten Weltkrieges waren noch überall gut zu sehen. So wohnten wir, meine Eltern und ich, in einem Haus ohne Dach. Immerhin besser als das Gegenteil, dachte ich beim Spielen in einer der vielen Lücken unserer Straße. Ich bin keine Historikerin, aber ich habe den Eindruck, dass es immer viel schneller geht, alles kaputtzubomben, als es wieder aufzubauen, mit Blumenkästen auf dem Balkon ...

Als weitere Folge des Krieges war unsere Stadt besetzt. Wedding und das benachbarte Viertel Reinickendorf bildeten den so genannten „Französischen Sektor“. Im Gegensatz zu meinen Eltern habe ich die Franzosen und die anderen West-Alliierten nur als „Schutzmacht“ und eben nicht als Besatzungsarmee kennen gelernt. Für mich als geborene Westberlinerin gehörten die Franzosen zum Stadtbild wie die schon erwähnte Mauer an der Ecke. Wir hatten keine Verwandten und noch weniger Freunde in der „Zone“. Die DDR – sie war für mich so etwas wie ein deutschsprachiges Belgien. Ohne König, dafür demokratisch. Ob sie dort Pommes hatten? Richtig blöd waren nur diese ewigen Kontrollen auf dem Weg in den Urlaub. Da wir oft nach Tirol oder Dänemark fuhren, machte ich diese Erfahrung reichlich oft.

Als ich 17 war, fuhr ich mit meinem damaligen Freund im Auto seiner Eltern nach Frankreich. Die Côte d’Azur, Marseille (wo uns die Papiere geklaut wurden), die Châteaux de la Loire und zurück. Tolle Zeit! Mensch, war ich jung, und sooooo schlank, wie ich gerade auf den leicht vergilbten Fotos sehe. Aber was für eine Frisur! Abartig! Mein Freund, ein sehr netter Mensch, zu dem ich heute noch einen guten Draht habe, war sehr fleißig in der Schule, und bald ging er in die USA zum Studieren.

Im selben Jahr habe ich angefangen, im Deutsch-Französischen Chor zu singen. Französisch war in der Schule in Mode und mehrere Freundinnen waren schon dabei. Besonders beliebt war die sehr französische Façon des gegenseitigen Begrüßens mit Küsschen auf die Wangen. Wenn man bedenkt, dass der typische Franzose in Berlin 18 Jahre alt war, selten freiwillig nach Berlin gekommen war und die Kaserne am Flughafen Tegel (stolz „Quartier Napoléon“ genannt) ausschließlich zur Chorprobe im nah gelegenen Centre Français de Wedding allein verlassen durfte, wundert man sich nicht

über die vielen Freundschaften, die – ganz im Geiste des Elysée-Vertrages – im Laufe der Jahre beim Singen entstanden sind. Auch ich hatte einige, meist flüchtige, „bilaterale Affären“. Nach dem Abitur habe ich angefangen zu studieren. Meine Eltern wären schon froh gewesen, wenn ich eine Banklehre absolviert hätte. Als ich jedoch ziemlich bald als Juristin promovierte, waren sie ganz schön baff. Den einzigen Doktor, den unsere Familie bis jetzt persönlich kannte, war der Zahnarzt in der Residenzstraße.

Ich war immer noch im Chor, hatte viele Konzertreisen nach Westdeutschland und Frankreich mitgemacht. Alle paar Monate sangen wir in der Kaserne, um neue Männerstimmen zu werben. Wer im Chor gesungen hat, der weiß, wie schwer es ist, genügend Bässe und Tenöre zu finden und zu halten. Die meisten „bidasses“, wie sich die französischen Soldaten nannten, kamen aus den Pariser Vorstädten. Es war alles andere als leicht, sie für Folklore, Chansons, Brahms und Co zu begeistern. Viele, die zu uns kamen, kamen unseretwegen – der jungen Mädels wegen, meine ich. Singen konnten sie nicht. Aber charmant waren sie oft. Und wenn einer zu dumm oder zu grob war, merkte er bald, dass er nicht erwünscht war. Oder auch nicht. Da könnte ich einige Geschichten erzählen, die aber nicht hundertprozentig in den feierlichen Rahmen passen würden ...

Als wir irgendwann Mitte der 1980er Jahre an einem furchtbar kalten Tag, wohl im Februar, wieder in der Kaserne sangen, dachte ich, dass dies sicher das letzte Mal gewesen war – so schrecklich war der Abend. Die meisten „bidasses“ schliefen sofort ein. Die anderen husteten so laut, dass sie eine echte Herausforderung für uns darstellten. Bei den Werbeauftritten in der Kaserne waren wir immer nur eine kleine Gruppe. Viele konnten um die Zeit nicht kommen. Einige wollten auch nicht in die Höhle des Bösen. Damit das Husten aufhörte, bellten einige Unteroffiziere zuerst Befehle und dann düstere Drohungen. Wir sangen zum ersten Mal in der Öffentlichkeit (von Publikum konnte kaum die Rede sein) einen neuen Satz unseres Chorleiters von „Les feuilles mortes“. Es war sehr schön und ziemlich kompliziert. Da passierte ein kleines Wunder: Einer der Soldaten und bald sogar drei oder vier klatschten!

Einen dieser Soldaten lernte ich einige Monate später kennen. Er behauptet heute noch – Franzosen sind Dickköpfe, auch wenn sie nicht aus der Bretagne kommen! – er hätte mich an diesem Tag „kennen gelernt“. Er saß ganz hinten in dem großen, halb verdunkelten Raum, der stark nach Schweiß und Lederputzmittel roch. Wie fast alle seine Kameraden war er erkältet und gab sich viel Mühe, möglichst wenig zu husten (jedenfalls behauptet er das). Nicht wegen des „Hustenverbots“, wie er gern betont, sondern weil er froh war, nach einigen Nächten in den verschneiten Wäldern zurück in der Zivilisation zu sein. Am Ende des Konzerts hustete er wirklich nicht mehr: Er schlief. Kaum war der Chor wieder weg, war es auch mit der Zivilisation wieder vorbei: Alle, die geschlafen oder gehustet hatten – also eben alle – hatten eine Extrarunde Waffenputzen bei Nacht gewonnen ... Wenn Sie mehr darüber wissen möchten, fragen Sie ihn doch direkt. Mein Mann hat wenig Zeit, aber wenn er einmal mit der Geschichte anfängt, redet er wie ein Wasserfall.

Aber noch war er nicht mein Mann. Sondern lediglich einer von 200 stark riechenden, laut hustenden oder friedlich schnarchenden Möchtenichtgern-Soldaten. Er kam, sobald er konnte, zur Chorprobe – und fand mich nicht. Ich hatte gerade meine letzten Prüfungen und daher für einige Wochen auf die Chorproben verzichtet. Im Anschluss fuhr ich in Urlaub. Und dann gab es die Sommerpause. Beinahe hätte er eine

andere gefunden oder wäre nach Hause zurückgefahren, ohne seinen Beitrag zur deutsch-französischen Versöhnung geleistet zu haben.

Aber bei der ersten Chorprobe nach den Ferien im September bemerkte ich dann unter den „Neuen“ einen besonderen Fall. Nicht, dass er ausgesehen hätte wie Alain Delon, aber er war viel älter als die anderen. Ich war auch nicht mehr die Jüngste. Na ja, ist alles relativ. Er trug einen Bart nach Ayatollah-Mode und hatte so gut wie keine Haare auf dem Kopf. Ehrlich gesagt, wir hatten schon die dollsten „bidasses“ gehabt, aber so einen noch nicht. Der groß gewachsene Bursche war schüchtern. Wenn er sich zu sprechen traute, in gebrochenem Deutsch mit starkem Akzent, war er jedoch sichtlich froh zu erzählen. In seiner Muttersprache war er bestimmt eine Quatschbacke. Er erzählte von einer Indienreise, zum Himalaya. War das ein Yeti? Als er mir sagte, wie sein Adjutant ihn nannte, musste ich lachen: „Berliner Bär“. Wegen seiner angeborenen Eleganz beim Marschieren. Da war was dran.

Mitte Oktober gab es dann eine Vernissage im Rathaus Wedding. Eine Chorsängerin und gute Freundin von mir, die an der Organisation der Ausstellung beteiligt war, schickte mir eine Einladung. Ganz zufällig erhielt auch er eine Einladung. Wir verabredeten uns vor der Nazarethkirche, eines von vielen Schinkelschen Meisterwerken in Berlin. Das Wetter war unglaublich schön. Ein typischer Altweibersommertag, oder wie der olle Tucholsky sagte, mitten in der „fünften Jahreszeit“.

Er wartete schon auf mich, als ich kam. Wer war hier der Preuße? Wie sich später herausstellte, war diese Überpünktlichkeit auch für ihn etwas Besonderes. Wir begrüßten meine Freundin in der modernen Eingangshalle, hörten die spannende Rede des Bezirkskulturamtes und schauten uns die Ausstellung an. Der Künstler hatte lauter bunte Röhren abgebildet. Es war wie im Keller eines großen Gebäudes oder eines Kreuzfahrtschiffes, nur eben in Farbe, vor allem in Blau, Weiß und Rot. War der Künstler Franzose, Ami, Brite, Australier, Holländer ...? Die Trikolore ist überall.

Sehr lange sind wir nicht geblieben. Ein Vorwand bleibt ein Vorwand. Und die Bilder konnten mit dem wunderbaren, spätsommerlich-frühherbstlichen Tag nicht mithalten. Wir gingen hinaus in den Volkspark Rehberge. Am schönen Brunnen an der Bergspitze angekommen, freute ich mich über die Stille. Er meinte, er würde ganz genau den Krach der Flugzeuge in Tegel und die ebenfalls lauten Autos in der Nähe hören. So empfindlich sind Bauernohren. Ich hörte nichts anderes als das Plätschern des Wassers im Brunnen und die Freudenschreie der Kinder auf der Drachenfliegerwiese. Das Licht war genau, wie Tucholsky es mal beschrieben hat: schwarz-gold.

Es kam der Herbst und wir wurden ein Paar. Und irgendwann haben wir den 12. Oktober zum ersten deutsch-französischen Feiertag erklärt.

## Liebe und Freundschaft – 1980

# Mensaflirt – Es gibt Spaghetti

VON THOMAS LEUOW

Kurz nach 18 Uhr. Es gibt Spaghetti. Ich bin so ziemlich der erste hier im Essraum und alle Tische um mich herum sind noch leer, sauber, weiß und ordentlich aufgereiht. Heute war Semesterbeginn. Eigentlich bin ich ja nur durch Zufall hier: Den normalen Austausch hatte ich vertrödelt, aber unser Fachbereichsleiter an der Uni gab mir ein paar Adressen, die ich noch schnell auf gut Glück anschreiben sollte. Die „Université de Dijon“ antwortete zuerst und daher sitze ich jetzt hier vor einem Teller Spaghetti im Studentenwohnheim in der alten burgundischen Fürstenstadt – übrigens eine wunderschöne Stadt mit einer Kirche mit „hundert Wasserspeiern“, vor denen man stundenlang stehen und träumen kann, bis die Nackenwirbel schmerzen.

Aber zurück zu meinen Spaghetti! Bevor die kalt werden, fange ich mal an zu essen. Aus den Augenwinkeln beobachte ich die eintrudelnden anderen Studenten. Die ersten weiteren Stühle werden gerückt, ein oder zwei Tische werden besetzt. Vorne in der Warteschlange steht ein Mädchen mit einer etwas dicken Brille und einer irgendwie schlecht sitzenden Cordjeans. Jetzt kriegt sie auch einen Teller Spaghetti aufs Tablett, Besteck, ein Glas, Brot und Salat. Sie bedankt sich, nimmt ihr Tablett hoch, dreht sich um und schaut in dem noch recht leeren Raum in die Runde. Und was macht sie jetzt? Mann, die steuert auf meinen Tisch zu! „Bonsoir!“, sagt sie. „C'est encore libre?“ „Hm-hmmm“, antworte ich – ich habe den Mund voll – und nicke, sie könne sich ruhig hinsetzen. Ich glaube, irgendwann habe ich auch noch ein „Bon appétit!“ zustande gebracht. Komisch: An der Uni in Germersheim hatten wir auch ein paar Soziologievorlesungen gehabt. Es ging unter anderem um kulturspezifisches Verhalten. Beispiel: In München auf dem Oktoberfest kann man sich ruhig zu anderen Leuten mit auf die Bank quetschen, das gehört zum Fest. In Frankreich dagegen ist es überaus unhöflich – hieß es – sich an einen bereits besetzten Tisch zu setzen. Hieß es.

Und hier? Hier steuert ein Mädchen, das ich noch nie vorher gesehen habe, in einer praktisch leeren Mensa, den beinahe einzigen schon besetzten Tisch an, nämlich meinen! Ich wundere mich. Vielleicht hatte der Soziologiedozent die Sache mit den Tischen doch nicht so hundertprozentig richtig erklärt. (Später erzählte sie mir auch, warum sie ausgerechnet an meinen Tisch gekommen war: Sie suchte einfach Gesellschaft an diesem öden ersten Abend des Semesters, und nach Möglichkeit jemanden, der einigermaßen sauber aß. Und da ich meine Spaghetti mitsamt Tomatensoße einigermaßen zu bändigen vermochte, war halt ich derjenige.) Meine Spaghetti sind

über diesen Überlegungen inzwischen alle. Und nachdem auch mein Nachtschiff aufgegessen ist, bleibt mir nur noch, mein Tablett zurückzutragen. Gesagt habe ich noch immer nichts. Um so unwirscher ruft mir das Mädchen, als ich stumm aufstehe und gehe, ein „Bonsoir“ hinterher.

Irgendwie ist das peinlich. Da hocke ich am Tisch, ein Muffel, mache den Mund nur auf, um ihn wieder vollzustopfen, und schenke nur der weißen Tischplatte meine Blicke. Eigentlich bin ich doch hier, um Französisch zu lernen! Irgendwann muss ich ja mal was sagen! Also atme ich einmal durch, drehe mich um und setze mich wieder zu ihr an den Tisch. Und frage, was sie denn hier studiert. So viel Französisch kriege ich noch zusammen und als Einstieg für ein Gespräch ist das allemal gut. Ich erfahre, dass sie Biologie studiert (Toll! Keine „Sprachlerin“!), dass sie Corinne heißt (Donnerwetter! Eine richtige Französin!) und dass sie aus Sens kommt. (Wo liegt denn Sens? Sens ist eine kleine Stadt zwischen Paris und Dijon und gehört eigentlich auch noch zum Burgund.)

Es kommt, wie es kommen muss. Wir verabreden uns, wir reden – sie korrigiert mein Französisch (das sie sehr erheiternd findet) – und treffen uns immer häufiger. Und eines Abends, nach dem Kino (Murnaus „Nosferatu“), da sage ich ihr den Satz, den ich kurz zuvor in dem alten deutschen Stummfilm für sie übersetzt habe: „Ich liebe Dich.“ Im Film hat das die junge Frau für ihren Geliebten in ein Tuch gestickt. Ich habe es für Corinne, die kein Deutsch konnte, übersetzt. Des besseren Verständnisses der Filmhandlung wegen, versteht sich. Jetzt will ich es noch einmal sagen, aber es läuft kein Film mehr. Wir sitzen in Corinnes Autobianchi, meine Kehle ist zugeschnürt, Nosferatu hat ausvampiert, wir stehen schon wieder vor dem Wohnheim und wenn ich es jetzt nicht sage, dann wird nie was draus: „Je t’aime“.

Das war am 26.11.1980. Seither ist ein kleiner Europäer, Thibaud, dazugekommen, in Berlin ist die Mauer gefallen, der Euro hat seinen Einzug gehalten, und unsere Politiker verweisen immer wieder gerne auf die deutsch-französische Wirtschaftslokomotive. Corinne lehrt inzwischen Biologie. Und ab und zu, wenn es die Umstände gerade so mit sich bringen, dann machen wir uns gern ein Gedenkessen zurecht – Spaghetti!

# Meine unmögliche Austauschpartnerin

VON VIRGINIE VENDAMME, ÜBERSETZUNG FLORIAN GLÄSSLING

„Ich wette mit Dir, dass Sie Asthma hat und gegen Hundehaare allergisch ist!“ Mein Vater amüsiert sich über meine schlechte Laune, die meine Nervosität verrät. Mit schwungvoller Geste knalle ich die Tür des roten Kombis zu, ohne dabei Rücksicht auf Tschang zu nehmen, unseren feuchtäugigen Chow-Chow, der eingeschlossen im Wagen zurückbleibt.

„Cornelia“. Das ist alles, was ich von diesem Mädchen weiß, das bei uns wohnen wird, und dem ich für eine Woche mein Bett überlassen soll, während ich auf einer Matratze im Zimmer meines Bruders schlafen muss. Und noch dazu ist vorgesehen, dass, wenn diese Woche vorbei ist, ich mit ihr zusammen wieder abfare, um meinerseits eine Woche bei ihr zu verbringen, in dieser Stadt mit diesem unaussprechlichen Namen: Illerkirchberg. Sie ist nicht mal auf der Karte verzeichnet. Sie liegt in der Nähe von ... wo noch mal? Einer Stadt mit einem Namen wie von einem Flugzeug ... Nein, nicht Boeing ... Ach ja! ULM.

Die Gruppe ist schon da, der Bus spuckt noch ein paar Nachzügler aus, die Koffer stapeln sich auf dem Gehsteig. Das Vereinshaus in Brives-Charensac hallt von Ausrufen wieder, Echos, die in den Ohren schallen. Hier spricht keiner den schon etwas mediterranen Akzent des Velay. Meine Schulkameradinnen sind auch da, mit ihren Müttern. Ich sehe die braunhaarige Marie, die schwatzhafte Laure und Gwenaëlle, meine beste Freundin. Und da ist auch Sylvain, der sehr aufgeregt aussieht und mit Stéphane redet, während Benoît, der Jüngste der Gruppe, schweigend in der Ecke steht.

Die Deutschen haben sich zur anderen Seite der Halle versammelt und warten ihrerseits darauf, dass man sie bittet, sich zu setzen. Sie sind laut und sehen ab und zu in unsere Richtung. Die Lehrer unterhalten sich bereits miteinander, tauschen Unterlagen aus, notieren sich hastig ein paar Dinge und haben Kugelschreiberkappen zwischen den Zähnen.

Und dann ist es endlich so weit. Wir setzen uns, der Bürgermeister geht vor, auf eine kleine Bühne, und beginnt zu reden. Man hört Worte wie „erste Städtepartnerschaft ... schulisch ... symbolisch ... Ereignis ... Geschichte ... Aufenthalt ...“. Laure, Marie und ich sind in Gedanken woanders. „Wie heißt Deine?“ „Annette, und Deine?“ „Cornelia“. „Welche ist das?“ „Woher soll ich das wissen, steht ihr ja nicht auf die Stirn geschrieben!“ Neben mir nästeln Benoïts Finger nervös an dem Ärmel seines Pullis herum. „Ich bin mir sicher, dass ich den da abkriege ... Bah, sieht der ungemütlich aus ...“,

flüstert er mir zu und deutet auf einen Rotschopf mit Bürstenhaarschnitt und einem leuchtend gelben Blouson. Die Namen werden ausgerufen. Wie immer bin ich am Ende der Liste, weil mein Name mit V beginnt. Laure, dann Marie kommen zurück und setzen sich wieder hin, begleitet von ihren Austauschpartnerinnen, die sie sofort fragen: „Schprist du Französisch?“ „Un tout petit peu“, antworten sie schüchtern. Und ich? Ist meine etwa nicht dabei? Was, wenn sie nicht mitgekommen ist?

Plötzlich bin ich dran, mein Name wird ausgerufen. Ich gehe mit wild pochendem Herzen durch die Menge nach vorne, die mir zusieht. Zeitgleich, am anderen Ende des Saales, kämpft sich ein anderes Mädchen durch die Stuhlreihen. Ich lotse sie schnell mit zurück zu meinen Freundinnen. Ich will ihr die gleiche Frage wie sie stellen, doch sie kommt mir zuvor: „Ich spreche kein Französisch.“ Was? Wie? Sag das noch mal! Brav und ein wenig peinlich berührt wiederholt sie ihre Worte, als ob sie sich entschuldigen wollte. Das darf doch nicht wahr sein, dieses Mädchen kommt zu mir und kann kein Französisch? Was soll ich denn jetzt machen? Aber es ist so. Sie scheint es ernst zu meinen, sie sagt kein einziges französisches Wort, nichts. Da packt es mich, das Blut schießt mir in die Wangen, ich kann nicht mehr an mich halten und kriege einen Lachkrampf. Ich lache, ich lache! Tränen laufen meine heißen Wangen hinab, ich kann nicht mehr aufhören. Ich bin an das einzige Mädchen im ganzen Bus geraten, das kein Französisch kann. Welch Glück mir beschieden ist!

Wie hätte ich auch wissen können, dass in diesem Augenblick eine wahrhaft außergewöhnliche Begegnung stattfand, die mein ganzes Leben verändern sollte? Dass dieses schüchterne Mädchen, von dem ich glaubte, ich würde nicht mal mit ihm reden können, eine meiner besten Freundinnen werden sollte? Dass ich mit Cornelia zusammen reisen, stundenlange Gespräche führen, ins Theater und in die Oper gehen würde, dass ich mit ihr gemeinsam die Kuppel des Reichstags bestaunen würde, die über einem vereinigten Deutschland thront? Hätte ich wissen können, dass ich nur wenige Tage später Deutschland zum ersten Mal für mich entdecken würde, das Schwabenland mit seinem „Grüss Gott“ und „Ade“, seinen Maultaschen und seinen Wurstaufschnitt zum Frühstück? Ich wusste nicht, dass ich bei ihr beginnen würde, Reisetagebücher zu schreiben, Fotos zu machen, unbekanntem Menschen Fragen zu stellen, zu berichten, was ich sah und begriff. Heute, 15 Jahre danach, bin ich Journalistin. Ein Zufall, auch das?

Sie ist es auch, mit der ich einen unvergesslichen Urlaub in Italien verbrachte, wo ich dank ihres jüngeren Bruders auf ein Surfbrett gestiegen bin und auf schmerzhaft Weise die Bedeutung der Wörter „nach hinten! Rein, nach vorne! Nein, anders rum!“ erlernen musste – und dabei alle 30 Sekunden ins Wasser fiel. Aber wir sollten auch Billard spielen, Eiscreme schlemmen, Berge erklimmen, nach Verona fahren und uns am ganzen Körper von der Sonne bräunen lassen, um dann mit karamellfarbenem Teint zurück in die Schule zu kommen.

Hätte ich weniger zügellos reagiert, wenn ich gewusst hätte, dass ich dank der Begegnung mit ihr anfangen würde, Germanistik zu studieren, ein Jahr in Ludwigsburg als Erasmusstudentin verbringen und mir dort einen Freundeskreis schaffen würde, der mich noch Jahre später begleiten sollte? Wusste sie, als sie mich lachen sah, ohne zu verstehen warum – vielleicht fragte sie sich sogar, ob ich mich über sie lustig machte –, dass sie eines Tages ein Grund für meine Entscheidung sein würde, ein Praktikum beim NDR in Hamburg zu machen und mich dabei vom DFJW unterstützen zu lassen,

das die Kosten für den Flug (meinen ersten) und die Unterkunft übernahm? Vielleicht hätte ich ein ernsteres Gesicht gemacht, wenn ich geahnt hätte, dass ich 2003 ihren 30. Geburtstag mit ihr zusammen in Berlin feiern würde, als sie gerade von ihrem Verlobten verlassen worden war. Ich habe sie getröstet, wir sind „Unter den Linden“ spazieren gegangen, unter dem Brandenburger Tor hindurch gelaufen und ließen später Champagnerkorken knallen, um uns am Leben zu freuen. Wir wussten auch nicht, dass wir immer wieder Erstaunen auslösen würden, wenn wir anderen erzählten, uns als Austauschschülerinnen kennen gelernt zu haben, als wir 13 Jahre alt waren.

Und dabei haben wir uns nur selten geschrieben. Nur von Zeit zu Zeit bekam ich einen Brief von ihr, der dafür aber immer drei oder vier Seiten lang war. Sie berichtete mir ausführlich von ihren Vorhaben, erzählte mir, was es neues von ihren Klassenkameraden, von Steffen und von ihrem Nachbarn gab und hielt mich, ganz Romantikerin, über ihre Flirts auf dem Laufenden. Ich machte es genauso und setzte mich dabei über Deklinationen, Akkusative und Dative hinweg... Selbst wenn ich „ich bin von ihm verliebt“ schrieb, wusste sie sofort, worum es ging! Ich machte schnell Fortschritte, schneller als meine Freundinnen Marie und Laure, und verschlang die Romane, die sie mir zu meinen Geburtstagen schickte.

Ich frage mich manchmal, wie oft ich das kleine Taschenwörterbuch aufgeschlagen habe, das ich überall mit hin nahm. Nie vergaß sie meinen Geburtstag. Ihre letzte Karte hängt noch an meiner Bürotür. Auf ihr steht: „Ein Freund, ein guter Freund, das ist das Beste, was es gibt auf der Welt. Ein Freund bleibt immer Freund, auch wenn die ganze Welt zusammenfällt ...“

Später sollte ich sie auch regelmäßig in ihrem Studentenzimmer in Passau besuchen. Wir gingen aus, wir besuchten Ausstellungen. Ich ging mit ihr ins Konzert, wo sie Cello spielte. Ich applaudierte ihr, fand sie hinter den Kulissen wieder, dann gingen wir mit ihren Freunden Bier trinken. „Cornelia hat ihre Französin mitgebracht!“ riefen sie, als sie uns sahen. Sie nahmen mich sofort in ihrer Mitte auf. Wenn ich müde war oder zuviel getrunken hatte und kein einziges Wort der Unterhaltung mehr verstand, begannen ihre Freunde mit vom Bier gelockerter Zunge, mit mir Französisch zu reden. Und dann gab es was zu lachen. „Mais que fait la poliiice?“, schrie Julian, wenn es zu lustig wurde. Wir verglichen die Fernsehsendungen miteinander, die wir sahen, als wir klein waren, „Biene Maja“ und „Die Sesamstraße“ hatten uns alle sanft in den Schlaf gewiegt, wir verglichen die Schulsysteme, wir redeten über unsere Reisefantasien. Sie brachten mir neue Wörter bei. So ist es gekommen, dass „Kaff“ in meinem geistigen Wörterbuch mit dem Bild von Julien verknüpft ist, wie er mir sein Heimatdorf beschrieb. Das Wort „höchstwahrscheinlich“ ist eine von Steffens geschraubten Redewendungen, der sich mit Absicht stets kompliziert ausdrückte, um es mir möglichst schwer zu machen. „Schleuse“ gehört zu Kerstin, dem Mädchen aus dem Norden, „knapp“ zu Patricia und „speichern“ zum Leiter des Rechenzentrums an der Schule in Ludwigsburg. „Anmachen“, „baggern“ und ein paar noch fragwürdigere Ausdrücke waren auch dabei. „Vorsicht“ war das Lieblingswort einer Mensaköchin. Und „Arschloch“? Das war der Pförtner des Studentenwohnheims.

Jedes dieser Wörter hat seine Geschichte, seine Anekdote, steht für einen Ort, eine Atmosphäre. Und so erschlossen sich mir später auch Max Frisch, Patrick Süßkind, Herrmann Hesse, Kurt Tucholsky oder Franz Kafka. Aber wenn es nur bei der deutschen Kultur geblieben wäre! Wegen Thore, dem schönen Blondnen aus ihrer Klasse,

habe ich angefangen, die „Doors“ zu hören, deren Fan er war, fing an, mich für Cello zu interessieren, und habe noch einmal den kompletten „Asterix“ gelesen, den er besser kannte als ich.

Ich war nicht die einzige, die von dieser Begegnung profitierte! Ohne sie hätten mein Vater und meine Mutter, die eines Tages von ihren Eltern eingeladen worden waren, nie das Deutsche Museum in München gesehen und nie Wurst zum Frühstück gekostet!

2001, sechs Monate vor den Anschlägen auf das World Trade Center, bin ich für eine Woche zu ihr nach New York geflogen, wo sie gerade ein Praktikum machte. Zusammen haben wir uns, die kleine Deutsche und die kleine Französin, den majestätischen Sitz der UNO angesehen, für die sie eines Tages einmal arbeiten wollte. Wir haben Jazz gehört, aber auch „La Traviata“, nachdem wir mit ihrem amerikanischen Freund Sushi essen waren und über die Bilder von Vermeer im Metropolitan geredet haben.

Diesen Sommer erlebte sie die französische Hitzewelle im Baskenland. Halb erschlagen von der brütenden Hitze stürzten wir uns in die Wellen des Ozeans bei Saint-Jean-de-Luz. Und nächstes Jahr, nach einer kleinen Rundreise durch die elsässische Höhlenlandschaft, werden wir uns nach Sankt Petersburg auf und davon machen. Wir werden wieder leise das Lied „La Cane de Jeanne“ von George Brassens anstimmen, das mein Vater uns während dieses allerersten Aufenthalts beibrachte und das zur Hymne unserer Freundschaft geworden ist. Ich werde ihr endlich eine Platte von Serge Gainsbourg mitbringen, die ich ihr seit langem versprochen habe. Wir werden über unsere Eltern sprechen, darüber, wie es sich anfühlt, sie alt werden zu sehen, wir werden uns die Anstrengungen vor Augen führen, die sie unternommen haben, damit wir zusammenfinden konnten, als wir „klein“ waren (was war meine Mutter beunruhigt, mich mit 15 ganz alleine mit dem Zug nach Ulm fahren zu lassen!). Wir werden über unsere kleinen Brüder reden, die nun auch erwachsen geworden sind, und schließlich über uns selbst. Über unsere Männer, unsere Träume, unsere Zweifel.

War dieser gigantische Lachanfall an jenem Abend, vor jener Schülerin, die kein Wort Französisch sprach, eine glückliche Vorahnung all dessen, was mich erwarten sollte? Einige Minuten später, nachdem ich wieder zu mir gekommen war, nahmen wir ihren riesigen Koffer an uns und gingen zu dem roten Kombi. Mein Vater öffnete den Kofferraum, um das Gepäck zu verstauen, und unser Hund, glücklich über unsere Rückkehr, streckte uns seinen Kopf entgegen. Cornelia wich einen Schritt zurück: „Ein Hund! Ich bin allergisch! Ich habe Asthma!“

## Lieber Samir

VON SUSANNA RECKEMANN

Lieber Samir, wieder einmal greife ich zur Feder, um Dir einen Brief zu schreiben. Doch etwas ist diesmal anders: Zunächst ist es das erste Mal in unserer nun schon fünfjährigen Brieffreundschaft, dass ich Dir auf Deutsch schreibe – welch befremdendes Gefühl! Und dann schreibe ich im Grunde nicht an Dich, sondern für Dich, vielleicht auch über Dich, ganz bestimmt aber über uns. Denn dieses „uns“, das uns verbindet, ist etwas so Kostbares, wie es nur Weniges in einem Leben geben kann und umso mehr in jedem Leben geben sollte. Es ist die Freundschaft zwischen einem in Algerien geborenen Franzosen und einer Deutschen; zwischen einem Schauspieler und einer Studentin; zwischen einem Ehemann und Vater und einer erst seit einem Jahr Gebundenen. Das Lustige daran ist, dass wir diese Konstellation niemals als befremdend oder problematisch erachtet haben, sondern uns sehr bald eher als Geschwister, als zwei einander vertraute Menschen gesehen haben.

Erinnerst Du Dich noch, wie alles anfing? Mit 15 Jahren kam ich für vier Monate nach Frankreich, um dort die Schule zu besuchen. Wenig glücklich in meiner vielbeschäftigten Gastfamilie, war ich begeistert, als man mich eines Tages zu einem Theaterstück mitnahm. Gespielt wurde Molières „L’amour médecin“ und ich war gerührt und gepackt. Anschließend traf sich das Publikum mit den Schauspielern vor der Bühne und tauschte lebhaft seine Eindrücke aus. So sehr mir das gefiel und so gern ich mich mitgeteilt hätte, mir fehlte einfach der Mut.

Schon bei der Rückfahrt bereute ich dies allerdings zutiefst und entschied mich, das Versäumte in einem Brief nachzuholen. Die Antwort kam umgehend und, da Du der Leiter des Ensembles warst, von Deiner Hand. Aus jedem Wort sprach die Freude, einen jungen Menschen erreicht und angeregt zu haben, gepaart mit einem freundschaftlichen Interesse an meiner Person. Nach mehreren Briefwechseln kam es schließlich zum ersten richtigen Treffen bei der Aufführung einer weiteren Inszenierung, „Le Naufrage du Titanic“, frei nach Hans Magnus Enzensberger. Und obwohl uns erst hier die Fülle unserer Gegensätze offenbar wurde, strahltest Du sie einfach fort und machtest mich umgehend mit dem gesamten Ensemble bekannt. Anschließend schrieben wir uns weiter, die Zeit verflog, und als es an Weihnachten für mich nach Hause ging, war für uns beide klar, dass es unsere ungewöhnliche Freundschaft unbedingt weiterzuführen galt.

Was macht eine Freundschaft aus? Fest steht: Es ist weder die Häufigkeit des Kontakts noch die Ähnlichkeit der Lebensverhältnisse oder Erfahrungen. Vielmehr ist es ein nicht erklärbares Gefühl von Sympathie, von uneingeschränkter Freude am Leben und Sein des Anderen. Dass sich dies zwischen uns beiden entfalten konnte und wir uns trotz allem Trennenden stets aufeinander zu bewegen, verdanken wir vermutlich – so nennst Du es selbst – unserer kindgleichen Vorurteilslosigkeit und stürmischen Liebe für das Leben in all seinen unzählbaren und unvorhersehbaren Varianten.

Da Du kaum Deutsch konntest, schrieb ich stets auf Französisch, und ich erinnere mich, wie ich anfangs ganze Tage über einem Brief saß, tausend Mal ins Wörterbuch schaute, um das treffende Wort zu finden, hundert Mal überlegte, was ich schreiben und was lieber weglassen sollte, bis ich endlich ein zufriedenstellendes Exemplar auf die Post bringen konnte. Das wirkte sich nicht nur erheblich auf die Qualität meines geliebten Französisch aus, sondern schärfte vor allem meinen Blick für die Welt um mich herum und für mich selbst. In der wohl fruchtbarsten Phase der Persönlichkeitsentwicklung eines Menschen hatte ich somit das Glück, einen Freund zu haben, der mir mit aller Behutsamkeit half, mit mir selbst und mit meinem Umfeld ins Reine zu kommen; der an meine Menschlichkeit appellierte und sie strahlen sehen wollte, der all meine Sorgen und Ängste mit einem unbändigen Optimismus, mit Humor und einem unerschütterlichen Glauben wegfegte; der mich schließlich lehrte, das Wesentliche im Auge zu behalten, dankbar zu sein für das, was ich besitze, und bereit zu sein, Risiken einzugehen und Niederlagen hinzunehmen. Ganz zu schweigen von unzähligen Anregungen literarischer oder musikalischer Art: Enzensberger, Thomas Bernhard, Stefan Zweig, Georges Bernanos, Fernando Pessoa, Gorecki ... von meiner Seite Bach, Max Frisch, Michel Tournier, Mehdi Charef und viele mehr. – All diese Namen haben unsere Gespräche geprägt und Bedeutung für uns erlangt. Bemerkenswert, dass ich gerade durch Dich einigen deutschen Autoren näher kam und Du im Gegenzug auf einige Franzosen aufmerksam wurdest! Unüberbietbar in dieser Hinsicht sind natürlich Deine eigenen Inszenierungen von Stücken, die Du teilweise selbst geschrieben hast und die ich mir wenn möglich einmal im Jahr ansehen komme.

Wie wird es weitergehen? Meine Briefe schreibe ich mittlerweile fast aus der Hand, Kopfzerbrechen bereiten sie mir auch schon lange nicht mehr – Anzeichen erster Ermüdungserscheinungen? Nein, ganz gewiss nicht, vielmehr glaube ich, dass unsere Freundschaft seit einiger Zeit in eine neue Phase eingetreten ist: Gerade dank all Deiner Anregungen bin ich nun selbständiger und lebe glücklich und erfüllt mein Leben, in dem Du ob der räumlichen Distanz kaum präsent bist – und somit auch nicht permanent in meinen Gedanken, wie das früher durchaus der Fall war. Das hat auch seine Ordnung so, und ich will es gar nicht anders.

Wichtig allein ist, dass Du ein Teil von meinem Leben geworden bist, so wie ich ein Teil von Deinem, und dass dies uns stärkt und glücklich macht.

In diesem Sinne: „à la prochaine!“

Susanna

# Toi und Ich

VON THOMAS ISAAK UND GAËLLE TIMMEL,  
ÜBERSETZUNG NATHALIE MÄLZER-SEMLINGER

## Elle, Sie

Welche Sprache hat diese unvergleichlich hohe Zahl an zusammengesetzten Wörtern mit mehr als 26 Buchstaben? Ja, Deutsch, die erste Fremdsprache, die ich an der Schule gelernt habe ... Ich hatte gar keine andere Wahl, mein Vater war schließlich Elsässer! Also musste ich mich mit der deutschen Grammatik herumplagen: Dativ, Akkusativ, Nominativ ... Ich erinnere mich noch an die Deklinationen, die ich auswendig lernen musste, an die Bauchschmerzen vor den Klassenarbeiten, an die künstlichen Dialoge zwischen Ossi und Wessis in Büchern, die vom Lauf der Geschichte längst eingeholt worden waren ...

Acht Jahre Deutschunterricht, mehrere Aufenthalte in Deutschland, während eines deutsch-französischen Austausches geknüpfte Freundschaften mit Heike, René, Julia, Simone ... und ich bin immer noch nicht in der Lage, einen einzigen fehlerfreien Satz in dieser Sprache zu bilden! „Deutsch ist definitiv keine Sprache für mich!“, sagte ich mir noch vor einiger Zeit, bevor ich den Deutschen schlechthin kennen lernte! Und zwar nicht irgendeinen, sondern einen ehemaligen Ossi! Sein Akzent (bitten Sie mal einen Deutschen, das Wort „tuyau“ auszusprechen, es ist zum Totlachen!) und sein Äußeres (groß, blond und blaue Augen) ließen keinen Zweifel zu! Der Alptraum meiner Kindheit angesichts dieser Sprache war in einen süßen Traum umgeschlagen, in dem unsere Geister, unsere Körper, unsere Charaktere und wohl vor allem unsere beiden Kulturen durch eine Art geheimnisvoller Alchimie miteinander verschmolzen!

Ja, ein Paar, das sich aus zwei Menschen aus unterschiedlichen Ländern zusammensetzt, birgt viele Reichtümer ... Wir konnten ganze Nächte damit verbringen, uns zu wundern, hin und her zu übersetzen, die bildhaften Ausdrucksweisen unserer beiden Sprachen zu vergleichen ... Ich habe Romane und Theaterstücke entdeckt, die ich ohne ihn vielleicht nie entdeckt hätte. Ich bin ein wenig verunsichert, wenn er mir von seiner Kindheit auf der anderen Seite der Mauer erzählt ... das hatte nichts mit dem zu tun, was ich in den Geschichtsbüchern gelesen hatte ... Selbst nach zwei Jahren lache ich noch über seine Französischfehler. Obwohl ich mir Mühe gebe, ihn systematisch zu verbessern, macht er unentwegt dieselben Fehler! Ich frage mich manchmal, ob er es nicht absichtlich macht, weil er vielleicht ahnt, dass ich Spaß daran habe, die Lehrerin zu spielen.

Doch ab und zu nutze ich seine Lücken im Wortschatz aus, um ihm einen Streich zu spielen ... Zum Beispiel machte ich mir eines Tages den Spaß, ihm die Bezeichnungen für den menschlichen Körper beizubringen: Mund, Ohr, Hals, Wange, Nabel, Schenkel, Knöchel, Fuß, Zeh, letzterer bestünde aus *Vésigo*, *Vulpim*, *Zakapine*, *Dermestra*, *Bauxitus* ... Er blickte skeptisch drein: „Was erzählt sie mir da bloß, sollten die Franzosen tatsächlich einen Namen für jeden einzelnen Zeh haben? Das ist ja völlig verrückt“, muss er sich gesagt haben! Ich beließ ihn noch ein paar Tage in dem Glauben, bevor ich ihm reinen Wein einschenkte! Er war stinkwütend!

Heute habe ich jedoch ein paar Zweifel, denn mir wird ein Manko bewusst. Er kann meine Sprache beinahe auf den Fingern hersagen, um nicht zu sagen auf den „Zehen“, während ich in Goethes Sprache immer noch nicht über das Stadium des Stammelns hinausgekommen bin ... Nur ein zärtlicher Satz kommt mir ohne großen grammatischen Aufwand fehlerfrei über die Lippen: Thomas, ich liebe Dich!

## Er, lui

Zweifellos lag die Frankophilie in meiner Familie. Die Weltgeschichte bewirkte jedoch erst, dass ich sie auch in die Tat umsetzen konnte. Zahlreiche Sommerurlaube in Südfrankreich verstärkten schließlich die Begeisterung für Land und Leute. Wer hätte jedoch gedacht, dass ich die Frankophilie eines Tages wortwörtlich nehmen würde und dass sich die Liebe des Französischen im Zwischenmenschlichen fortführen würde? Meine deutsch-französische Symbiose vollzog sich langsam, aber unaufhaltsam.

Tatort war der Seminarraum einer Lyoner Universität. Ein Mantel, über einen leeren Stuhl gehängt. Die französische Besitzerin des Mantels, auf dem Stuhl daneben sitzend. Meine Chance zum Angriff. „Danke, dass du den Stuhl für mich freigehalten hast“ sprach ich und setzte mich neben sie. Ein verdutzter Blick ihrerseits, ein Lächeln, ein erster Gedankenaustausch. Das Eis war gebrochen. Ein Funke sprang über und wir fingen Feuer. Von der deutsch-französischen Freundschaft kann ich nun ein Lied singen, eine wohl vertraute Melodie, die tagtäglich in mein Ohr säuselt. Sie gehört zu mir wie mein Name an der Tür: *la langue française et Gaëlle, ma Française*.

Liebe geht folglich nicht nur durch den Magen, sondern auch durch die Sprache. Gaëlle ist mein wandelndes Wörterbuch und zugleich mein emotional-sprachliches Experimentierfeld. Ein neues Wort gelernt? Schnell mal ausprobieren, welchen Effekt es hervorruft. Löst das neue Wort bei ihr einen erschreckten Blick aus, so hab ich stets die gleiche Antwort parat: Ist doch nicht meine Schuld, Französisch ist nicht meine Muttersprache. Jeder sprachliche Fehltritt ist somit problemlos erklärbar. So stürze ich mich mit Freude und Leidenschaft in den Dschungel der Sprachbilder und der geflügelten Worte und stehe vor unzähligen Entscheidungen: Soll ich mein Salzkorn oder meinen Senf dazugeben? Sitze ich nun im Backtrog oder in der Tinte? Hab ich eine Katze oder einen Frosch im Hals? Bin ich bekannt wie ein weißer Wolf oder wie ein bunter Hund? Da Gaëlle jedoch manchmal andere Katzen zu peitschen hat, findet nicht jede Frage eine Antwort.

Dafür stellt sie mir Fragen, auf die ich wortreich zu antworten weiß: Nein, ich hatte keine unglückliche Kindheit, ich fand es nicht ungewöhnlich, stolz das blaue Halstuch zu tragen und als Wandzeitungsredakteur im Klassenkollektiv tätig zu sein. Ja, auf „Seid bereit“ antwortete ich beim Fahnenappel ohne Bedenken „Immer bereit“. Meine Geschichte ruft Kopfschütteln bei ihr hervor und lässt mich in Konjunktive ver-

fallen: Ohne den Mauerfall, den ich im Alter von zehn Jahren erlebte, würde ich heute nicht in Lyon sondern vielleicht in Sankt Petersburg studieren. Ich wäre vermutlich nie nach Frankreich gereist und hätte nie ungefragt Besitz ergriffen vom besagten Stuhl, im Seminarraum einer französischen Universität. Mit einem Hauch von Pathos kann ich feststellen: Der Wandel der Weltgeschichte ließ mich Gaëlle treffen. Schicksal? Zufall? Gar eine bewusste Entscheidung als Beweis deutsch-französischer Versöhnung? Vielleicht. Vielleicht aber auch ein kontinuierlicher Prozess des menschlichen Zusammenwachsens. Eine alltägliche Normalität, die sich im Laufe der Zeit zwischen zwei Völkern etabliert hat. Jenseits kultureller Klüfte. Fern vom französischen Hahn und deutschen Adler. Fern von Baguette und Bier. Ganz einfach: Gaëlle und ich.

## Paris oder ein Sommeranfang

VON SEBASTIAN KANZOW, ÜBERSETZUNG NATHALIE MÄLZER-SEMLINGER

Als ich sie zum ersten Mal sah, schwebte ich auf Wolke sieben. Genau genommen hatte ich schon seit einigen Stunden jegliche Bodenhaftung verloren. Vielleicht wegen der vielen Gläser, die ich an verschiedenen, und dennoch immer gleich aussehenden Treisen geleert hatte, ohne mir allzu große Gedanken über den nächsten Tag zu machen, obwohl da zweifellos das böse Erwachen käme, sobald ich festgestellt hätte, wie oft ich im Laufe dieser warmen Nacht, die ihr Band zwischen Frühling und Sommer knüpfte, die Dienste des Bankautomaten in Anspruch genommen hatte.

Vielleicht lag es an der Musik, an den Diskussionen, an dem wilden Gelächter mit meinen ausländischen Kommilitonen in diesem Viertel voller Kneipen und Cafés, wo man sich der Frage, „mit welcher studentischen Austauschorganisation bist Du hierher gekommen?“ nicht entziehen kann. Vielleicht lag es auch einfach nur an dieser Stadt, die den ganzen Tag unter Strom zu stehen schien und die die Hektik der Pendler auf ihrem Weg zur Arbeit aufsaugte; diese großen Boulevards mit den Kaufhäusern, die Banlieue und die Dreizimmerwohnung, der RER und die nahe Einkaufshalle.

Diese Stadt, die sich mit dem Lärm der Autos, Motorroller und Busse, der kreischenden Reifen, der klappernden Absätze auf den gefliesten Böden der endlosen Gänge der Metro auflädt, beginnt am Abend langsam durchzuatmen. Als habe sie tagsüber die Luft angehalten, um die Leute nicht zu stören, die ihren Lebensunterhalt verdienen, ein Gehalt, das zwar jedes Jahr zum Jahresende erhöht wird, aber doch nie ausreicht. Wenn die Dunkelheit hereinbricht, verändert sie ihren Rhythmus. In den Zügen wird das Rascheln der Zeitungen, die über die letzten Massaker berichten, durch Plaudereien unter Freunden ersetzt, und die Autos fahren mit weit heruntergekurbelten Fenstern umher. Eine Rai-Melodie wird von einem halben Rap-Satz unterbrochen, der durch den nächsten Lautsprecher auf die Straße dröhnt: Die Stadt schrumpft plötzlich wieder auf ein menschliches Maß zusammen. Man kann leicht den Boden unter den Füßen verlieren, wenn einem bewusst wird, dass man sich genau in der Nacht vor dem ersten Sommertag befindet.

Als ich dieses schöne, schlanke Mädchen mit den braunen Haaren zum ersten Mal sah, saß sie an einem kleinen Tisch in der halbdunklen, verrauchten Ecke im oberen Stock einer Kneipe, wo die Musik es nicht verdiente, so laut gespielt zu werden, und langweilte sich. Jedenfalls war die Kundschaft nicht wegen der Musik da, sondern weil

dies einer der wenigen Orte ohne Rausschmeißer war, wo nach drei Uhr morgens noch Bier ausgeschenkt wurde. Ein Mann mit gestreiftem Hemd saß ihr gegenüber. Ich sah nur seinen Rücken, seine Schultern und ab und zu einen erhobenen Zeigefinger, den er viel zu nah an die Augen des Mädchens hielt, um diesen oder jenen wichtigen Punkt in seiner Rede zu unterstreichen.

Schließlich hatte ich jenes Stadium erreicht, wo sich der Blick auf nichts mehr konzentrieren konnte, zwei Dinge sah ich dennoch ganz deutlich: Sie war sehr schön, und sie interessierte sich nicht sonderlich dafür, was ihr Begleiter ihr erzählte. Während ich ein weiteres Helles am Tresen bestellte, begann ich eine Strategie auszutüfteln, die es mir erlauben würde, diese Schönheit aus den Krallen dieses ungeheuren Langweilers zu befreien, verkörpert von jenem Mann mit dem ständig in die Höhe schnellenden Zeigefinger.

Es ist beinahe ein Jahr her, seit ich das letzte Mal in Frankreich war. Trotz meines deutschen Akzents kam es nur selten vor, dass ich auf meine Fragen, die ich mit Berufung auf mein bestes Schulfranzösisch formulierte, sofort eine Antwort auf Englisch bekam (im Allgemeinen mit einem starken französischen Akzent und einer Grammatik, die wenigsten genauso dubios war wie meine, wenn ich Französisch sprach), dennoch fühlte ich mich noch nicht dazu in der Lage, mich auf ein Rededuell einzulassen, bei dem mir als Hauptgewinn das Herz eines schönen Mädchens winken würde, trotz des „hirtötenden“ Eindrucks meines Kontrahenten.

Nach einer halben Stunde intensiver Überlegungen, die einzig von dem dringenden Bedürfnis unterbrochen wurden, ein weiteres Bier zu bestellen, entdeckte ich auf einmal, dass sie fort waren. Der kleine Tisch am Ende des Raumes war leer, ohne dass ich irgendetwas bemerkt hatte. Während ich über die Ungerechtigkeit der Welt und die Notwendigkeit nachsann, einen Bankautomaten zu finden, um Geld für eine Taxifahrt zum Studentenwohnheim zu ziehen, leerte ich ein letztes Bier. Ich erinnere mich noch, wie ich just in diesem Augenblick bemerkte, dass meine Füße nicht mehr den Boden berührten. Ich flog etwa 30 Zentimeter über der Erde und brauchte nicht mehr zu laufen, um von einem Ort zum andern zu gelangen: Ich schwebte. Es war ein angenehmes Gefühl, dem ich mich sofort genüsslich hingab, indem ich ein paar Kreise um meinen Barhocker zog. Doch nach einer gewissen Zeit ließ meine Begeisterung nach, insbesondere da der Barkeeper mich merkwürdig anschaute. Nachdem ich mich damit abgefunden hatte, dass ich diesen Abend allein in meinem Bett verbringen würde, genau wie all' die anderen Abende der letzten Monate, schwebte ich also zur Treppe. Doch das Gesetz der Erdanziehungskraft spielte mir einen bösen Streich, und als ich dazu ansetzen wollte, ins Erdgeschoss hinunterzuschweben, setzte ich nach einem kurzen Gleitflug 20 Stufen tiefer mit einer Bruchlandung auf.

Da sah ich sie zum zweiten Mal. Sie kam von den Toiletten im Untergeschoss und musste einen großen Schritt machen, um über meinen Körper hinwegzusteigen, der noch halb gelähmt war angesichts der bitteren Erfahrung, dass meine eben erst errungene Fähigkeit zu fliegen, mich so schmachlich im Stich gelassen hatte. Ich hatte vielleicht die Kontrolle über meinen Körper verloren, aber mein Geist funktionierte besser denn je. Zunächst überprüfte ich, ob der Mann, von dem ich nur den Rücken gesehen hatte, sich noch in der Nähe befand, was nicht der Fall war. Dann sagte ich zu ihr: „Entschuldigen Sie, dass ich mich Ihnen so zu Füßen werfe, aber ich hatte furchtbare Angst, Sie seien bereits gegangen. Darf ich es wagen, Sie nach Ihrer Tele-

fonnummer zu fragen?“ Zumindest hätte ich das gern gesagt, doch im Französischkurs in der Schule hat man uns nie auf das wahre Leben vorbereitet. Wir haben nie geübt, schöne Sätze für die Schönen der Nacht zu formulieren, schon gar nicht am Fuße einer Treppe liegend. Also schwieg ich. Und auch eine Minute später schwieg ich, als ich sie aus der Kneipe gehen sah, untergehakt bei einem Typ, den ich sofort wieder erkannte. Es war nicht mehr der Mann mit dem gestreiften Rücken, sondern schlichtweg ein anderer: ein Deutscher – groß, blond, gut aussehend – dem ich auf einem feuchtfröhlichen Abend mit Studenten aus allen Teilen Europas begegnet war. Er sah mich nicht, aber er wirkte sehr zufrieden.

Der Sommeranfang in diesem fremden Land war wie im Traum vergangen, intensiver als ich es dem Leben je zugetraut hätte, mit einer unglaublichen Fülle von Eindrücken, von denen sich mir vor allem die Nächte in dieser Stadt eingeprägt haben, die mich wie eine warme, sanftmütige Geliebte in ihre Arme schloss und mir tausend erregende Dinge versprach. Aber wie das so ist mit den Geliebten, begann ich ihre Launen allmählich gut zu kennen, sie bewahrte immer weniger von ihrem Geheimnis, und ich fing an, das Interesse an ihr zu verlieren. Die Erregung wich der Gewohnheit, und so dachte ich nur noch an das Ende meines Aufenthaltes. Ich sehnte mich nach meiner Heimatstadt zurück, nach den alten Freunden und den Orten mit den vertrauten Namen wie „Marienplatz“ oder „Hauptbahnhof“.

Einige Wochen vor meiner endgültigen Abreise, an einem Tag im Juli, begegnete ich zufällig meinem Kommilitonen und Landsmann wieder, den ich seit dem Abend seiner Eroberung nicht mehr gesehen hatte. War es Neugier oder die Lust, mich zu quälen, ich weiß es nicht, jedenfalls konnte ich es mir nicht verkneifen, ihn nach dem Ausgang der Geschichte mit der schönen Dunkelhaarigen zu fragen. Einen Augenblick lang schaute er verblüfft drein, bevor er mich fragte: „Wer? Was für eine Dunkelhaarige, in welcher Kneipe?“ und dann: „Ach so!“ An die konnte er sich kaum erinnern. Sie hatte sich ziemlich angestellt, wollte nicht nach Hause begleitet werden, hatte irgendetwas von wahrer Liebe gefaselt, und dass man sich erst besser kennen lernen müsse: So was hatte er nicht nötig, er hatte genügend andere am Wickel! „Jedenfalls“, sagte er, „kratz ich die Kurve, ich habe die Nase voll von dieser Stadt, nächste Woche fahr ich zurück nach Haus“, bevor er, in seinem Adressheftchen blättern, hinzufügte: „Aber hier, ich habe noch ihre Nummer. Wenn Du Dein Glück versuchen willst...“

Na und ob! Das brauchte man mir nicht zweimal zu sagen! Ich rief sie an, doch zuvor schrieb ich alles, was ich ihr sagen wollte, sorgfältig auf, damit ich nicht noch einmal in die peinliche Lage geriet, kein Wort hervorzubringen – auch wenn ich diesmal nicht auf einem Treppenabsatz lag, was meine Ausgangssituation deutlich verbesserte. Ich hatte sogar einer Handvoll Freunden Bescheid gesagt, um bei einem eventuellen Treffen am kommenden Sonntag – vorausgesetzt, sie wäre überhaupt einverstanden – ein paar Leute dabei zu haben.

Ich rufe also an: „Guten Tag, ich bin Sebastian. Du kennst mich wahrscheinlich nicht, aber wir haben uns schon mal gesehen...“ „Bist Du Deutscher?“ „Tja! Ein Jahr Frankreich, und doch genügt ein halber Satz, bis mein Akzent mich verrät. Ich weiß nicht so genau, ob dies ein guter Auftakt für eine Unterhaltung ist, aber da es kein Zurück gibt, rede ich weiter ...“ „Ich war in der Kneipe am Fuß der Treppe, erinnerst Du dich?“ Sie erinnert sich, sie freut sich, sie hatte mich komisch gefunden. Und was noch besser ist: Sie ist einverstanden, am kommenden Sonntag mit zwei, drei anderen

Freunden auszugehen. Wir werden sie von zu Hause, rue de Tournon, 6. Arrondissement, abholen. Doch offenbar war an diesem Sonntag der Wurm drin, alle sagten nacheinander ab. Fernsehen ging vor, Frankreich war im Finale. Am Nachmittag musste ich mich schließlich damit abfinden, dass uns niemand begleiten würde. Ich griffe also wieder zum Telefon, um sie anzurufen, und sagte: „Hi, ich bin’s wieder. Es gibt da ein Problem. Heute Abend sind wir nur zu zweit – on ne sera que deux.“ Sie sagte, dass mache überhaupt nichts: zwei oder vier, das sei doch dasselbe, vielleicht sei es sogar besser so, denn man könne sich in einer kleinen Gruppe besser unterhalten.

Ich stehe vor ihrer Tür und klinge, sie kommt herunter. Schön, schlank, dunkelhaarig. Genau wie in meiner Erinnerung. Es wird schon dunkel, aber ich sehe, dass sie sich zurecht gemacht hat. Lippenstift, Wimperntusche, Nagellack, Minirock: ein Traum, der Gestalt angenommen hat. Sie sah mich an, dann blickte sie nach rechts, nach links, hinter mich und fragte schließlich: „Wo ist der andere?“ „Was für ein anderer?“

Ich hatte ihr doch gesagt, dass wir nur zu zweit wären! Doch ich war mal wieder den Feinheiten der französischen Sprache aufgesessen. Manchmal liegt es nur an einem Wort. „Wir beide sind nur zu zweit“ – „on ne sera que nous deux“ wäre klarer gewesen als „on ne sera que deux“ – „wir sind nur zu zweit“. Dann hätte sie wenigstens die Möglichkeit gehabt, eine Verabredung abzusagen, die nach ihrem Geschmack zu zweitig gewesen wäre. Aber nun war es zu spät, und es gab kein Zurück. Sie hatte zwei Stunden vor dem Spiegel verbracht. Die ganze Mühe sollte schließlich nicht umsonst gewesen sein, auch wenn sie mit mir allein vorlieb nehmen musste!

Auf der Suche nach einem Café streifen wir durch die Stadt, doch überall, wo wir hingehen, quellen die Massen schon auf die Straße. Es ist der 12. Juli 1998, Paris ist im Fieber, aufs Äußerste gespannt, die Fernseher sind auf volle Lautstärke gedreht. Wir laufen lange umher und erzählen uns witzige Geschichten, bis wir schließlich auf diese protzige Prachtstraße gelangen, die als Axe der Welt angelegt wurde und von einem Triumphbogen gekrönt wird. Was den Triumph angeht, den sollte Frankreich an diesem Abend tatsächlich haben!

Doch das schöne Mädchen und ich hatten andere Sorgen. Schon seit einer geraumen Weile sind wir an einem toten Punkt angelangt. Einer muss den ersten Schritt machen, die Hand des anderen ergreifen, einen Arm um die Schulter des andern legen, die Sache vorantreiben, aber wir sind zu schüchtern und ziehen es vor, an dieser Straßenlaterne auf den Champs-Élysées zu stehen und über Gott und die Welt zu reden.

Auf einmal ist das Spiel aus: Frankreich ist Weltmeister! Die Leute strömen auf die Champs-Élysées, überall hupende Autos, und wir stehen endlich umschlungen auf unserer einsamen Insel inmitten der fröhlichen Menge. Und in dieser Menschenflut verschmelzen meine Geliebte, die aus dieser Stadt stammt, und ich, der von weit her kommt, mit dieser sanftmütigen, erregenden Stadt, in die ich noch immer verliebt bin, und auf einmal gibt es auf der ganzen Welt keinen „Hauptbahnhof“ und keinen „Marianplatz“ mehr.

Der einzige Ort, der in dieser Nacht und in den kommenden Nächten noch zählt, ist die rue de Tournon im 6. Arrondissement.

## Dein Bett ist gemacht

VON KRISTINA HÖHNE, ÜBERSETZUNG OLIVER ILAN SCHULZ

*Diese Geschichte widme ich meiner „zweiten Familie“: Alain, Carole, Marie-Jo und Nicolas. Ich drücke euch ganz fest, auf die deutsche Art, versteht sich!*

Das Abenteuer beginnt 1999: Ich betreue ein deutsch-französisch-italienisches Jugendtreffen in der Vendée. Als Erstes muss ich lernen, dass in Frankreich nicht immer schönes Wetter ist! Die Vorstellung vom beständig schönen Wetter – tatsächlich trifft dies nur auf die Mittelmeerküste zu – wird bereits am ersten Tag unseres Aufenthaltes enttäuscht: Schauer, Gewitter, überall Schlamm. Die Jugendlichen nörgeln unentwegt, man könnte meinen, das Betreuer-Team habe eine Prüfung zu bestehen – Niveau „für Fortgeschrittene“. Wir sind sechs Betreuer, zwei pro Land. Glücklicherweise kennen wir uns bereits seit den Vorbereitungstreffen und verstehen uns oftmals ohne Worte.

Die wichtigsten Momente erleben wir häufig ... nachts. Liegen die Jugendlichen – endlich – im Bett, haben wir Zeit für Vorbereitungen und können uns darüber austauschen, was während des Tages geschehen ist. Sobald ich Gefahr laufe, die Geduld und meine gute Laune zu verlieren, beruhigt mich mein italienischer Kollege: „Trrrranquillo!“ (das „R“ schön rrrrollen). Und er hat Recht.

Wir erleben wunderbare Momente zusammen, wenn wir uns beispielsweise in der Nacht unter dem Sternenhimmel Geschichten erzählen. So auch eine auf Italienisch erzählte Geschichte, die wir verstehen, ohne sie zu verstehen. In anderen Situationen verschrägt es einem beinahe die Sprache: „Kannst du mir bitte den Scotch reichen“, sagt Sébastien zu mir. „Den Scotch?“, frage ich argwöhnisch, weil ich an Whisky denke. „Es ist Mittag!“ „Na und, darf ich mittags nichts kleben?“, entgegnet Seb, mindestens genauso überrascht wie ich und nimmt sich das Klebeband selber. Schließlich begreife ich, dass „Scotch“ „Tesafilm“ heißt und dass man ihn nicht trinken kann ... Solche Missverständnisse wird es sicher weiterhin geben. Ich will mich auch nicht lange zu jener Geschichte äußern, als ich im Büro eines Direktors einen Stempel brauche. Dieser fragt mich sehr höflich, ob ich einen „tampon“ haben wolle. So viel ich weiß, sind Tampons nur für Mädchen ... Ich bin vom „interkulturellen Virus“ angesteckt worden und möchte mehr erfahren über Frankreich und die Franzosen, das Bildungssystem, die Welt der Betreuer usw. Dank der Kontakte, die ich im Rahmen des Jugendaustausches geknüpft habe, arbeite ich als Praktikantin bei einem Jugendver-

band in der Vendée. Sechs Wochen lang entdecke ich Jugendclubs, Vorschulen, Bürgerhäuser, die BAFA-Ausbildung und bin fasziniert. Apropos: Da ich Ausbilderin in Deutschland bin, frage ich danach, einer BAFA-Ausbildung beiwohnen zu dürfen, um sie mit den deutschen „Juleica“-Ausbildungen vergleichen zu können. Einen Tag vor der Ausbildung teilt man mir mit, dass ich für eine Ausbilderin einspringen soll, die kurzfristig absagen musste. Ich breche in Panik aus, weil ich meine, dass meine Sprachkenntnisse nicht ausreichen werden.

Denn wie soll ich andere ausbilden können, wenn ich nicht einmal imstande bin, die Abkürzung „BAFA“ zu entschlüsseln? Trotzdem springe ich ins kalte Wasser. Und wie durch ein Wunder funktioniert es doch. Ich mache mich verständlich und bringe den Teilnehmern und dem Betreuer-Team etwas, auch wenn mein Stil zuweilen für Überraschung sorgt, weil ich ein wenig direkter in meiner Art bin als andere. Am Ende dieser Ausbildungswoche habe ich den Eindruck, große Hindernisse überwunden zu haben. Ich werde mich immer an die Erlebnisse dort erinnern. So zum Beispiel an jene Abendveranstaltung, wo wir historische Ereignisse nachspielen und eine der Gruppen den Mauerfall in Deutschland darstellt.

Ich habe als Praktikantin viele neue Eindrücke zu bewältigen und muss auch mit einer vollkommen neuen Situation fertig werden: Ich wohne in einem Heim für junge Arbeiter. Endlich verstehe ich die Bedeutung von „petit déjeuner“ (wörtlich: kleines Essen): Zwei ganz kleine Baguette-Scheiben, eine kleine Portion Marmelade, Typ „Plombenzieher“, ein Stück Butter und ein Getränk. Den ganzen Morgen über habe ich Hunger und hole abends alles nach (normalerweise esse ich nur belegte Brote ...). Im Heim sind immer Leute, aber ich fühle mich häufig allein, abends oder am Wochenende, wenn ich spazieren gehe.

Als mich mein Kollege Sébastien eines Abends einlädt, mit zu seinen Freunden zu kommen, bin ich glücklich. Einige Tage später werde ich wieder eingeladen, dieses Mal zu einer Spritztour an die Küste der Vendée. Wir schreiben Ende Februar 2000, es ist heiß. Wir gehen barfuß am Strand spazieren. Eine wahre Idylle, wären da nicht die Klumpen Erdöl, ein Überbleibsel von „Erika“. Aber in diesem Augenblick ist mir das nicht so wichtig, ich bin einfach froh und glücklich, mit einer Gruppe sympathischer Menschen unterwegs zu sein.

Zurück in Deutschland habe ich es eilig, wieder nach Frankreich zu kommen. Ich fahre zwischen Deutschland, Frankreich und Italien hin und her, um den Austausch zu betreuen. Ich schaffe es sogar, „die Austauschpädagogik“ in meine Abschlussprüfung einzubauen. Ende 2001 wandere ich dann nach Nantes aus, um an dem Programm „Arbeit beim Partner“ des DFJW teilzunehmen. Zum Glück habe ich dort Bekannte: Carole und ihre Eltern, Alain und Marie-Jo. Dank Alains Hilfe verläuft der Umzug nach Nantes – es sind nur vier große Taschen – ohne erhebliche Probleme. Dieser Aufenthalt ist ungeheuer bereichernd für mich! So engagiere ich mich hier noch mehr im Bereich des Jugendaustausches.

Kulturell betätige ich mich in einem Gesangsensemble, wobei ich Schwierigkeiten mit „Do, Re, Mi, ... Dings“ habe. Allerdings bin ich den anderen in einer Sache voraus: bei der Aussprache des deutschen Textes. Um sportlich aktiv zu sein, miete ich ein Fahrrad. Die ersten Ausflüge sind gefährlich – für mich, aber vor allem für das Fahrrad –, weil ich es nicht gewöhnt bin, nur mit den Händen zu bremsen. Meine Füße strampeln oft ins Leere. Im sprachlichen Bereich geht es „kriechend“ voran: „Ich ver-

stehe allmählich die Schnecke, 'l'escargot', sage ich zu einem Freund, der mich verwundert anschaut. Natürlich meine ich „Argot“. Als ich versuche, das Problem der Deutschen zu erklären, die französischen Wörter „en/on, sans/son“ korrekt auszusprechen, löse ich ebenfalls allgemeine Belustigung aus. So übersetze ich das Wort „Nasal“ direkt und spreche von Problemen mit „les nasaux.“ Darüber hinaus rate ich jeder Deutschen, sich genau zu überlegen, ob sie einen Kollegen in ihr „chambre“ (Schlafzimmer) einladen möchte oder nicht doch lieber ins Arbeitszimmer. Im kulinarischen Bereich: Nicht nur der Aperitif bereitet mir immer mehr Freude ...

Als Tourist verreise ich gerne in der Region, auch wenn das regnerische Klima dem in Hannover ähnelt, und entdecke die Schlösser am Ufer der Loire, vor allem aber die Atlantikküste, die Meersalinen, die Vallée Verte ...

Auch persönlich entwickle ich mich weiter, lerne mich selbst besser kennen. Täglich mit Neuem konfrontiert zu sein, Situationen, Einstellungen ... und auch bisweilen auf Unverständnis zu stoßen, hilft mir dabei, alles zu überdenken und zu sehen, was mir selbst wichtig ist und worauf ich verzichten kann. Im Bereich des Humors gibt es so manche Feinheiten! Es reicht nicht aus, die Wörter zu verstehen, man muss sie manipulieren, verbiegen und zusammenschmieden können, um beispielsweise einen Schüttelreim zu produzieren. Im Bereich der Beziehungen konnte ich den Unterschied zwischen „copains“ (Bekanntschaften) und „amis“ (Freunden), den mir Alain erklärt hat, persönlich erfahren.

Ich bin glücklich, in dieser Familie Freunde gefunden zu haben! Ich darf sogar meine Wäsche bei ihnen waschen. Nicolas kocht Nudeln für uns (mein Bruder hätte das nie für eine von meinen Freundinnen gemacht). Wenn es mir nicht gut geht, trösten sie mich, geben mir gute Ratschläge und dann prusten wir wieder zusammen los, haben richtige Lachanfälle. Zufällig suchen Alain und ich zur selben Zeit Arbeit. Ich suche einen interessanten Posten im Bereich des Jugendaustausches in Deutschland. Alles ist unsicher. Im Juli, einen Monat vor meiner Abfahrt aus Nantes, weiß ich immer noch nicht, wo ich hinziehen werde. Meine Freunde verlassen Nantes zum selben Zeitpunkt: Sie gehen nach Paris! Wir beladen den ersten Lastwagen gemeinsam und Alain bringt mich wieder zum Bahnhof. Ich kehre zwar nach Deutschland zurück, warte jedoch noch auf eine Antwort auf ein Vorstellungsgespräch, das ich in Paris hatte. Als ich eine positive Antwort erhalte, bin ich nicht sicher, ob ich zusagen möchte. Es ist für mich die schwierigste Entscheidung meines Lebens: Paris oder nicht Paris? Ich bin ratlos und verbringe eine sehr unruhige Woche.

Zu der Zeit erhalte ich eine E-Mail von Alain und Marie-Jo: „Nun? Wann sehen wir uns und wo? Die Wohnung hier ist (endlich!) von allen Platz raubenden Paketen, Kisten und Kartons befreit. Die Möbel stehen an ihren Plätzen ... und dein Bett ist gemacht! Es steht für dich bereit! Wann kommst du nach Frankreich und trittst deine Stelle an? Täglich weinen hier ein großer Koffer und ein Radio, weil du nicht da bist! Also komm!“ Ich bin gerührt, etwas macht „Klick“ in meinem Kopf, und ich ziehe fast sofort los. In Paris, Porte de Bagnolet, empfängt mich wieder ... Alain. Meiner Meinung nach dürfte er langsam genug davon haben, mir bei meinen vielen Umzügen zu helfen, denn als ich endlich mein eigenes kleines Zuhause in der Nähe des 20. Arrondissements gefunden habe, ist er wieder mit von der Partie.

Ich bleibe nur ein Jahr in Paris. Es ist für mich eine zugleich wichtige, schwierige und an Erfahrungen reiche Zeit. Aber auf meine „zweite Familie“ kann ich immer zäh-

len. Sie lassen mich an ihrem Leben teilhaben, und ich fühle mich bei ihnen zu Hause. Ihre Wohnung, von der man den Eiffelturm sehen kann, kenne ich in- und auswendig. Wir kochen zusammen. Wir demonstrieren zusammen – gegen den Krieg – und werden Opfer von Streiks. So brauche ich zwei Stunden von der Metrostation „Nation“ bis zur „Gare Montparnasse“. (Dort angekommen, finden wir uns nicht wieder). Wir erleben ein Erdbeben: „Hast du auch gesehen, wie sich die Lampe von alleine bewegt hat?“ Wir fangen einen ungewöhnlichen Sprachkurs an, den wir nach zwei Sitzungen wieder beenden, weil wir Muskelkater im Bauch haben wegen der Lachanfalle.

Als ich endgültig nach Deutschland zurückkehren muss, kann sie nichts davon abbringen – selbst nicht Marie-Jo, die gerade im Rollstuhl sitzt – mich mit meinem gesamten Gepäck zu begleiten. Gemeinsam entdecken wir die Stadt Bremen. In Hannover und Braunschweig kann ich mich endlich revanchieren und den Stadtführer spielen. Sie lernen meine Familie und meine Freunde kennen, eine wahre Freude für mich. Sie ertragen es auch mit Humor, wenn ich ihnen wieder einmal „non, nein“ sage, weil sie die deutsche Welt nicht ganz verstehen.

Während der zwei Wochen, die ich noch in Paris arbeiten muss, nehmen sie mich wieder bei sich auf. Wir verbringen ein wundervolles Wochenende zusammen auf dem Land, pflücken Brombeeren, machen einen Apfelkuchen und grillen. Welche Überraschung, als die von mir mitgebrachte Flasche Champagner sich als hochprozentiger Tresterschnaps aus der Champagne entpuppt („Prost!“).

Am Ende meines Aufenthalts mache ich meine französischen Freunde noch auf eine Sache aufmerksam: Bei der französischen Art der Begrüßung fehle mir eine gewisse „Nähe“. Meine Freunde sind beinahe schockiert. Ich gehe also ins Detail und erkläre ihnen wie ich gewöhnlich meine Freunde beim Abschied drücke. Volltreffer! Wir verabschieden uns schließlich auf deutsch-französische Art: Eine deutsche Umarmung mit einem französischen Kuss. Gibt es einen schöneren Freundschaftsbeweis?

## Mein langer Weg nach Erfurt

VON JEAN-PIERRE DUPRÉ, ÜBERSETZUNG SOPHIA SIMON

Mein Leben wurde am 3. August 2001 in 2 458 Meter Höhe auf den Kopf gestellt. Ich durchstriefte damals zu Fuß und ganz allein die Schweiz. Es war der elfte Tag einer Bergtour mit ziemlich ungewissem Ausgang. Der eidgenössische Perfektionismus hatte meine Abenteuerlust bereits etwas untergraben: Es gab minutiöse, ja, zwanghafte Beschilderungen, alle zehn Meter Bänke am Wegesrand, Grillplätze mit gebrauchsfertig gebündelten Holzscheiten mitten im Gebirge... Diese wahnwitzige Fürsorglichkeit fing an, mich ernsthaft zu verstören.

Eines Morgens ereignete sich das Unerwartete auf der in die Nebelschwaden des Berner Oberlandes eingetauchten Sefinenfurke. Ich habe sie gehört, noch bevor ich sie zu sehen bekam. Sie kreisten wie Leuchtsignale um eine Landkarte: Ein männliches Muskelpaket. Eine wortreich Besorgte. Und Andrea.

Oh! Ich weiß schon, was Ihr jetzt denkt. Bei Euch im Kopf läuft sofort Euer eigener Film ab. Aber ich muss Euch warnen: Der Weg ist noch lang! Wir brachen gemeinsam wieder auf, doch ich sorgte dafür, immer schön auf Abstand zu bleiben. Ich hänge mich nicht gerne an andere dran. Das muss der Pyrenäenbär in mir sein. Ich lief vor den anderen her, und bei dem Nebel, der an diesem Tag im Gebirge hing, konnte mich nur der Erste der Gruppe sehen. Und dieser Erste war eine sie. Das werdet Ihr Euch schon gedacht haben, nehme ich an. Sie hatte einen sicheren Gang, ihr Blick war voller Leben, und auf den Mund gefallen war sie auch nicht gerade. Sie hing mir bis zur Gspalterhornhütte an den Fersen.

Ich pflege nur selten Hütten aufzusuchen. Schließlich trage ich Robert nicht in der Gegend herum, um ihm dann solche Örtlichkeiten vorzusetzen (Robert ist der Name meines Rucksackes, ein alter Kumpel). Aber an jenem Tage hatte ich eine gute Ausrede, um mich dort für ein paar Stunden niederzulassen. Was das für eine war, darauf kommt Ihr nie: „Sintflut“ hieß meine Ausrede. Und in 2 458 Meter Höhe ist sie ziemlich gut. Nach zwei Bieren, unzähligen Sätzen und noch mehr Gelächter hielt sich meine Lust, später wieder loszuziehen, natürlich auch in Grenzen.

Aber reden wir Klartext: Der unfreiwillige Körperkontakt im Inneren einer Almhütte animiert die Wandersleute nicht unbedingt zum gegenseitigen Beischlaf. Schließlich ist Alpentourismus kein Strandspaziergang. Und trotz aller Findigkeit der Bekleidungsindustrie strahlt die Bergwandin nach wie vor nicht den Liebreiz einer leichtbekleideten Badenixe am Meer aus. Eine einfache Windjacke kann im Handum-

drehen jedes noch so formvollendete Geschöpf in ein michelinmännchenartiges Bergwesen verwandeln. Doch in diesem Falle ging es nicht um Fragen der Form. Das hier hatte eher etwas mit Schockwellen zu tun, die sich später allerdings – da muss ich Euch Recht geben – durchaus in Wellenbewegungen verwandeln könnten.

Der Nachmittag verging unter Geplauder und Logbucheintragungen. Andrea lachte aus vollem Hals. Ihre Fröhlichkeit war ansteckend. Bahnte sich die Schockwelle bereits ihren Weg? Nun – zu diesem Zeitpunkt fiel zunächst der Schock der Lider mit dem Löschen des Lichtes zusammen.

Vielleicht witterte ich ja bereits die Gefahr – jedenfalls löste das Morgengrauen bei mir die typischen Reflexe aus: Gewöhnlich habe ich mich bereits gewaschen, jedenfalls annähernd, habe mich angezogen, gepackt und gefrühstückt, wenn die anderen langsam anfangen aufzustehen. Derartig gerüstet erschien ich auch an jenem Tag im Schlafraum, bereit, mich zu verabschieden. Sie war noch ganz verschlafen und begriff nicht ganz, was vor sich ging, denn wir hatten ja bis zum nächsten Gipfel den gleichen Weg. Doch da schlummerte schließlich der Bär in mir... Ich habe noch einmal Wasser nachgefüllt, den Wanderstab gespitzt, Robert geschultert und mich auf den Weg gemacht. Allerdings nicht für sehr lange.

Als sie meinen Namen rief, drehte ich mich um. Sie stand wie festgewachsen auf der Schwelle der Hütte, in ihrem weiten Schlafshirt, barfuß und beinahe sprachlos: „Gehst Du?“ In diesem Satz lag der bittere Geschmack von Schwarzbier. Aber ich schluckte ihre Worte, ohne sie zu schmecken. Wir haben uns von weitem noch einen Kuss zugeworfen, und ich setzte meinen Abstieg fort. Gute 20 Minuten bewegte ich mich noch in Sichtweite der Hütte, und sie blieb die ganze Zeit draußen stehen und winkte mir ein letztes Mal zu, bevor ich hinter einem Grasvorsprung verschwand. Ich wusste weder ihren Nachnamen noch ihre Adresse.

Die Kälte, die Feuchtigkeit und mein Gewissen übermannten mich, als ich auf dem anderen Abhang entlang wankte. Sieh mal einer an, der Herr musste also unbedingt weiter. Der Herr Rumtreiber suchte das Abenteuer, aber irgendwo mal eine Tür so richtig öffnen, das kam nicht infrage. Hier ein Picknick auf halbem Wege, da ein wenig Konversation, aber sich bloß nicht von einer Welle davontragen lassen. Nein, nein, so läuft das nicht bei mir. Das Glück lag auf der Schweizer Alm. Da würde auch keine Deutsche – und wenn sie noch so barfüßig war – den großen Wandersmann von seinen sorgfältig durchgeplanten, in Länge, Dauer, Höhenlage und -unterschieden variierenden Touren abbringen können. Unter Wanderers Schirmmütze herrschte ein striktes buchhalterisches Regime.

Ich habe mich mit allen möglichen Flüchen belegt. Die Schockwelle schüttelte mich mit voller Kraft. Die Stunden gingen dahin, und ich baute zusehends ab. Mit meinem Stock schrieb ich ihren Namen an den Wegesrand. In Oeschinensee wartete ich stundenlang vergeblich darauf, dass sie vorbeikommen würde. Die Intensität dieser Begegnung warf mich auf meiner Alpenpassroute um Lichtjahre zurück. Ich sah aus wie ein Wanderer, ich roch wie ein Wanderer, aber der Weg war nicht mehr mein Ziel. In Montreux beendete ich meinen Ausflug, doch mein Geist war von der Schweizer Bergwelt weit entfernt. Dann ging die Zeit ins Land, wie man so sagt. Wochen und Monate.

Ein Jahr später erhielt ich einen Brief, der folgendermaßen begann: „Weißt Du, wer Dir hier schreibt? Ich werde Dir ein bisschen auf die Sprünge helfen. Vor langer langer Zeit traf ein einsamer Wanderer drei Deutsche im Berner Oberland.“

Die Tür, die zugefallen war, öffnete sich erneut. Und wir begannen uns zu schreiben. Jeden Tag, oder so gut wie. Dann wagten wir uns ans Telefon. Chaotisch, das erste Ferngespräch. Ich habe vergessen zu erwähnen, dass Andrea nicht ein Wort Französisch spricht und ich nicht ein Wort Deutsch. Aber im Laufe der Monate wurden wir langsam miteinander vertraut. Und schließlich haben wir uns getroffen, in Paris. Zwei junge Leute auf den Stufen von Sacré-Coeur. Comment? Ach, so, ja, unser wahres Alter? Stimmt, das habe ich vergessen, Euch zu sagen. Zusammen gehen wir auf die Hundert zu. Ja, ja... Und dann ging es richtig los: die vielen beschriebenen Seiten, die ganzen Gespräche über unser beider Leben, über unsere Länder! So wurde mir schließlich auch klar, warum ihre Weggefährten damals Russisch konnten und kein Englisch. Pardon?

Ach ja! Ich habe Euch auch noch nicht gesagt, wo wir wohnen. Ich wohne, ich meine, ich wohnte auf der Île de Ré gegenüber von La Rochelle, und Andrea wohnt in Erfurt in Thüringen. Auf dem Zähler meines Ford Fiesta Diesel macht das 1 486 Kilometer, falls Euch das interessiert. Fast auf den Tag genau zwei Jahre nach unserer flüchtigen Begegnung habe ich nun die Schwelle überschritten und den Raum nebenan betreten, Deutschland. In dem anderen Zimmer habe ich einen Teil meines Lebens zurückgelassen, mein Haus, meine Arbeit ...

Und heute schreibe ich Euch aus Erfurt. Jeden Vormittag gehe ich drei Stunden zum Deutschkurs in die Volkshochschule. Im Biergarten habe ich Manfred, das Muskelpaket, und die wortreiche Jutta wieder getroffen.

Quoi? Ob ich Angst habe? Natürlich. Vor dem Winter. Vor den Gepflogenheiten. Aber ich werde lernen. Es dauert nicht mehr lange, und ich werde die Mülltrennung, den Akkusativ und das deutsche Frühstück beherrschen. Wenn es besonders hart kommt, nimmt Andrea zärtlich meine Hand, und ich schmelze. Sie ist für mich da. C'est „schön“.



**Helmut Keller – „Alle Landser liebten Thérèse“:**  
Das Ehepaar Keller mit Thérèse.



**Helmut Keller – „Alle Landser liebten Thérèse“:** Thérèse beim Wiedersehen mit den ehemaligen Besatzungssoldaten und ihren Ehefrauen in Schwabach.



**Rainer Huth – „Ein Gefangener rettet eine deutsche Familie“:**  
Raoul Marie bei der Obsternte im Jahr 2000.



**Wilhelm Waibel – „Die Kapelle auf dem Bunker“:**  
Die Kapelle Sankt Theresia in Singen.



**Karl-Heinz Sommer – „La Claire Fontaine“:**  
Das Ehepaar Sommer 1956.



**Karl-Heinz Sommer – „La Claire Fontaine“:**  
Familie Sommer im Jahr 2003.



**Gilles Buscot – „Familienfreundschaften“:** Gilles Buscot (in der Mitte) als Schüler bei der deutschen Gastfamilie.



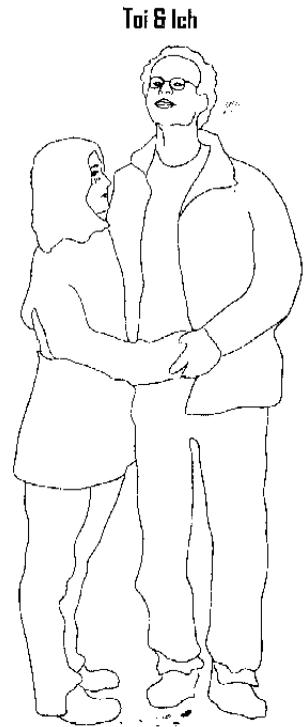
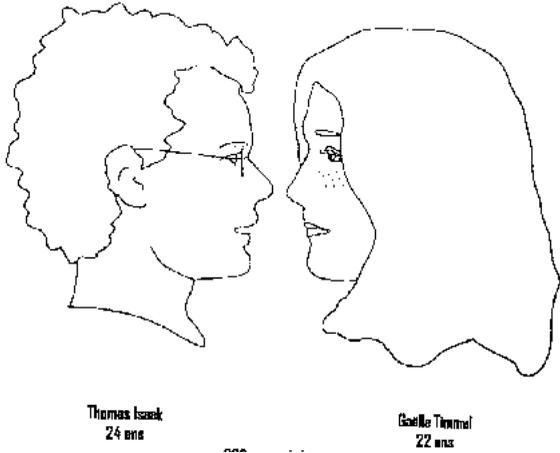
**Katrin Pineaudech – „Ein unerwarteter Berliner Bär“:**  
Das Ehepaar Pineaudech im Jahr 2004.



**Thomas Leuow – „Mensafirt – Es gibt Spaghetti“:**  
Das Ehepaar Leuow.



**Virginie Vendamme – „Meine unmögliche Austauschpartnerin“:**  
Virginie und Cornelia im Urlaub in Biarritz.



**Thomas Isaak und Gaëlle Timmel –  
„Toi und ich“:** Thomas und Gaëlle.





**Jean-Pierre Dupré – „Mein langer Weg nach Erfurt“:**  
Jean-Pierre und Andrea.



**Monique Vater – „Eine Collage meines Lebens“:**  
Monique Vater mit ihrem Ehemann.

## Manchmal, oft, immer

MONIQUE SCHMIDT

„Geben Sie ihr 30 mg Haldol, das wird sie beruhigen. Und fixieren Sie diese Furie, sonst können Sie die Infusion nicht anlegen. Schicken Sie ihren Mann nach Hause, er kann sowieso nichts tun. Ach so, fast hätte ich es vergessen, fragen Sie ihn, ob sie uns überhaupt versteht, sie benutzt nur französische Schimpfwörter.“

„Espèce d’abrutis, connards, sales boches.  
 Sie haben nichts verstanden. Ich bin nicht krank,  
 ich bin nicht depressiv, nicht manisch-depressiv,  
 empört bin ich, sonst nichts.  
 Ich wollte nur fliehen und  
 habe es erneut nicht geschafft.“

Grenzen in meinem Kopf.  
 Grenze, die sich öffnet.  
 Auf welcher Seite bin ich zu Hause?  
 Grenzenlos. Frei?

Wenn du in der Nähe der Grenze wohnst, ist es ganz einfach zu fliehen. Schnell auf die andere Seite, wenn du es nicht mehr aushältst. Wenn du in der Nähe der Grenze wohnst, ist es ganz einfach, mal kurz rüber zu fahren, zum Einkaufen oder zum Bum-meln oder nur, um diese andere Luft einzuatmen, diese fremde Luft, die du gar nicht mehr als fremd, als anders empfindest, weil du schon ein Teil von ihr geworden bist. Zwischen Deutschland und Frankreich gibt es keine Grenze mehr. Und doch ist sie da, ich spüre sie ganz stark, diese Grenze.

Vor 50 Jahren hatte Brigitte ihre deutsche Vergangenheit für eine französische Zukunft zurückgelassen. Sie war bei Nacht und Nebel über die Grenze geflohen. Damals konnte man noch nicht so einfach mal kurz rüber zum Einkaufen. Auf der anderen Seite war der Feind. Brigitte ist mit dem Feind davongelaufen. Jung und verliebt. Doch auf der anderen Seite war sie der Feind. Brigitte ... ein deutscher Name, doch wenn du ihn etwas anders aussprichst, dann ist er auch ein französischer Name. „Brischitt“ ... Und trotzdem bleibt sie die „boche“, die „sale boche“, die der Sohn als lästiges Gepäck

mit nach Frankreich zurückgebracht hat. Und schwanger ist sie auch noch, diese kleine deutsche Hure.

Heimweh, Kälte in diesem wunderschönen Süden. Sie hatte sich doch soviel Wärme versprochen. Sonne und Meer, Olivenbäume und Lavendel, das sollte ihre neue Heimat werden, davon hatte sie geträumt. Und sie konnte nicht mehr zurück, ihr Stolz ließ es nicht zu. Nur ein bißchen von sich selbst hat sie wieder zurückgebracht, wieder bei Nacht und Nebel, über die Grenze geschmuggelt. Ein kleines Bündel Leben, ihre Tochter ... Ihr kleines Mädchen lebte nun in Deutschland, wohl behütet von den Großeltern. Aus der kleinen Monique machten sie eine Monika. Wie hätten sie ahnen können, dass dieses kleine „a“ ein Leben so verändern kann. Monika, das war die kleine „boche“, die in Saarbrücken eine französische Schule besuchte. Für sie bestand die deutsch-französische Grenze aus einem Buchstaben, einem „a“ ... Und da waren auch diese vielen unsichtbaren Grenzen, die sie einfach nur spürte und die sie immer mehr zur Außenseiterin machten ... Grenzen, überall Grenzen.

Sie wollte fliehen, genau wie ihre Mutter geflohen war. Mit neun Jahren hatte sie es geschafft. Der sonnige Süden, eine richtige Familie, Wärme. Sie hatte immer wieder davon geträumt. Es war der Horror ... Eine Mutter, die ihr fremd war, ein Stiefvater, der sie misshandelte. Zwei kleine Brüder, die im Heim aufwuchsen und die sie nicht kannte. Wenn Brigitte ihre Söhne besuchte, sagte sie zu ihrer kleinen Tochter: „On va voir tes petits frères“. Sie nannte sie nie bei ihren Namen, so wurden sie für Monique auch einfach nur „les petits frères“.

Da war auch diese französische Schule. Und Monique war immer noch „la boche“. Sie saß fast immer in der letzten Reihe. Es war üblich, die Schüler nach ihren Leistungen zu ordnen. Die besten vorn, die schlechten hinten. Ab und zu schaffte sie es bis zur dritten Reihe von fünf. In ihrem Zeugnis stand dann: „Très bien, tu as fais un bel effort. Continue comme ça“. Dann gab es ausnahmsweise keine Prügel.

Mit 20 durfte sie sich endlich entscheiden, wo sie nun leben wollte. Und sie wollte nach Deutschland zurück, schnell wieder auf die andere Seite. Seit mehr als 30 Jahren geht es ihr gut. Die deutschen Freunde nennen sie Monique. Es lebt sich gut in Deutschland mit einem deutschen Ehemann, zwei Töchtern und fünf süßen Enkeln. Es ist etwas Besonderes, als Französin in Deutschland zu leben und mit einem Deutschen verheiratet zu sein. Es ist „chic“, seine Kinder zweisprachig zu erziehen. Es gibt keinen Feind mehr, keine Grenze. Alles hat seine Ordnung gefunden.

Doch da sind immer noch diese vielen unsichtbaren Grenzen. Sie sind einfach da und machen Angst, immer noch. Sie haben sich nicht geöffnet, die Grenzen im Kopf. Das Haldol wird da auch nicht helfen. Ihre schlimmste Angst ist, die Grenze zum Wahnsinn zu überschreiten und irgendwann nicht mehr zurückzufinden. Die schlimmste Angst ist, es nicht zu schaffen, auf die andere Seite des Lebens zu fliehen, wenn alles unerträglich wird. Die schlimmste Angst ist, in der psychiatrischen Klinik zu landen und an ein Bett fixiert zu sein.

Die Angst ist ihre Grenze. Die Grenze, ihre Heimat.

Für Lucienne, Gérard und Françoise, meine „Halbbrüder“,  
 Für Jean-Pierre und Robert, meine „kleinen Brüder“,  
 Für meine Kinder und Enkelkinder.

MANCHMAL, OFT, IMMER

Manchmal da geht es mir gut  
 Manchmal verlier ich den Mut  
 Manchmal bin ich im Paradies  
 Manchmal fall ich ganz tief.

Oft bin ich leer und fühle nichts  
 Oft ist es dunkel, ich seh kein Licht  
 Oft bin ich traurig, mache mir Sorgen  
 Sehr oft hab ich Angst vor morgen.

Graue Tage, Ängste, Sorgen  
 Die größte Angst ist „Was ist Morgen?“  
 „Ich liebe Dich Oma, du musst nicht weinen“  
 Das sind Worte, die meine Seele heilen.

Oft bin ich zu Tode betrübt  
 Weiß nicht wie mir geschieht  
 Ich kriech aus dem Bett, ich bin wach  
 Ich fühl mich so klein, so schwach.

Dann kommen wieder Liebesworte  
 Und es öffnet sich die Pforte  
 Manchmal kommt die Freude zurück  
 Dann sag ich mir: „Ich hab doch großes Glück“.

Dann danke ich Gott, es geht mir gut:  
 Wie schön ist doch das Leben!  
 Ich habe auch nie aufgehört  
 Zu hoffen und zu beten.

Und plötzlich fühl ich mich ganz klein  
 „Muss das denn jetzt schon wieder sein?“  
 Dann weiß ich und es wird mir klar  
 Dass immer Licht kommt, wo mal Schatten war.

(Übersetzung Monique Schmidt).

## Eine Collage meines Lebens

MONIQUE VATER

Ich bin im Rahmen eines Austausches des Deutsch-Französischen Jugendwerkes Mitte 1965 für zehn Tage nach Berlin gekommen, für damals 100 Francs. Mein Wunsch war es, etwas mehr über das Land zu erfahren, dessen Sprache ich begonnen hatte zu lernen. So stieg ich in den Zug von Lyon nach Berlin, ohne zu ahnen, was mich erwarten würde.

Der erste Schock kam an der DDR-Grenze! Passkontrolle mit Gewehr und Polizeihunden und dann die langsame Fahrt durch die DDR, für mich ein Niemandsland. Dann endlich Berlin, Bahnhof Zoo, weiter mit einem Bus zu einem Studentenheim im Stadtteil Grunewald. Damals ahnte ich nicht, dass in dem Haus gegenüber eine Tante meines zukünftigen Mannes wohnte.

Die erste Erkenntnis war, dass die Millionenstadt Berlin für mich einen fast provinziellen, ländlichen Charakter hatte: die großen Parks, die vielen Wälder und Seen. Aber auch die Mauer, die auf der einen Seite eingrenzte, aber vieles auch überschaubarer machte. Durch Zufall lernte ich eine Familie kennen, die mich einlud, wiederzukommen und länger zu bleiben. Ich sagte mit Freude zu, denn in den wenigen Tagen hatte ich die Stadt, ihre Menschen und die Sprache lieben gelernt. Dieser Familie bin ich bis heute freundschaftlich verbunden und das bis zur dritten Generation!

Ein halbes Jahr später war ich wieder in Berlin. Ich wurde, auch um etwas Geld zu verdienen, Au-pair-Mädchen bei der Familie des bekannten Berliner Schauspielers Friedrich Schönfelder. Er spielte damals in dem Musical „My Fair Lady“ den Professor Higgins. Um die richtige Aussprache des „H“ zu erlernen – für Franzosen eine besonders schwere Hürde – musste ich versuchen, eine brennende Kerze auszupusten! Im selben Jahr feierte Schönfelder seinen 50. Geburtstag und so lernte ich die damals sehr beliebten und bekannten Schauspieler Agnes Windeck, Martin Held und Karin Hübner kennen.

Einen zweiten Schock bekam ich bei einer S-Bahn-Fahrt zwischen Grunewald und Nikolassee. Es war Winter, später Nachmittag und bereits dunkel. Plötzlich blieb der Zug mitten auf der Strecke stehen. Nach ungefähr 20 Minuten ohne Information, warum wir so lange hielten, öffnete ich verärgert die Tür – und genau vor mir lag ein abgetrennter Männerkopf mit Hut! Endlich zu Hause angekommen, rief ich meinen Freund an, der sofort zu mir kam, und obwohl er mir nicht richtig glauben wollte (am nächsten Tag stand es glücklicherweise in der Zeitung), tröstete er mich so lieb, dass

ich nun auch meinen Kopf verlor und wir ein Jahr später heirateten. Da mein Mann Berliner war, ich aber auch meine französische Nationalität behalten hatte, bekam ich plötzlich die Rolle der Mittlerin zwischen den Teilen seiner Familie in Ost- und Westdeutschland und Ost- und Westberlin. Besonders beeindruckte mich das Stadtbild von Ostberlin. Man hatte in vielen Straßen das Gefühl, als ob der Zweite Weltkrieg gerade erst zu Ende wäre: mehr oder weniger große Krater auf den Bürgersteigen und Straßen, die Einschusslöcher in den Hauswänden, die für unsere Verhältnisse ärmlich gekleideten Menschen. Die Zeit schien stillzustehen, der Hauch des Kalten Krieges, besonders in Grenznähe, war deutlich zu spüren.

Mein Vater hatte im Zweiten Weltkrieg im Elsass gegen die Deutschen gekämpft, mein Schwiegervater war in französischer Gefangenschaft gewesen. Als die beiden sich das erste Mal trafen, haben sie sich spontan umarmt.

Als Jahre später eine Tante meines Mannes in Leipzig starb und kaum sechs Monate danach auch ihre Tochter auf ziemlich mysteriöse Weise ums Leben kam – angeblich war sie unter die Straßenbahn „gefallen“ – hatte ich die Gelegenheit, in dem anstehenden Erbschaftsfall alle Höhen und Tiefen des DDR-Regimes und seine Beziehungen zu Westdeutschland und Frankreich kennen zu lernen. So durfte ich zum Beispiel weder als Französin noch als Deutsche die Cousine meines Mannes unter die Erde bringen. Daher wandte ich mich an ihre älteste Schulfreundin, die mich nur ungern empfing und mir lapidar mitteilte, dass sie keinen Kontakt mit Bürgern der BRD oder anderer Westländer haben wollte. Dabei ging es doch nur um eine Unterschrift auf dem Beerdigungsformular! Ich war empört über ihre Haltung gegenüber ihrer verstorbenen Freundin. Ich überlegte, wie ich ihr dieses Verhalten unvergesslich machen könnte, und schenkte ihr aus dem Nachlass eine kostbare, reich verzierte Silberschale, die wir als ein Produkt aus Edelmetall oder als „Kulturgut der DDR“ sowieso nicht hätten ausführen dürfen. So wird sie jedes Mal, wenn sie die Schale putzt, hoffentlich an ihr damaliges Verhalten erinnert. Eine Nachbarin aus dem Hause der Cousine hat mir dann geholfen. Wir sind noch heute mit dieser Familie befreundet.

In Berlin wollte ich meinen Führerschein machen. Mein Fahrlehrer war begeistert von meinem französischen Akzent und fragte mich beim Fahren ständig nach Rezepten. Besonders interessierte ihn die damals in Mode gekommene Zwiebelsuppe. Nach zehn Fahrstunden ohne großen Erfolg musste ich seinen Chef bitten, mir einen anderen Fahrlehrer zu geben. Diese Art der deutsch-französischen Beziehung, die sich in der Weitergabe von Rezepten erschöpfte, war mir dann doch zu teuer.

Berlin war aber auch die Entdeckung deutscher Kultur für mich. Da mein Mann als Student sehr billig an Karten für Theater, Ballett und Konzert kam, waren wir manche Woche fast jeden Tag unterwegs. Es war die Zeit eines Herbert von Karajan in der Philharmonie, die Geburt der Schaubühne am Halleschen Ufer mit Peter Stein und der Schillertheater-Werkstatt. Auch wenn ich nicht alles verstand, besonders im Theater, so war ich doch wie von einem Virus befallen und saugte das Erlebte wie ein trockener Schwamm in mich auf. Ich entdeckte meine künstlerische Ader und begann zu malen. Ich studierte bei Professor Müller-Raabe, solange wir in Berlin lebten. Wir arbeiteten gemeinsam in seinem Atelier. Vielleicht war ich für ihn seine Muse, für mich aber war er der Meister, der mich lehrte, die Dinge des Lebens in der Malerei anders zu sehen, und rückblickend erkenne ich deutlich, wie sehr mich seine Art des Malens beeinflusst hat.

Nach dem Studium meines Mannes zogen wir nach Düsseldorf. Auf einer meiner Fahrten nach Leipzig saß ich zufällig in einem Abteil, in dem sich bis auf einen jüngeren Herrn nur Rentner der DDR befanden. Je näher wir der Grenze kamen, umso schweigsamer wurde die Gesellschaft, man konnte die Angst und Ungewissheit, die auch mich jedes Mal befiel, förmlich spüren. Dabei hatte ich doch all die kleinen verbotenen Geschenke wie Westmagazine oder Taschenrechner, die meine Mitreisenden in der BRD gekauft hatten, für sie an mich genommen. Glücklicherweise wurde mein Mut belohnt. Vielleicht haben mir auch dieses Mal der Ausländerstatus und mein französischer Charme geholfen. Genau konnte man es nie wissen. Dankbarkeit war mein Lohn und mit dem jüngeren Herrn hat sich eine Brieffreundschaft entwickelt, die sich nach dem Fall der Mauer durch gegenseitige Besuch noch vertiefte. Vielleicht habe ich ihn auch dazu inspiriert, Kontakt zu französischen Kollegen aufzunehmen. Jedenfalls übernehme ich bei seiner Korrespondenz ab und zu die Funktion der Übersetzerin.

Als meine Mutter in den 1970er Jahren zu Besuch kam, habe ich ihr natürlich auch Westberlin gezeigt. Einen Tag sind wir zu einer Freundin nach Ostberlin gefahren. Wie durch ein Wunder hatte sie Rosen als Begrüßung für meine Mutter bekommen. In der DDR nannte man dies „Bückware“, denn der Verkäufer bückte sich unter die Ladentheke, um etwas Verborgenes für einen besonders guten Kunden oder Freund hervorzuholen.

Als wir bei der Rückkehr nach Westberlin wieder einmal in einer endlos langen Schlange vor dem Tränenpalast warteten, wollte ich dem Vopo, der unsere Taschen kontrollierte, spontan eine der Rosen schenken. O Gott, welche Anmaßung, vielleicht sogar Bestechung! Raus mit mir aus der Schlange, rein in ein kleines Zimmer, Durchsuchung aller Taschen, Überprüfung aller Anschriften in meinem Adressbuch, Warten, Warten und dann endlich zurück in die Schlange, in der noch immer meine völlig verängstigte Mutter stand, die kein Wort Deutsch sprach und keine Ahnung hatte, was mit ihrer Tochter geschah. Und plötzlich wurden wir beide wieder von der Schlange weggeführt. Ich dachte: Das alles nur für eine Rose. Aber da geschah das Wunder: Wir wurden an den Wartenden vorbei direkt zum Eingang geleitet und dort höflich verabschiedet.

Inzwischen lebe ich in einem kleinen Dorf in der Nähe von Kassel, das sogar ein französisches Partnerdorf hat. Leider besteht der Kontakt nur zwischen den älteren Menschen, von denen einige noch den Zweiten Weltkrieg miterlebt haben. Wenn nötig, helfe ich bei der Übersetzung von Briefen oder den Kindern bei den Hausaufgaben. Zur Zeit kann ich sowohl meine künstlerischen als auch sprachlichen Fähigkeiten zum Einsatz bringen, da eine Nachbarstadt ihr 20-jähriges Jubiläum mit ihrer französischen Partnerstadt feiern will. Dafür habe ich als Gastgeschenk eine Bildcollage erstellt, die das freundschaftliche Miteinander der beiden Städte visualisiert – ein Miteinander, wie ich es in den letzten 40 Jahren selbst erlebt habe.

Als Bilanz meines Lebens kann ich sagen, dass ich es immer als Glück empfunden habe, als Französin in Deutschland leben zu können – und auch als ein „Sesam, öffne dich“ in die Herzen meiner Mitmenschen.

# Mein Leben in Frankreich oder Mémé de Poullaouen

VON JÉRÔME SEBASTIAN HÖFER

Frankreich hat von jeher in meinem Leben eine große Rolle gespielt – wie könnte es auch anders sein? Mein Großvater, der mit seiner Frau auch heute noch in dem kleinen bretonischen Ort Carhaix wohnt, erwiderte 1971 auf die Frage meines Vaters, ob er seine Tochter heiraten könne, knapp und mit trockenem Humor: „Wenn du sie haben willst ...“ Und somit repräsentieren meine Eltern und ich in wundervoller Form die deutsch-französische Aussöhnung: von Erbfeinden zu Familienbanden. Ich hatte gewiss eine prägende Kindheit, die reich war an Eindrücken, die mich geformt haben. Doch sollte ich dem werten Leser nicht vorenthalten, dass ich das „mittlere“ Kind bin, in die Zange genommen von zwei Schwestern, die allerdings – gerade jetzt, wo wir alle groß sind – auch viele gute Seiten aufzuweisen haben.

Vielfältig waren also unsere Eindrücke, wenn auch nicht unbedingt typisch französisch, wenn man es denn wagt, überhaupt so etwas zu formulieren. Die Bretagne hat nicht nur ihre ganz eigene Landschaft und Vegetation – jetzt, wo ich meine Gedanken in diese Richtung lenke, tauchen vor meinem geistigen Auge Bilder von üppigen Farben und Rhododendren und von Ginster auf, von Sträßchen, die sich über Hügel winden, an Flieder oder Kuhweiden vorbeiführen –, sondern sie wurde auch erst sehr spät ein Teil von Frankreich und hat sich nach wie vor eine gewisse Andersartigkeit, um nicht zu sagen: Unabhängigkeit bewahrt. Die Art von abendlicher Feier und Tanzveranstaltung, bei der zu keltischer Musik Gavotte getanzt wird und die den Namen „festnoz“ trägt, ist und bleibt eine bretonische Eigen- und Besonderheit. Und doch steht es außer Frage, dass die Bretagne eben auch zu Frankreich gehört, selbst wenn das gewohnte Klischee kaum zutrifft, das die meisten Deutschen an Paris oder Südfrankreich denken lässt. Insbesondere auf dem Lande blieben die Bretonen lange Zeit in erster Linie Bretonen. Die kulturelle und vor allem sprachliche Assimilation erfolgte mitunter sehr spät.

Ein hervorragendes Beispiel liefert meine Urgroßmutter. Sie war eine Frau mit großer Selbstbeherrschung. Niemals beklagte sie sich. Ich erinnere mich noch sehr gut daran, wie wir sie in ihrem Dörfchen Poullaouen besuchen führen. Sie hatte einen Garten ganz nach dem Geschmack von uns Kindern. Er war vielleicht nicht so gepflegt, wie eher pingelige Leute es bevorzugt hätten, doch gab es dort viele interessante Dinge wie Apfelbäume und Stachelbeersträucher, Gebüsche zum Erkunden und Verstecken, ein abgeschlossenes und deswegen geheimnisvolles Gartenhäuslein, eine funktionstüch-

tige große Handpumpe mit Gießkanne ... Das Haus selbst war ebenso interessant, nicht zuletzt, weil wir gewöhnlich im Erdgeschoss blieben. Da konnte man sich die Frage stellen, was es denn oben noch so alles zu entdecken gäbe. Eigentlich begaben wir alle uns normalerweise nur in einen einzigen Raum, und zwar die Küche. Wenn man das Haus betrat und die Schwelle überschritt, dann befand man sich in einer kleinen Welt für sich. Zumindest sehe ich das in meiner Erinnerung so, denn ich kannte keinen vergleichbaren Ort. Es lag ein Geruch in der Luft, dessen Art ich kaum beschreiben kann. Etwas modrig oder zumindest feucht mag es gerochen haben, aber das trifft es eigentlich nicht richtig, da das, was ich einatmete, mir überhaupt nicht unangenehm war. Die Atmosphäre nahm ich als wohligh wahr. Es wäre dort in der Küche regelrecht gemütlich gewesen, wenn die Einrichtung nicht sehr zweckmäßig und nahezu spartanisch gewesen wäre. Um einen mittelgroßen Tisch herum standen einige Stühle, ansonsten gab es nur die Küchenausstattung im engeren Sinne, also einen Herd, einen Kühlschrank, eine Spüle, ein paar Schränke, und überdies, sehr wichtig für uns alle: einen Fernseher. Nun wird sich der wertere Leser vermutlich verduzt oder gar bestürzt fragen: „Was? Fahren Sie etwa zu der alten Dame, nur um dort Ihren Blick auf die Mattscheibe zu heften?“ Doch weit gefehlt! Meine Urgroßmutter hatte Französisch erst durch das Fernsehen gelernt. Deswegen war dieses eigentlich so gewöhnliche Gerät, das jeder mit Selbstverständlichkeit sein Eigen zu nennen scheint, für uns so wichtig; wir hätten sonst nicht mit ihr sprechen können.

Während meine Urgroßmutter, unsere „mémé“, vorsichtig über die knarrenden Dielen schritt, um uns Getränke und eine Kleinigkeit zu essen zu bringen, betrachtete ich sie oftmals. Sie war sehr klein und schlank, ein schmales Persönchen. Es fiel nicht leicht, sich vorzustellen, dass sie einmal als Bäuerin harte körperliche Arbeit gewohnt gewesen war. Sie trug ein flaches, bretonisches Käppchen auf dem Kopf, allerdings keine von diesen hohen, zylindrischen „coiffes“, die man gerne auf Postkarten von dort zu sehen bekommt.

Wir Kinder bekamen oft Crêpes vorgesetzt. Sie waren fest und wie ledrig, obwohl die von mir hier gewählte Formulierung übertrieben klingt, denn sie schmeckten uns gut und waren problemlos genießbar. Wir beschmierten sie mit Salzbuter und rollten sie dann zusammen, um anschließend einfach oben abzubeißen.

Meine Urgroßmutter war keine überschwängliche Frau, sie zeigte ihre Gefühle nicht in ihrer vollen Intensität. Aber dass sie uns lieb hatte, stand außer Frage, das fühlte ich auch damals schon. Zu einem meiner Geburtstage schenkte sie mir eine kleine Plüschkuh. Das war schon viel für ihre Verhältnisse, denn als alleinstehende Rentnerin besaß sie nicht viel. Diese Kuh war eine echte Ausnahme, sie ist das einzige Geschenk, das ich von meiner Urgroßmutter je bekommen habe, und ich habe es bis heute aufbewahrt: ein einfarbig braunes Rind, dem sie den Namen Lucie gegeben hatte.

Diese einfache, ihrer Kleidung nach fast schon eher streng denn schlicht erscheinende Frau wurde später, im Altersheim, noch quasi kokett. Sie begann, sich für ihr Aussehen zu interessieren, und präsentierte uns stolz ihre nun kürzer geschnittenen Haare. Es tat uns allen weh, sie in diesem Umfeld zu wissen, fern von ihrem Haus und ihrer bisherigen Lebenswelt. Doch war es anders nicht möglich: Sie war eines Nachts aus dem Bett gefallen und bis zum nächsten Morgen, als Hilfe kam, auf dem kalten Boden liegen geblieben. Das hatte sie schon fast das Leben gekostet. Man konnte sie also nicht mehr alleine wohnen lassen, obwohl es uns unendlich Leid tat.

Wenn wir heute manchmal an ihrem ehemaligen Haus vorbeifahren, sind wir stets betrübt, da die neuen Besitzer den Garten sehr stark gelichtet haben und in unseren Augen alles kahl wirkt. Zu viel Ordnung und Übersichtlichkeit fand ich noch nie schön, und freilich wünschen wir uns, es wäre alles wie damals geblieben und wir könnten wieder vor dem Haus anhalten und hineingehen, um meine Urgroßmutter zu begrüßen, ihr die „bise“ zu geben und bei einem Getränk und Crêpes bei ihr zu sitzen.

Die Bretagne ist für mich darüber hinaus auch stets ein Hort der Ruhe gewesen, was gewiss auch daran liegt, dass ich immer nur in den Ferien dort war. Somit hatten wir Zeit für Ausflüge und Spaziergänge in der wilden Natur oder an der rauen Westküste; für Fahrten ans Meer, wo ich oft im zugegebenermaßen etwas kalten Wasser des Atlantiks geschwommen und gespielt habe; für die Lektüre einer nicht geringen Zahl von Büchern, insbesondere Romanen, sei es nun in deutscher oder französischer Sprache; für das Ausruhen im Allgemeinen, für das Kochen wohlschmeckender Gerichte und das Genießen köstlicher französischer Käse und Pasteten ... Die Liste ließe sich noch lange fortsetzen. Ein wichtiger Punkt, der nicht fehlen darf, sind meine Großeltern. Jedes Mal wenn ich in die Bretagne komme, besuche ich sie. Doch über sie zu schreiben, ist an dieser Stelle nicht meine Absicht, zumal es nun auch den Rahmen sprengen würde. Manchmal jedenfalls, wenn ich sehe, wie groß doch einige Unterschiede zwischen dem Leben in der Bretagne und demjenigen hier in Deutschland sind, bin ich verwundert, dass eine Hälfte von mir von dort stammen soll. Ich und mein „normales“ Leben – im Gegensatz zu meinen Ferienerfahrungen im Nordwestzipfel Frankreichs – haben einfach nicht viel gemeinsam mit dem, was ich in der Bretagne jedes Mal wieder vorfinde.

Und doch fühle ich meine Verbundenheit zur Bretagne und zu Frankreich und erkenne – wenn auch teilweise etwas unscharf – meine Identität als ein Mensch, der zwei Heimatländern zugleich entstammt und je ein Bein dies- und jenseits der Grenze stehen hat. Ich bin Deutscher, ich bin Franzose; das macht mich noch mehr als viele andere zu einem Europäer. Und meine Erinnerungen, die in diesen Text einfließen, stammen aus einer Zeit, als die Welt noch größer und weiter war als heutzutage. Dennoch ist relevant, was gewesen ist; die verflossenen Zeiten bestimmen nicht nur, wie und was ich bin, sondern in beträchtlichem Maße, was werden wird. Die Vergangenheit ist nicht tot, doch mit jedem Tag rückt sie ein Stück weiter weg von uns, wird immer schwieriger zu fassen. Die Welt dreht sich schnell, verwischt die Konturen dessen, was wir zu erblicken suchen. Die Grenzen von gestern verschwimmen vor unseren Augen. Diejenige zwischen Deutschland und Frankreich hat in meinem Fall schon an Geltung verloren; auch andere wirken zuweilen durchlässiger und vermögen es nicht mehr, die Menschen zu scheiden.

Auch dies wird an mir selber deutlich: Ich habe eine weitere Grenze überschritten und eine Ägypterin geheiratet – obwohl es ach so viele Barrieren zu überwinden galt ...

## Auf der Suche nach den Donauquellen

VON JACQUELINE BUZES, ÜBERSETZUNG SOPHIA SIMON

1957: Ich war 20 Jahre alt und lernte bei der Post in Straßburg. Gemeinsam mit meiner Freundin, die wie ich aus dem Aveyron stammte, war ich damals stets auf Abenteuer und Entdeckungen aus. So beschlossen wir eines Tages, nach Deutschland zu fahren und die Donauquellen bei Donaueschingen zu besichtigen. Um das Ganze richtig spannend zu machen, nahmen wir den Zug erst in Kehl. Und da ging es schon los: Als wir die Fahrkarten lösen wollten, verstand uns der Schalterbeamte wegen unseres Akzentes nicht, und seine einzige Reaktion war: „Wie?“

Der erste Zug, der vorbeikam, war uns recht, und so stiegen wir prompt ein, ohne uns um die Zurufe des Bahnhofsvorstehers zu kümmern. Schließlich waren wir freie Menschen, auch wenn wir den Kopf noch voller Erinnerungen an den Krieg hatten. Wir nahmen in einem Abteil Platz, in dem bereits ein Herr in Uniform saß. Während er in die Lektüre seiner Zeitung vertieft war, sprachen wir miteinander und wurden allmählich von einer gewissen Unruhe ergriffen, denn wir mussten feststellen, dass der Zug in vollem Tempo dahinstraste und nirgendwo anhielt.

Wo waren wir nur? Meine Freundin schaute aus dem Fenster und entdeckte schließlich ein Schild. Wie um mich zu beruhigen, sagte sie: „Jetzt sind wir in Ausgang“. Die Zeitung des Soldaten begann sich ungestüm auf und ab zu bewegen, denn der Leser wurde von einem Lachanfall geschüttelt. Ich wollte natürlich nicht untätig bleiben und erspähte ein weiteres Schild in einem kleinen Bahnhof, durch den unser Zug wie ein Meteor schoss: „Und hier ist Eingang“, sagte ich mit der Überzeugung einer Person, die endlich den Orientierungspunkt gefunden hatte, auf den es ankam. Der Soldat konnte nicht mehr an sich halten. Zu unserer großen Überraschung legte er seine Zeitung zur Seite und ließ seinem Lachen freien Lauf. Dann erst war er in der Lage, ein paar Worte an uns zu richten. „Meine Damen, ich will mich ja nicht in Ihre Angelegenheiten einmischen, und ich weiß auch nicht, wo Sie hinwollen, aber vielleicht sollten Sie doch wissen, dass dies hier ein Schnellzug ist, der direkt nach Berlin fährt.“ „Berlin – aber das kann doch nicht sein!“ riefen wir gleichzeitig, als hätten wir eine Rolle einstudiert, was den uniformierten Herrn sogleich von neuem in freudige Stimmung versetzte. Berlin – das war für uns das Ende der Welt, verbunden mit Erinnerungen an einen noch nicht lange zurückliegenden Krieg und voller Gefahren ... Panik an Bord. Wir flehten den Soldaten an, etwas zu unternehmen, worauf er uns auf die Notbremse verwies.

Man hatte uns zwar immer gesagt, dass man dieses Ding da im Zug auf gar keinen Fall anrühren dürfte, aber Militärangehörige waren schließlich Männer, die schnell und in allen Situationen die richtigen Entscheidungen treffen mussten, und die mussten ja wohl wissen, was zu tun sei, oder?

Solche Gedanken gingen uns durch den Kopf, und sie kamen uns durchaus zupass, denn schließlich war das unsere einzige Chance, Straßburg wiederzusehen und am nächsten Morgen rechtzeitig zur Arbeit zu kommen – so glaubten wir. Unser Pflichtbewusstsein in beruflichen Dingen war genauso stark wie die panische Angst, in Deutschland festgehalten zu werden, so wie es meinem Vater wenige Jahre zuvor als Kriegsgefangenem ergangen war. Deshalb überlegten wir nicht lange und zogen mit der Kraft der Verzweiflung an der berüchtigten Notbremse (später habe ich mich oft geärgert, dass ich nicht auf die Idee kam, ein Foto zu machen!). Der Zug hielt einige Meter weiter vorn unter höllischem Gekreische an. Schaffner rannten aufgeregt an den Gleisen entlang, schrieten, stellten Fragen, und schon hatten sie unseren Waggon ausfindig gemacht, stürmten herein und verlangten nach einer Erklärung. Es fiel uns schwer, zu verstehen, was da alles gesagt wurde, denn es fehlten jene schmeichelnden Wörter, die wir nur zu gut kannten, ohne es uns je anmerken zu lassen. Dem Soldaten war anscheinend jeglicher Sinn für Humor abhanden gekommen, denn er hatte in der Zwischenzeit klammheimlich und feige seinen strategischen Rückzug angetreten. So überließ er uns das Kommando und den Umgang mit den bedrohlichen Männern, die uns auch das bisschen Deutsch, was wir konnten, noch vergessen ließen.

Kurzum, man ließ uns doppelt und dreifach zahlen. Wir wagten nicht, die berühmten Donauquellen auch nur zu erwähnen, die für uns selbst inzwischen zum Ärgernis geworden waren und uns wohl nur noch lächerlicher gemacht hätten. Wir mussten bis zum Eintreffen der französischen Schaffner warten, die uns Plätze in einem anderen Zug Richtung Straßburg besorgten (selbstverständlich mit Aufpreis). Dort kamen wir in einem erbärmlichen Zustand an, erschöpft und ohne einen Groschen in der Tasche. Doch ein tiefes Gefühl der Befriedigung machte sich in uns breit – wir, die Abenteurerinnen, waren heimgekehrt, nachdem wir unzähligen Gefahren getrotzt hatten.

Und heute, 45 Jahre später, haben wir die Donauquellen immer noch nicht gesehen. Gibt es sie eigentlich wirklich?

## Lenzferien '78

VON JEAN-PAUL BOUZAC, ÜBERSETZUNG FRANK SIEVERS

Ich stamme aus der Ebene am Fuße der Pyrenäen. So ungefähr jedenfalls – ich vereinfache, da sich nur die Wenigsten für geographische Details interessieren. Als ich sechs Jahre alt war, fuhr ich zum ersten Mal nach Spanien. Spanien war toll, so nah und doch so anders. Die ganze Familie war fasziniert. Schon bald begannen meine vier Schwestern Spanisch zu lernen, ganz nach väterlichem Vorbild, dem sie vielleicht allzu getreu folgten, betrachtet man das Endergebnis. Obgleich ich noch keine Tapas kannte, mochte ich Spanien und die Spanier schon sehr, auch wenn die Sympathie nicht auf Gegenseitigkeit beruhte – wegen Napoleon, wie es hieß ...

Aber bei vier Schwestern und einem Papa, die alle begeisterte Hispanisten sind oder zumindest hispanophil, befällt einen als geborener „Querkopf“ automatisch der Reflex, mit Feuereifer Sprachen wie Zulu, Japanisch oder gar den Dialekt der Auvergne zu lernen. Ich entschied mich dafür, in der Schule Deutsch zu lernen, weil es damals in unserer tiefen Provinz kein Zulu, Koreanisch oder Baskisch gab. In der ersten Zeit hat mir der Unterricht nicht gerade viel gebracht. Ich war ein äußerst mittelmäßiger Schüler. Die Deklinationen der deutschen Sprache habe ich sicher ebenso häufig gelernt und wieder vergessen, wie mein Papa mit dem Rauchen aufgehört und wieder angefangen hat. Trotz dieser schmerzvollen Initiation in die deutsche Sprache war ich noch nicht einmal dazu fähig, einen korrekten Satz zu bilden, der mehr als drei Wörter enthielt. Mein Vater nahm auch seine Rauchgewohnheiten wieder auf, und zwar um den Qualm der Kollegen im Büro besser ertragen zu können, wie er verlauten ließ.

An den Wochenenden und in den Schulferien verreiste unsere Familie viel. Mit dem Auto, dem Wohnwagen, den Zelten, nicht zu vergessen den Hunden und einer Flasche Nussöl vom Baum aus unserem Garten hieß es für uns gleich nach Sonnenaufgang (das heißt kurz vorm Mittagessen) „auf ins Abenteuer!“. Abenteuer bedeutete für uns wie für den Durchschnittsfranzosen, Orte am Wasser, am liebsten mit viel Sonne. Wir entdeckten auf unseren Reisen eine Menge Seen und eine Unmenge an Flüssen, das Meer jedoch mieden wir, da es dort für unseren Geschmack zu viele Touristen gab. „Außerdem ist es dort zu windig!“, klagte Mama. Meistens fuhren wir nach Südfrankreich oder in andere, noch südlichere Länder. Einmal jedoch ging es nach Bayern. Zu meiner großen Schande waren meine Sprachkenntnisse himmelschreiend schlecht. Wie sonst wäre beispielsweise unsere endlose Fahrt durch München zu erklären, auf der Suche nach dem Hauptbahnhof, wo wir doch gewissenhaft unter meiner Führung

den überraschend zahlreichen Schildern mit der Aufschrift „Einbahnstraße“ folgten? Mit 15, 16 Jahren hatte ich mit meiner Familie einige sehr schöne Regionen im deutschsprachigen Raum bereist, in Österreich, der Schweiz und in Süddeutschland. Süden, immer nur Süden. Merkwürdig war für mich, dass der Süden hier nördlich von unserem Norden lag. Und trotzdem war es hier der Süden. Dieser verwirrende Gedanke manifestierte sich noch einige Male danach und behielt dabei stets etwas Geheimnisvolles. Doch all das hat ja gar nichts mit dem Deutsch-Französischen Jugendwerk zu tun.

Mit 18 nahm ich an einem Jugendaustausch teil, der von den Pfarreien zweier kleiner Städte organisiert wurde. Die eine befand sich nur 25 Kilometer flussaufwärts von meiner Heimatstadt – ein Fluss übrigens, den Henri IV. nicht müde wurde, „den lahms-ten Fluss meines Königreiches“ zu nennen. Die andere Stadt lag im flachen Norden Deutschlands, in der Nähe von Hannover, der Wiege des akzentfreien Hochdeutsch, wie uns unser Lehrer erklärte. Bei mir kam das akzentfreie Deutsch dann doch um einiges später, mit dem Akzent auf „um einiges.“

En gros sprachen die jungen Deutschen, die wir kennen lernten, frecherweise viel besser Französisch als wir Deutsch. Zumindest war das unser Eindruck. Heute, mit der Erfahrung, die nach Konfuzius „wie eine Laterne im Rücken ist“, weiß ich, dass das nicht stimmte. Der Unterschied war: Sie hatten ganz einfach nur keine Hemmungen, das anzuwenden, was sie gelernt hatten. Das war alles. Und diese Methode war eben erfolgreicher als unser stures Auswendiglernen von Deklinationen. Die kühnsten unter ihnen redeten mit uns sogar in der Sprache Shakespeares, die durch Liedertexte der Rolling Stones, von Queen und den Sex Pistols auf den aktuellen Stand gebracht worden war. Wie alt wir doch geworden sind! Dieser Unterschied des Sprachniveaus, auch wenn er nur in unseren Köpfen existierte, war keine gute Basis für die deutsch-französischen Beziehungen. Wenn Sie nicht wissen, was ich meine, so brauchen Sie nur einen Blick in die Statistiken und Ergebnisse internationaler Jugendaustausche zu werfen, die sprechen Bände.

Ich werde als geschwätzig bezeichnet – das behaupten böse Zungen jedenfalls, aber Sie werden bemerkt haben, dass ich mich auch kurz halten kann, wenn es sein muss – und gleichzeitig als schüchtern. Damals aber war ich plötzlich nicht nur schüchtern, sondern quasi auch verstummt. Auf jeden Fall wollten sich über die „deutsch-französischen Beziehungen“ keine wertvollen Erfahrungen in der Liebe einstellen – um die es schon in meinem wohligen französischen Heimatnest nicht zum Besten bestellt war. Glücklicherweise hatten wir ein so volles Programm, dass ich kaum Zeit hatte, über meine eigenen kleinen Probleme nachzudenken. Zudem es ja bei Auslandsaufenthalten nicht untersagt ist, sich für etwas anderes als für die ansässigen Mädchen zu interessieren.

Kaum in Z. angekommen, besichtigten wir die Altstadt mit ihren schönen Fachwerkhäusern, den Pflastersteinen mit den großen Fugen und der berühmten Turmuhr aus rotem Backstein. Außerdem unternahmen wir einen Bootsausflug auf dem Steinhuder Meer (einem großen See mit einer Insel in der Mitte, auf der wir picknickten) und fuhren mit dem Bus nach Hannover. Dort begann ich meine Karriere als Plattensammler. Für eine Mark kaufte ich auf dem Flohmarkt eine alte Platte von Ten Years After und in einem Schallplattenladen eine neue, sehr viel teurere Platte von Pink Floyd. Erstere war in tadellosem Zustand, letztere unspielbar, da sie einen langen, tie-

fen Kratzer aufwies, der das Werk eines musikverachtenden Samurais gewesen sein musste.

Abends hörten wir häufig zu viert oder fünft oder auch mit der ganzen Gruppe Musik („Isis, oh, Isis, you mystical child. What drives me to you is what drives me insane. I still can remember the way that you smiled ...“), gingen tanzen („We are the champions!“) und genossen das hervorragende Bier der Region. Einmal, nach einem langen Spaziergang durch die Innenstadt bis spät in die Nacht hinein, fragte Olaf, der Sohn eines Zimmermanns und selbst künftiger Zimmermann – ein echter Schrank von einem Mann, wie meine Großmutter sagen würde –, ob jemand wüsste, wo sein Fahrrad geblieben sei. Sein Fahrrad? Er hatte es den ganzen Abend lang über der Schulter getragen, ohne es zu bemerken.

Schon nach einer Woche trugen wir alle stolz den runden, gelb-orangen Anstecker mit der lachenden Sonne darauf: „Atomkraft, nein danke!“. Manche von uns perfektionierten ihre Assimilation so weit, dass sie sich sogar einen alten Bundeswehrparka kauften, der bei den Jugendlichen damals gerade total in war. Ich bin jedoch kein Perfektionist und schon gar kein Liebhaber von Uniformen, auch wenn sie nur der Verkleidung dienen.

Unter der Woche verbrachten wir mehrere Vormittage in der Schule, in der Realschule, um genau zu sein. Es war Ostern und die Luft noch ziemlich frisch, aber es schien oft die Sonne. Dafür, dass ich mich einmal auch im Norden eines „nordischen“ Landes aufhielt, hatte ich mit dem Wetter einigermassen Glück. So beschloss ich kühn, mich im nächsten Jahr bis nach Skandinavien zu wagen, um dort in allen Einzelheiten das Verhalten der Stechmücken während des sommerlichen Dauerregens zu studieren ...

Es ist acht Uhr morgens. Wir stehen vor der besagten Realschule und sie ist da. Leider gehen wir nicht in dieselbe Klasse. Mein „Reisetagebuch“ berichtet Folgendes über unsere schmerzvolle Trennung:

*„Ihre eisigen Wangen verbrennen mir die Lippen (...)  
Die Räder auf dem Schulhof warten auf die Pause  
Um ihre Brote auszupacken  
Zwei Kirchtürme zwinkern  
Mit ihren Schieferaugen  
Und der Wind kräuselt den Fluss ...“*

Natürlich ist sie wundervoll und viel zu schön, als dass ich sie Ihnen hier beschreiben könnte, wo ich doch schon damals dazu nicht imstande war. Sie hat alle Eigenschaften, von denen ein Junge träumt, und obwohl sie ein wenig kühl ist wie ihre Wangen, ist sie doch nicht hochnäsig wie viele andere, die ihr bei weitem nicht die Limo reichen können. Wir reden über vieles, aber nie über Belangloses. Wir lachen viel und manchmal sogar über meine eigenen Witze!

Ein anderer Ausflug führt uns an die deutsch-deutsche Grenze. Es ist schönes Wetter und zu unserer großen Überraschung stellen wir von der runden Beobachtungsplattform aus fest, dass die deutsch-demokratischen Tannenbäume genauso grün sind wie ihre föderalistischen Vettern in der Bundesrepublik. Alles ist ganz wunderbar. Es könnte den ganzen Tag über schneien. Ich habe mich sogar an den Früchtetee ge-

wöhnt, den es in meiner Gastfamilie zum Frühstück gibt, an das Müsli mit Milch und das Geschnatter der Gänse im frostigen Garten.

Aber die Tage vergehen viel zu schnell, und dann ist es irgendwann soweit: Wir müssen wieder heim. Ich bin traurig, denn ich habe eine Menge Freunde (Ralf, Olaf, Dieter ...) und Freundinnen (Petra, Angela, Manuela ...) in dieser für mich romantisch gewordenen Stadt gefunden. Trotzdem weiß ich, dass ich den schmerzhaften Abschied verkraften werde. Denn *sie* ist zwar Deutsche, aber sie wohnt glücklicherweise in jener nicht minder betörenden Stadt 25 Kilometer von mir entfernt. Und spricht fließend Französisch. Nun, ich muss zugeben, ich habe ein wenig geschummelt, aber es war keine Absicht, das schwöre ich. Die Situation war ein wenig komplizierter. Denn wir waren alle in *sie* verliebt, ob Deutsche oder Franzosen ... Ihnen wäre es sicher nicht anders ergangen. Bald darauf habe ich sie für immer aus den Augen verloren.

Dass ich mich 25 Jahre später so wohl in meiner deutsch-französischen Haut fühle, überall zu Hause bin und überall zugleich Tourist, selbst in meiner Heimatstadt, ein „echter Franzose“ in Ungarn, ein „alemán“ in Spanien ... das habe ich zumindest zum Teil auch ihr zu verdanken.

Als ich vor einigen Jahren auf Geschäftsreise in der Nähe von Hannover war, fuhr ich von der Autobahn herunter und stattete der kleinen Stadt, in der ich damals zwei einzigartige Wochen verbracht hatte, einen Besuch ab. Ich streifte durch die Straßen der Altstadt, durch den Park, über den Friedhof, und plötzlich stand ich wie zufällig wieder vor der Schule. Es war Sommer. Die Schule war gottverlassen („Tote Hose!“, hätte Olaf gesagt). Nicht ein Fahrrad war im Hof. Die beiden Kirchturmspitzen in der Nähe glänzten in voller Pracht. Und der Wind kräuselte den Fluss ...

Jugend – 1985

## Pair heißt Paar oder: Glück im Unglück

VON VALÉRIE BOQUET, ÜBERSETZUNG FLORIAN GLÄSSLING

Mit 18 habe ich verstanden, dass es grundlegende Auswirkungen auf den Lauf der Dinge hat, zur rechten Zeit am rechten Ort zu sein.

Nach dem Abitur wollte ich einen international ausgerichteten Beruf ergreifen und musste von daher unter anderem meine Deutschkenntnisse aufbessern. Auf der Suche nach einer erfolgreichen und vor allem günstigen Art, Deutsch zu lernen, entschied ich mich, für ein Jahr als Aupairmädchen in einer deutschen Familie zu arbeiten. Denn damals gab es, soweit ich mich erinnern kann, noch kein Erasmus-Programm, das es Studenten erlaubte, an einer europäischen Universität zu studieren und für eine Zeit im Ausland zu leben. Die Entscheidung fiel mir in jenen jungen Jahren nicht leicht, in denen man kaum Selbstbewusstsein hat, fragil und verletzbar ist und sich tausend Fragen über die Zukunft stellt. Seit meinem 14. Lebensjahr unternahm ich Sprachreisen nach England und in die USA, jeweils für 15 Tage und zwei Monate. Diesen Sprachaufenthalten verdanke ich es bis heute, besser Englisch als Deutsch zu sprechen. Ein Jahr nach Deutschland zu gehen, erschien mir jedenfalls als die beste Lösung, auch wenn es schmerzhaft war und mich verunsicherte, die vertraute Umgebung und die Freunde zu verlassen (ich befürchtete sogar, in meiner Abwesenheit ganz und gar vergessen zu werden ...). Trotz der Angst vor all dem Unbekannten stieg ich eines frühen Morgens im September 1985 in Köln aus dem Zug aus.

### Kontaktaufnahme

Das Gespräch mit meiner Gastmutter am Telefon hatte mich aufgemuntert: Sie sprach gut Französisch, während ich Deutsch als dritte Sprache für nur zwei Jahre an der Schule gelernt hatte – ich besaß sozusagen ein sprachliches Handicap. Außerdem war sie in ihrer Jugend auch einmal Aupairmädchen gewesen, und das half mir sehr: Ich dachte, sie würde meine Angst, alleine und fern von zu Hause zu sein, verstehen können. Der Empfang war jedoch alles andere als herzlich: Zwar kam mein Zug in aller Herrgottsfrühe um 6.30 Uhr in Köln an, aber meine Gasteltern hatten darauf bestanden, mich vom Bahnhof abzuholen. Die Vorstellungsrunde fiel sehr kurz aus: Der Vater, der schließlich allein gekommen war, zeigte mir hastig mein Zimmer, schlüpfte dann zurück zu seiner Frau ins Bett und schlief sich aus ... Ich hatte nicht unbedingt einen roten Teppich erwartet, aber dieser Empfang war für mich wie eine kalte Dusche!

Auch die folgenden Tage ließen nicht darauf schließen, dass wir dicke Freunde werden würden ... Sie nutzten mich als bessere Putzfrau aus, und ich fühlte mich schlecht behandelt. Sicher war ich unreif, vor allem aber heimatlos und verwundbar. Ich sehnte mich nach einer Ersatzfamilie, die mich bei sich aufnahm, denn meine eigene Mutter fehlte mir sehr ... Die Familie bestand aus zwei kleinen sechsjährigen Kindern, die beide aus erster Ehe stammten, einem 8-jährigen Adoptivkind und einem Zwillingspärchen, das zwei Monate nach meiner Ankunft zur Welt kam ... Mit sich selbst und ihren persönlichen Problemen beschäftigt, hatten die Gasteltern keine Zeit und kümmerten sich nicht um mich. Fünf Kinder, das ist sicher auch ein bisschen viel auf einmal!

Ich hoffte dennoch, akzeptiert zu werden, wenn ich mein Bestes gab, obwohl ich wenig Erfahrung mit Kindern hatte ... Aber es kam zu enormen Schwierigkeiten, und die Kluft zwischen uns wurde immer größer. Das Schlimmste war, dass die Mutter nicht auf meiner Seite stand, obwohl sie meine Lage doch hätte verstehen müssen. Ganz im Gegenteil: Sie schien ein teuflisches Vergnügen daran zu finden, sich über mich lustig zu machen. Auch war sie stets ungeduldig und gereizt, trotz meiner vielen Bemühungen, die deutsche Sprache zu lernen ...

### **„Hallo Mama (bobo)“**

In Tränen aufgelöst rief ich zu Hause in Paris an. Doch meine Mutter ließ sich nicht erweichen. Sie wusch mir den Kopf und sagte mir, ich sollte tapfer sein und nicht aufgeben. Sie verbot mir, mich in die Flucht schlagen zu lassen und nach Hause zurückzukehren. Ich war verzweifelt und wand mich an die Organisation, die mich dieser Gastfamilie zugeteilt hatte, um ihr die Schwierigkeiten zu schildern, mit denen ich zu kämpfen hatte (all dies in einer fremden Sprache und unter großen Schwierigkeiten). Ich hoffte, die Familie wechseln zu können: Es musste doch eine andere Möglichkeit geben, bei einer anderen Familie in der gleichen Stadt? Die Sekretärin versicherte mir, dass sie sich um mein Anliegen kümmern würde. Sie könnte mir jedoch nicht garantieren, so bald eine andere Gastfamilie zu finden. Die dritte Woche begann. Ich bemühte mich schweren Herzens gegen die schlechte Stimmung anzugehen und hoffte gleichzeitig auf ein Wunder ...

Bei der Familie Weigel-Bolz in einem Kölner Vorort geschah zur selben Zeit folgendes: Die vierjährige Nicola spielte ihrer Mutter einen Streich, indem sie ihr die Bewerbungsunterlagen von vier italienischen Mädchen „stibitzte“. Eines von diesen Mädchen sollte als Aupairmädchen ausgesucht werden. Als sie die Unterlagen nach mehrmaliger Suche nicht wiederfand – die Kleine hatte sie wirklich gut versteckt! –, rief Birgit, die Mutter, bei der Organisation an, um sich zu entschuldigen. Die Sekretärin erzählte ihr von unserer Unterhaltung vom Vortag und schlug ihr ein Treffen mit mir vor, da ich ja bereits in der Stadt wäre. Zwei Tage später lernten wir uns kennen.

### **Dann schlug der Blitz ein**

Während eines Abendessens lernte ich auch die beiden Kinder kennen, die schelmische Nicola und ihren kleinen Bruder Constantin, ein Baby von neun Monaten. Doch vor allem die Eltern machten einen sehr angenehmen Eindruck auf mich. Sie nahmen sich Zeit, mir zu erklären, was sie von einem jungen Mädchen erwarteten. Als Anwälte mit vielen Überstunden waren sie sehr beschäftigt und hatten bereits eine Haushäl-

terin, „Tanta“, eingestellt, die ihnen bei der schweren Aufgabe half, das Haus instand zu halten und sich um die Kinder zu kümmern. Meine mangelnde Erfahrung stellte für sie kein Hindernis dar. Natürlich musste ich noch viel lernen, aber sie vertrauten mir. Ihr Interesse an mir berührte mich, und ich begann, von mir zu erzählen, von meinen Fehlern und meinen Stärken, und davon, was ich bereit wäre zu geben.

Da ich keine zu schnelle Entscheidung treffen sollte, und weil sie gleichzeitig wussten, dass ich so rasch wie möglich die Familie wechseln wollte, ließen mir die Eltern Bolz ein paar Tage Bedenkzeit. Auch sie wollten sich die Sache noch einmal durch den Kopf gehen lassen. Ich entschied mich noch in derselben Nacht. Der gemeinsame Abend war herzlich und außergewöhnlich gewesen. In vielen Dingen, über die wir mit großer Offenheit gesprochen hatten, waren wir uns einig. Es war genau diese Art Familienleben, die ich mir wünschte. Ich fühlte mich respektiert, verstanden, und ich hatte Lust, diese Menschen besser kennen zu lernen.

Als ich sie zwei Tage später anrief, hatte ich starke Herzklopfen: Ich befürchtete, sie könnten sich gegen mich entschieden haben, und das hätte mich furchtbar enttäuscht. Regelrechte Freudensprünge machte ich, als ich hörte, dass sie von unserem ersten Treffen sehr angetan gewesen waren und sich freuen würden, mich in ihrer Familie aufzunehmen. Ende Oktober 1985 zog ich bei den Weigel-Bolz' ein.

### **Acht glückliche Monate nahmen ihren Lauf**

Nach vier enttäuschenden Wochen wurde meine Ausdauer belohnt: Ich kam in eine besonders offene Familie mit großzügigen und interessanten Menschen, für die ich bereit war, sehr viel zu geben. Vertraglich festgelegt verfügte jedes Aupairmädchen über freie Abende und Wochenenden. Während dieser Abende belegte ich Deutschkurse an der Volkshochschule, um meine Grammatik zu vervollkommen. Alle 14 Tage nahm ich am Treffen der Aupairmädchen teil, wo wir Erfahrungen austauschten und anderen halfen, die es nicht so gut getroffen hatten. Ich war sehr glücklich, dieses Tal der Tränen hinter mir gelassen zu haben!

Trotz dieser neuen Freiheit war es mein Wunsch, so viel freie Zeit wie möglich mit meiner Gastfamilie zu verbringen. Meine Mutter, die Gittie genannt wurde, und Vater Klaus nahmen mich mit ihren beiden Kindern überallhin mit: Sie luden mich ins Restaurant ein, sie zeigten mir das Bonner Umland, wir gingen Schlitten fahren im Wald und Schlittschuh laufen, fuhren in den Ferien Ski in Bayern, besuchten Museen und backten Weihnachtsplätzchen mit der Großmutter. Selbst mit den Kindern ein Omelette zu bereiten war ein Fest! Ich war völlig integriert, hatte meinen festen Platz in der Familie und wurde auch von den Cousins, Onkeln und Tanten immer freundlich behandelt ...

### **Besondere Momente**

Ich erlebte viele sehr schöne, wahrhaft familiäre Momente, wie zum Beispiel das lange Wochenende bei den Großeltern, die mich in ein Luxushotel im Schwarzwald einluden, um ihren Hochzeitstag zu feiern ... Ich kam gerade aus Frankreich zurück, wo ich eine Aufnahmeprüfung an einer Hotelfachschule absolviert hatte. Als mich Klaus bei meiner Wiederkehr nicht vom Bahnhof abholen konnte, tat ihm das so leid, dass er eine Hostesse beauftragte, sich einen Teil des Nachmittags um mich zu kümmern, damit ich nicht alleine sei ...

Jeden Abend, wenn die Eltern von der Arbeit nach Hause kamen und die Kinder im Bett lagen, aßen wir zu dritt zu Abend und redeten über den vergangenen Tag. Dieser besondere Moment wurde zu meiner großen Freude zu einem regelmäßigen Ritual. Ich erzählte ihnen von Constantins ersten Versuchen, auf allen vieren zu krabbeln, von Wörtern, die er langsam zu verstehen begann, oder erzählte ihnen eine Anekdote über ihre Älteste, Nicola ... Die Mutter war von den Fotos, die ich von ihren Kindern machte, begeistert – auf der Schaukel, dick eingepackt auf dem Schlitten, beim Friseur, bei gigantischen Frühstückbuffets am Tisch –, denn es gelang mir, besonders rührende Momente und Gesichtsausdrücke festzuhalten. Am stolzesten war ich, als ich Gittie das schönste Geschenk an ihrem Geburtstag machen durfte: Constantin hatte – im Zuge seines täglichen Trainings – große Fortschritte beim Laufen gemacht, und so machte er an diesem Tag die ersten Schritte seine Lebens auf seine Mutter zu, als sie von der Arbeit nach Hause kam. Sie war tief berührt.

### **Ende gut, alles gut**

Dank meiner Standhaftigkeit hatte ich die anfänglichen Schwierigkeiten bei meiner ersten Familie glücklich überstanden und keine Niederlage eingesteckt. Am Ende hatte der Streich von Nicola die Dinge doch noch zum Guten gewandt ... Was für ein Schelm! Wie oft habe ich mit den Eltern darüber gelacht!

Dieses Jahr in Deutschland hat mein ganzes Leben geprägt. Wie glücklich ich mich schätzen kann, solch reizende Kinder miterzogen zu haben! Und wie erfüllt ich war von diesem blühenden Familienleben, aus dem eine wunderschöne Freundschaft mit den Weigel-Bolz' erwuchs.

Später war ich aufgrund meiner guten Deutschkenntnisse in meinem Beruf sehr erfolgreich. Seit 15 Jahren arbeite ich nun im Hotelgewerbe und habe in verschiedenen Regionen Frankreichs gelebt (so zum Beispiel im Elsass, wo Deutschkenntnisse einfach unentbehrlich sind; und zurzeit lebe ich auf Korsika, wo sie mir ebenfalls große Dienste erweisen), aber auch in Kanada. Durch die Erfahrungen in den verschiedenen Ländern und Regionen bin ich in der Lage, mich rauen Lebens- und Arbeitsverhältnissen anzupassen. Mit Kindern zusammengelebt zu haben, hat mich allgemein in meinem Verhalten positiv beeinflusst, und ich werde meine Freunde auf der anderen Rheinseite als Retter in der Not niemals vergessen. Sie haben mir die schönsten Erinnerungen beschert!

### **Das Leben geht weiter**

Andere Aupairmädchen folgten in meiner Gastfamilie. Jedes Mal jedoch, wenn ich ihnen schrieb oder sie besuchte, gestand die Mutter mir, dass ich als einzige treu geblieben wäre ... Ich glaube, dass es auch für sie eine besondere Erfahrung war, mich bei ihnen unterm Dach gehabt zu haben. Klaus und Gittie haben ihre Rolle als Gasteltern mit Bravour gemeistert: Sie haben mich „aufgezogen“, mir geholfen, mich auf das Leben vorzubereiten und mich zu öffnen. Auf eine gewisse Art und Weise war ich ihre große Tochter mit all den Schwierigkeiten, die die Zeit der Pubertät mit sich bringt. Vielleicht wurden sie durch mich auch auf das Großwerden ihrer eigenen Kinder vorbereitet.

Ich habe die Familie noch zweimal besucht: Ich sah Nicola und Constantin wieder, die beim ersten Besuch 8 und 5 Jahre alt waren, und 15 und 12 beim zweiten Mal ... Aus

Nicola war ein hübsches junges Mädchen geworden und ihr Freund führte sie zum Schulball aus. Constantin war ein stattlicher Junge, der sich für Fußball und das Internet begeisterte und auch ein liebenswürdiger Angeber war. Die beiden haben sich wunderbar entwickelt.

### **1985–2004, fast 20 Jahre**

Ich denke oft an meine „deutsche Familie“, wie ich sie nenne ... Mir ist bewusst, dass ich bei ihnen auf meinen späteren Beruf perfekt vorbereitet wurde, von ihrer Gastfreundschaft und ihrem Händchen in Sachen Dekoration viel gelernt habe. Ich war empfänglich für ihre natürliche Freundlichkeit. Gittie und Klaus erklärten mir alles über deutsche Traditionen, Bräuche und Sitten und sorgten so für meine Bildung. Da auch sie neugierig waren, fragten sie mich über Frankreich und meine bisherigen Reisen aus ... Wenn ich mich heute in Gesellschaft allgemein wohl fühle, dann verdanke ich das ihnen. Ich bin für alles dankbar, was ich von ihnen lernen durfte.

Vor allem die vierjährige Nicola brachte mir die deutsche Sprache bei. Ich zeigte auf einen Gegenstand und sie sagte mir das entsprechende Wort ... Ist das nicht unglaublich? In diesem außergewöhnlichen Jahr wurden wir die allerbesten Freunde. Als ich sie einige Jahre später wieder sah, hatte ich das Gefühl, ihre große Schwester zu sein, und war sehr bewegt davon, wie sie sich verändert hatte ...

Constantin, der zärtlich „Stumpi-Lumpi“ und „kleiner Hampelmann“ gerufen wurde, weckte meine mütterlichen Instinkte (wenn ich seine Windeln wechselte, sang ich ihm französische Zählreime vor. Wer weiß, ob ihm das im späteren Leben nicht zugute kam, in der Schule beispielsweise?). Selbst wenn ich bis heute keine eigenen Kinder habe, denke ich, großes Glück gehabt zu haben, mich um ein kleines Baby kümmern zu dürfen und so viel Vertrauen von den Eltern geschenkt bekommen zu haben (schon damals stellte ich mir vor, dass Nicola sich später einmal um meine Kinder kümmern würde, natürlich als Aupairmädchen!).

Zehn Jahre ist es jetzt her, dass ich die Familie das letzte Mal gesehen habe. Ich schreibe noch immer regelmäßig an Gittie (ich bin jetzt 36, so alt wie sie damals, als sie mich bei sich aufnahm). Die Kinder müssten jetzt 22 und 19 Jahre alt sein, also bereits erwachsen. Ich hoffe, dass sie mich einmal in meinem Land besuchen und mir eines Tages ihre eigenen Familien vorstellen werden. Wie glücklich ich darüber wäre – mit offenen Armen und offenem Herzen würde ich sie empfangen ...

## Erinnerungen an Leipzig

VON BLANDINE PROT, ÜBERSETZUNG SOPHIA SIMON

Hilfe! Ich muss die Schlüssel abgeben. Das war's! Verstehst Du, ich werde den Zimtduft nicht mehr riechen, wenn ich aus dem Seminar komme und mitten auf dem Weihnachtsmarkt lande, bei Nacht und im Schnee; ich werde ihn nicht mehr spüren, diesen unerträglichen Druck von minus 17 Grad Celsius, der sich über den Augen und überall auf meiner Haut bemerkbar macht, obwohl ich total ver mummt bin; ich werde nicht mehr auf einem vereisten Gehweg entlang schlittern: Der Winter ist vorbei. Ich werde mich auch nicht mehr auf meiner Hälfte des Fußwegs zwischen den Fahrrädern hindurch schlängeln, zwischen den eifrigen Joggern und den „Pappautos“, man wird nicht mehr über mein unpassendes Vokabular lachen oder mir bei grammatischer Unschlüssigkeit aus der Patsche helfen, und man wird auch nicht mehr lächeln beim Klang meines verräterischen Akzents: Das Jahr ist um. Die Tram, die „Straßenbahn“, wird die Form meiner Schultern, die sich gegen ihre blauen Sitze gepresst haben, vergessen, und der Straßenbelag, die „Pflastersteine“, die Abdrücke meiner Schritte, trotz meiner Bemühungen der letzten Tage, besonders fest aufzutreten. Ich werde hier jede Jahreszeit nur einmal erlebt haben, aber keine hat sich das je anmerken lassen: weder die 15 Grad minus um 14 Uhr, noch die 34 Grad plus um 7.30 Uhr. Januar, Juli. Das war's.

Ich bin Leipzig am 21. September begegnet. Die Stadt war damals schon so, wie ich sie heute sehe, so, wie ich sie jetzt zurücklasse. Ein bisschen Berlin und ein bisschen Dresden: Stadt der Kontraste, eine gezeichnete, verletzte Stadt. Ex-DDR. Geschichte, die in jeder ihrer Fassaden eingraviert ist. Ich habe in einer schönen Straße gewohnt, neu und sauber war sie, im Westen der Stadt; in der Straße, die sie kreuzte, standen über die gesamte Länge verteilt etwa zehn unbewohnte Häuser mit eingeschlagenen Fensterscheiben und zugemauerten Türen. Durch die wenigen Öffnungen konnte man den Schutt im Inneren liegen sehen. Nicht weit entfernt verbarg sich hinter einem stacheligen Zaun ein brachliegendes Gelände, das von einem Schild mit der Aufschrift „Fabrik“ beherrscht wurde. Außer Betrieb ... Und dann die Universität. Grau. Kommunistische Skulptur in einem Dreieck auf der Vorderfront. Eine Skulptur, die die Fassade der Universität zusammenhält, und zwar so, dass diese einzustürzen droht, wenn man das rote Dreieck abmontieren würde. Ironie des Schicksals. Sie wird also dranbleiben müssen. Doch für wie lange? Und dann auf einmal, da, mitten drin, das Theater, das Opernhaus mit den demokratischen Eintrittspreisen, die schmalen, gepflasterten Straßen und die Kirchen. Schwarzweiß. Farbe. Wer hat Recht? Ich persönlich

habe beschlossen, dass die Erinnerung siegen wird, und es ist Sepia, was ich mitnehme. Mélange. Zerstörte Fassaden und klassische Musik. Ich habe angefangen, meine Sachen zusammenzupacken, und alles, was ich zutage fördere, zwingt meinen Lippen ein verkrampftes Lächeln auf. Nantes erwartet mich. Aber wird es so sein, wie die anderen Male, als ich nach Frankreich zurückkehrte? Werde ich mir wieder die Ohren zuhalten, wenn ich meine Muttersprache höre, mich auf Deutsch entschuldigen und mit den Schultern zucken? Die Straßen enger finden und die Fußgänger undiszipliniert, wenn sie über rote Ampeln laufen, und misstrauisch, wenn die Nacht hereinbricht und immer in Eile, in Eile! Sag mal, ist das die rasende Sehnsucht, die mich zu dieser bissigen Karikatur treibt, oder ist es ganz einfach so, dass die Entfernung den Blick schärft? In ein paar Tagen kommen sie mich holen, oh ja, sie sollen nur endlich kommen! Sie haben mir so gefehlt, kommt her, kommt! Aber nehmt mich nicht mit. Nach Nantes zurückkehren, ja – aber ohne Leipzig zu verlassen. Gebt mir meine Familie wieder, meine Freunde, mein Zimmer, meinen Ozean, meinen Atlantik, meine unbeseelten Hörsäle, aber lasst mir meine schlechten Straßen, meine warmherzigen „WGs“, meine kosmopolitischen Studenten-Diskussionen, die so lebendig und heiter sind, und meinen ersten richtigen Winter.

Ich reise ab. Ich reise ab. Ich reise ab. Das habe ich doch von Anfang an gewusst: Das Abreisedatum stand in Rot auf dem Vertrag, den ich im September unterschrieben hatte – warum also wehre ich mich jetzt mit aller Kraft? Ich habe eine andere Welt gesucht, und ich habe Leipzig gefunden. Mit seinen Widersprüchen und seinen Begegnungen. Ich musste der Stadt nichts abringen, sie hat mir alles aus freien Stücken gegeben. Begegnungen. Widersprüche. Und ich habe genommen. Ich weiß noch, dass ich mich sogar egoistisch fand, weil ich dachte, nur genommen und nichts gegeben zu haben! Wie naiv von mir! Mit jedem Geschenk, das ich annahm, habe ich ein Stück von mir aufgegeben, nur wusste ich es nicht. Gerechter Tausch. Und jetzt? Jetzt bin ich zwar schon abgefahren, aber angekommen bin ich auch noch nicht, und ich ertrage es nicht, so in der Schwebelage zu sein. Ich schwebe, ja, ich schwebe irgendwo zwischen Nantes und Leipzig im luftleeren Raum. Sie werden bald da sein, und ihre Freude, mich wieder zu haben, wird mich in eine Zwangslage bringen. Ist diejenige, die sie vorfinden, wirklich noch die gleiche, die sie haben abfahren sehen? Aber ich spekuliere hier, und das bringt nichts, das ist mir schon klar. Die Frage ist umso unsinniger, als ich ja noch gar nichts verlassen habe.

Es ist so schwierig, Dir das alles zu schreiben, schwierig, Dir zu gestehen, wie sehr ich mir wünsche, nicht in die Stadt zurückzukehren, in der Du Dich befindest, ohne dass Du mich für undankbar hältst. Es ist schwierig, ehrlich zu sein. Aber es ist das, was ich fühle. Du fehlst mir, aber ich will nicht zurück zu Dir. Entschuldige bitte diesen Brief, den ich schreiben muss, der Dich kränken, Dich schrecklich vor den Kopf stoßen und Dich einer Macht aussetzen wird, gegen die Du nicht ankommst. Und ich auch nicht. Das Gewicht einer Stadt und der Bande, mit denen sie mich an sich fesselt. Ich kann mir das alles jetzt schon bildhaft vorstellen: Ich werde über die Grenze fahren und überall kleine Stückchen Deutschland suchen, ich werde die Breite der Straßen und den Geschmack des Brotes vergleichen, ich werde in allem den Anflug einer Erinnerung suchen und verfälschen, was ich vor Augen habe, ich werde das eine idealisieren und das andere verteufeln, auf die Barrikaden gehen, wenn die deutsch-französischen Beziehungen ins Stocken geraten, und über den Fotografien weinen. Ich fühle

mich wie in Berlin, als ich mit je einem Fuß auf beiden Seiten der Mauerlinie stand. Zwischen zwei Stühlen. Noch ein bisschen hier, aber auch schon ein bisschen dort.

Entschuldige bitte, ich weiß auch nicht, was mich dazu getrieben hat, das alles so vor Dir abzuladen. Denn eigentlich möchte ich Dich jetzt beruhigen, Dir sagen, dass ich doppelt zurückkehre, erfüllt und bereichert, ja: lies diese Zeilen und sieh mich an; ich bin reich! Es sind ja nur die Schlüssel, die ich abgebe, alles andere habe ich mir schon längst zu Eigen gemacht. Die Entmutigungen – behalte ich. Die sprachlichen Demütigungen – behalte ich. Die Einsamkeit, den Überdruß – behalte ich. Die Entfernung, die so schmerzt – behalte ich. Auch die Begegnungen, die Entdeckungen und den rasanten Rhythmus eines Jahres ganz ohne Gewohnheiten. Das alles behalte ich, behalte ich, behalte ich! Ich bin Leipzig, und ich bin Nantes. Man wird mir nichts wegnehmen: Meine Haut ist jetzt doppelt so dick, und mein Herz schlägt jedes zweite Mal auf Deutsch. Leipzig. Aber es stimmt, ich habe wirklich Angst. Hör zu, ich habe Angst, nicht mehr dort leben zu können, wo ich aufgewachsen bin, Angst, etwas zu bereuen, Angst, das Unvorhergesehene und die Unabhängigkeit zu verlernen. Angst vor dem, was aus mir geworden ist und vor dem, was ich nicht mehr bin. Ich werde meine umsorgte Einsamkeit verlieren, um was wiederzufinden? Werden die, die meinen ersten Bus haben abfahren sehen, bei der Ankunft des letzten dabei sein? Und Du, wirst Du da sein? Ich glaube, ich schreibe Dir letztendlich nur, um Dir zu sagen, wie sehr ich Dich brauchen werde, Deine Anwesenheit, Deine nervende Manie, alles zu französisieren. Und außerdem bist Du die einzige Person, die je hierher gekommen ist, Du bist das einzige Verbindungsstück. Bitte, bleibe es.

Ich lasse Dich jetzt allein, sei mir nicht böse: Ich gehe aus. Gehe aus, um zu lächeln. Werde lächeln beim Anblick des Bieres, der Kleidung, der Kerzen auf den Tischen. Ich werde lächeln beim Gedanken an die Studenten, die während der Vorträge der Dozenten unzählige Einwürfe machen, an die Gespräche, wenn ich von Leuten angehalten und freundlich gefragt werde, ob ich vielleicht Französin sei und sie mir dann von Paris erzählen und wenn mir Kellner ein Getränk spendieren, weil sie Frankreich lieben. Wenn ich an die Kindergruppen denke, die in Holzwagen vorbeifahren, an ein unvergleichliches Weihnachtsfest, den Straßenmusikanten, der Geige spielt, den Bratwurstverkäufer, den Gothic-Laden dort an der Straßenecke, den jungen Mann mit den vielen Piercings, der bei Rot an der Ampel stehen bleibt. Ich werde lächeln an diesem warmen Morgen, in dem Park, beim Anblick der Pflastersteine, ich werde niemanden vergessen! Und vielleicht wird sich Leipzig an dieses Lächeln erinnern, das ich an einem Julimorgen überall hinterlegt habe, und an meinen Dank, den ich in alle Winde gestreut habe. Vielleicht. Ich hoffe es. Ich gehe aus, ich lasse Dich da, verzeihst Du mir? Danke, dass Du geblieben bist, es ist vorüber: Ich weine nicht mehr. Ich sehe Dich bald wieder, und das ist sicherlich das Wichtigste, bald werde ich keine Angst mehr haben. Oder weniger. Du wirst da sein. Ich werde die Schlüssel abgeben, aber nicht die Erinnerungen; Dir zu schreiben, hat mir geholfen, das zu begreifen. Ich bin erst am Anfang des Weges, und Du bist an meiner Seite, es wird alles gut gehen. Ich habe keine Wahl, und ich werde wiederkommen. Du wirst keine Zeit haben, mir hier zu antworten, in ein paar Tagen werde ich nicht mehr da sein, und die nächsten Worte, die wir miteinander wechseln, werden Gesicht und Stimme haben, wir werden endlich wieder klare Sicht haben! Tu me manques – ich vermisse Dich. Warte auf mich, ich komme. Seit Leipzig kann ich, glaube ich, Nantes lieben.

## Der König von Frankreich

VON FALK SCHÖNLEBE

Frühmorgens, sechs Uhr. Ich werde geweckt. Von einem ... Asketen. Die meisten würden ihn wahrscheinlich als verrückt bezeichnen. Vielleicht auch nicht ganz falsch. Er läuft circa einen Meter an meinem Bett vorbei, und er läuft nicht nur, er schreit dazu, und er schreit nicht nur, er wandert barfuß – im Dezember. Das geht schon seit ein paar Tagen so und mir wird dieser Mensch dadurch nicht sympathischer. Aber irgend etwas verbindet uns – wir frieren beide, das unterstelle ich ihm mal. Wir haben nie ein Wort miteinander gewechselt, denn er weiß nichts von meiner Anwesenheit. Er kann mich nicht sehen, aber ich ihn hören. Ich bin seit ein paar Tagen krank – die übliche Erkältung, passend zum Wetter – und verbringe die Zeit seither in meinem dicken Federbett am Straßenrand.

So schlimm ist es nun auch nicht, ich habe noch meinen Bus um mich herum. Ein alter Mercedes, der aussieht wie ein ganz normaler Lieferwagen, das war mir wichtig – der Tarnung wegen. Er ist nur neun Jahre jünger als ich, und ich bin Mitte 20. Er wurde von einer Freundin auf den Namen „Speedy“ getauft – aus purer Bewunderung für seine Höchstgeschwindigkeit von 90 Kilometern in der Stunde. In seinen besseren Tagen war das bestimmt mal schnell.

Ich habe mir hier einen schönen Platz ausgesucht, unter Bäumen im fünften Arrondissement. Der Platz heißt Place du Puits de l'Ermitage – treffender Name, denn ich fühle mich wie ein Einsiedler in einer fahrenden Klause – mitten im städtischen Treiben. Das Problem ist nur: Jeder ist auf der Suche nach dem Schönen, auch der Verrückte, und deshalb kreuzen sich unsere Wege hier. Derzeit verlasse ich den Bus nur einmal am Tag, meistens morgens zum Boulanger an der Ecke. Das sind die wärmsten zwei Minuten des Tages. Einmal hat es einen Leierkastenmann in diese relativ ruhige Ecke von Paris verschlagen und er verdiente sein Geld nicht durch Passanten, sondern durch Leute, die ihm was aus den Fenstern zuwarfen. Ein Knirps hat die Münzen eingesammelt. Es waren die letzten Francs, die er sammeln konnte. In ein paar Tagen werden es Euro sein.

Langsam genese ich und mein Wirkungskreis erweitert sich wieder. Zu Mittag gehe ich in die zwei Straßen entfernte Mensa der Sorbonne Nouvelle. Es ist immer gut, in der Nähe von Unis zu parken, der Mensen wegen. Nicht dass Pariser Mensen mit französischer Küche zu verwechseln wären, sie sind einfach günstig, um essen zu gehen, und praktisch für das, was dem Essen unweigerlich folgt.

Mein Bad ist nämlich gerade nicht benutzbar. Ehrlich gesagt war es noch nie benutzbar, mein Bus hat weder Bad noch Toilette. Wer braucht das auch – ich jedenfalls nicht – zumindest kein eigenes. Aber mein Bus hat einen Motor, das ist viel wichtiger, jedenfalls für meine Mobilität, denn so wohne ich meistens nur drei oder vier Tage an einem Ort, dann wechsele ich die Straße, oft auch gleich das Arrondissement. Auf diese Weise habe ich einen Überblick über sämtliche öffentliche Toiletten und Duschanstalten von Paris gewonnen.

Erst zu den Toiletten. Eine hat mir besonders gut gefallen, denn sie zeigt, dass Franzosen eben doch Geschmack haben! Ich habe sie zu schätzen gelernt, als ich im Achten wohnte. Im Vorraum der Toilette waren Skulpturen aufgestellt, sogar Gemälde hingen dort. Deswegen war sie auch so populär, es gibt inzwischen viele Leute, die davon gehört haben – und nun auch mal den Louvre sehen wollen ... Dass wir uns nicht missverstehen: Ich bin nicht nur aus diesem Grund dorthin gegangen. Aber der Eintritt in alle Museen ist für mich kostenlos, denn ich studiere Architektur, und Architekten werden in Frankreich als Künstler betrachtet – und Kunststudenten sollen nun mal die Werke studieren können. Demzufolge bin ich auch manchmal mit meinem Skizzenblock hier gesehen worden.

Als ich in Deutschland meine Absicht erklärte, nach Paris zu gehen, um dort weiter zu studieren, bekamen viele Freunde leuchtende Augen. Einen Bekannten, bei dem man für ein paar Tage kostenlos unterkommen und sich dann in Ruhe die Stadt ansehen kann, das mögen sparsame Studenten – ich auch. Als dann klar wurde, dass ich es ernst meine und wirklich das Jahr im Bus wohnen will, kam außer meinem Bruder nur ein einziger Freund: Gierner, ein Dresdner Kumpel, bereit für jede Art von Aktionen, die nicht unbedingt Sinn machen, aber gerade deswegen lustig sind. Er ist auch so ein Sparfuchs. Er kam am Samstagvormittag mit Rainbow Tours und fuhr am Sonntagnachmittag wieder ab. Wir hatten eine Menge Spaß. Er erzählte mir von seinen Reisegefährten, erwartungsgemäß alles Unbekannte, und ich ihm meine Pariser Geschichten. Er übernachtete mit mir im Bus, diesmal direkt an der Treppe zu Sacré-Cœur – Schlafplatz mit Aussicht – Touristenbonus! Er wollte nicht ins Hotel, das war ihm zu langweilig. Am nächsten Morgen haben wir inmitten von Touristen im Mercedes standesgemäß gefrühstückt. Gierner ist Physikstudent und so konnten wir aus dem Busfenster heraus hervorragend die Strömungslehre nachvollziehen.

Früh um drei nach einer Party hatten wir uns den einsamen Ort gesucht – jetzt standen wir mitten im Gedränge. Die Scheiben vom Bus sind abgedunkelt, erstens, weil das ein Gangsterauto so an sich hat, und zweitens, weil es praktisch ist – man kann rausgucken, ohne gesehen zu werden. Und außerdem sieht er von außen zurückhaltend elegant aus, soweit das für einen Lastwagen eben möglich ist: weißer Lack und schwarze Scheiben. Architekten kennen nur Schwarz und Weiß – altes Problem.

Gierner war zwar so schnell wieder weg, wie er gekommen war. Er war aber dabei, als mir die Idee vom Wohnen in einem Lieferwagen kam: August 2001, Island. Regen, Nebel, das ist klar. Wir fahren per Anhalter in einem Leichenwagen mit, das ist ... mal etwas anderes. Die Chance ist ziemlich gering, dass wir die nächste Fahrt in so einem Gefährt noch einmal so bewusst unternehmen. Das Bett ist zu einer Sitzbank umfunktioniert. Der Besitzer hat den Chevy umgebaut, es ist jetzt sein fahrbares Zuhause. Chevrolet – klassischer Amischlitten, man fährt nicht, man schwebt durch die Landschaft, und da kommt man leicht ins Träumen: Anfang Oktober wollte ich nach Paris

– und hatte noch keine Lust, mich mit Wohnungssuche zu beschäftigen – manche suchten seit zwei Monaten. Sowas ist mir zu kompliziert ... Nummern raussuchen, anrufen, absagen ... eigentlich heißt es wohl: eine Absage bekommen. Lösung ist klar: Ich kaufe mir einen Bus und dann wohne ich das eine Jahr darin. Ich bin begeistert von meiner Idee. Gierner geht es anders. Er muss sich mit dem Chevy-Piloten unterhalten: Der ist mit sechs vom Baum gefallen und lag bis zum Alter von 14 Jahren im Koma. Deswegen sieht er auch ein bisschen anders aus – jünger, als er wirklich ist. Trauriges Schicksal, aber wir wollten kein Beispiel für ein ähnlich trauriges Schicksal werden und stiegen noch vor unserem Ziel unter einem Vorwand aus. Er war uns aus irgendeinem Grund nicht geheuer. Ich bin durch Europa, Asien und Lateinamerika getrampt, habe nur gute Erfahrungen gemacht – und das soll schließlich so bleiben. Ich glaube, wir haben ihm unrecht getan, denn als wir im Dunkeln und im Regen standen, tat er uns Leid – und wir uns auch.

Es gibt viele Leute, die Mitleid mit mir empfinden: „Wie geht denn das, es ist doch kalt, du hast kein Bad, keine Toilette, und ist das überhaupt erlaubt?“ Ich habe kein Mitleid mit mir! Und ob es legal ist, auf der Straße im Auto zu wohnen, weiß ich bis heute nicht – es weiß einfach keiner, wahrscheinlich nicht mal die Polizei. Meine Verwandtschaft prophezeite mir, ich würde eines Tages erfroren in Paris im Bus liegen. Dagegen habe ich aber etwas vorgesehen: eine Heizung, betrieben mit derselben Gasflasche, mit der ich mir meine leckeren Büchsen erwärme. Es gab zwei Probleme damit: Eine Woche vor Weihnachten war die Gasflasche leer und Frankreich hat ein anderes System. Die Lösung: Asyl. Christian wohnt direkt am Eiffelturm. Dort habe ich mir abends den Tee und das Essen warm gemacht – wie gesagt, wenn die Gasflasche leer ist, gibt's weder Wärme noch Essen. Das gut gemeinte Angebot, bei ihm zu übernachten, habe ich aber abgelehnt – wenn ich schon mal in der Nähe war, dann wollte ich auch den Eiffelturm aus meinem Fenster sehen und früh auf dem Champ de Mars spazieren gehen wie die Staatsmänner, die hier logieren, in einem der nobelsten Viertel von Paris.

Plan zu Weihnachten: Heimaturlaub, zu Silvester zurück nach Paris und dann gleich weiter in die französischen Alpen zum Snowboardfahren. Wo meine Wohnung doch gerade einen Motor hat, muss ich das unbedingt ausnutzen. Mit neuer Gasflasche, das macht Mut! Auf der Piste und im Bus ist es gleich warm: Tag und Nacht ziemlich genau 15 Grad minus. Und in den zwei Stunden, die wir brauchen, um uns etwas Warmes zum Abendessen zu kochen, heizt die Kiste auf satte plus/minus null Grad Celsius! Mehr ist nicht drin, mehr ist auch nicht notwendig – Energieverschwendung.

Zugegeben, ich kenne nur einen auf der Welt, der solche Sachen mitmacht: meinen Bruder Jonas. Und der hat auch noch Spaß daran! Ein paar Tage später parken wir in der Rue Mazarine direkt unterhalb des Ateliers der École d'Architecture de Paris Val-de-Seine. Ich liebe kurze Wege. Sie sparen Zeit. Ich habe keine Zeit, nicht im Moment. Morgen ist Zwischenpräsentation des Projekts an der Uni. Wir sollen unseren Entwurf für ein Theater an der Bastille präsentieren. Mitternacht ist schon eine Weile vorbei und ich zeichne noch immer. Jonas nächtigt in der Zwischenzeit auf dem Fahrersitz. Das Bett ist eingeklappt, denn darunter befindet sich der Tisch, und an dem sitze ich noch. Dafür kann ich morgen später aufstehen: Mein Wecker klingelt eine halbe Stunde nach dem angesetzten Präsentationstermin – für Architekten ist das pünktlich.

Genau auf diesem Parkplatz hab ich auch zarte Bande mit Franzosen geknüpft, genauer: mit einer zarten Franzosenbande. Früh um drei, ich schlafe schon, werde ich von einem eigenartigen Geräusch geweckt: Ich will herausfinden, was es ist, stehe auf, und ahne es bereits. Ich öffne mein Küchenfenster und stecke meinen Kopf heraus, da blicke ich in ein erschrockenes Gesicht. Der Typ setzt gerade mit seinem schwarzen Stift an – in der Absicht, meinen Bus zu verschönern. Als er mein verständnisloses Gesicht erblickt, rennt er davon. Zu Asterix' Zeiten waren die Gallier schon mal mutiger gewesen.

Es wird Frühjahr und meine fahrende Wohnung avanciert zu einem beliebten Ausflugsziel für besser Betuchte. Carl wohnt am Canal Saint-Martin in der malerischsten Wohnung, die ich in Paris gesehen habe. Er ist aus gutem Hause, genau wie seine Vermieterin. Er Diplomatensohn, sie die Frau des Neffen von Charles de Gaulle. Sie malt Bilder und hat sie in der Wohnung aufgehängt, was Carl nur mittelmäßig begeistert, denn er ist auch Architekt und Maler. Später hat er dann die Gemälde der Frau de Gaulle gegen seine eigenen Werke ausgetauscht. Er findet meine Art und Weise zu wohnen ganz urig – ich seine auch. Innerhalb eines Jahres wird er den Gegenwert von vier Bussen als Miete an Madame de Gaulle überwiesen haben. Ich stehe direkt am Canal und betrachte ihn als meinen persönlichen Swimmingpool. Hin und wieder kommt der Diplomatensohn vorbei und will in meinem Bus übernachten – er findet das cool. Dafür kann ich bei ihm meine Wasserkanister auffüllen – das wiederum finde ich sehr praktisch.

Wasserkanister sind eine gute Erfindung, viel besser allerdings sind Duschen. Ich habe keine. Aber ich habe Zeit, beziehungsweise ich nehme sie mir: Anderthalb Stunden brauche ich zum Duschen, wenn ich ungünstig geparkt habe. In die Metro steigen, umsteigen, aussteigen, einsteigen, umsteigen, aussteigen und ich bin wieder zu Hause. Aber es funktioniert. Die Duschen waren mein Missing Link. In Island wurde mir klar: Ich ziehe in einen Lieferwagen ohne Toilette, Bad und Dusche. Drei Wochen vor Semesterbeginn sah ich auf Arte einen Dokumentarfilm über die „bains-douches“ in Paris. Die Duschanstalten waren Teil des öffentlichen Lebens, noch heute haben einige kleinere Appartements unter dem Dach kein eigenes Bad. Dort lebten früher die Zimmermädchen. Die Interviews des Dokumentarfilms waren spannend: Stadstreicher, die dort duschen gehen, erzählten sehr interessante und weise Sachen – selbst die Clochards haben Stil in Paris, da wollte ich hin. Danach habe ich mir dann den Bus gekauft. In der ganzen Zeit habe ich keine so interessanten Clochards getroffen wie im Fernsehen.

Stimmt also doch nicht alles, was man im Fernsehen zu sehen bekommt. Aber was stimmte, war die Tatsache, dass seit einem Jahr das Duschen gratis war, weil sowieso die meisten Kunden mit ihrer Sozialkarte umsonst rein kamen. Es gibt eine schöne Anstalt, erst 1990 erbaut, in der Rue Audubon, und eine in der Rue de la Butte aux Cailles – hier bekommt man einen Eindruck, wie es wohl im Zuchthaus aussieht oder wie es da vor 50 Jahren ausgesehen haben mag: 50 Duschen links vom Gang und noch einmal so viele rechts vom Gang. Design ist Geschmackssache. Es ist öffentlich, es ist umsonst, also muss man sparen. Man hat sich für die Wasserhähne entschieden. Konkret sieht das so aus: Es gibt nur einen Wasserhahn für warm und kalt, was bedeutet, dass die Entscheidung darüber, wie heiß man duschen will, beim Oberaufseher liegt oder beim Wasserwerk oder sonst irgendwo. Der praktische Effekt: Es ist so heiß, auch die

Räumlichkeiten, dass man sich nach der Dusche ganz schnell anziehen und auf die kalte Straße rennen muss. Hinterher ist man verschwitzter, als man reingekommen ist. Dem Diplomatensohn ging es ähnlich, er ist mal mitgegangen – so aus Spaß.

In Paris habe ich auch die Bürokratie schätzen gelernt. Ich habe eine ganze Sammlung Strafzettel zu Hause, weil ich die Parkuhr nicht bezahlt habe. Geht nicht, da hätte ich mir auch gleich eine Luxuswohnung suchen können. Zum Glück ist mein Bus zu schwer für den normalen Abschleppdienst und der Weg nach Deutschland zu weit, zumindest der bürokratische. Außerdem hatte Frankreich gerade einen neuen Präsidenten gewählt und eine der ersten Amtshandlungen ist es, kleinen Sündern ihre Strafen zu erlassen. Tradition hat eben doch was für sich.

Es gab Lieblingsplätze – irgendwo in einer Gasse ist es immer am schönsten. Auf dem Montmartre war es auch schön: Wenn beim Aufwachen die Sonne über Paris aufgeht und ins Fenster scheint. Der allerschönste Platz aber war an der Seine bei den Hausbooten. Dort gibt es noch nicht mal Strafzettel. Zwei Schritte sind es bis zum Fluss und ruhig ist es da, denn die Straßen verlaufen viel höher. Und es waren nur zwei Minuten Gehweg zu meiner Uni, die sich im selben Gebäude wie die École Nationale Supérieure des Beaux-Arts befindet und die praktischerweise direkt am Louvre, nur auf der anderen Seine-Seite, liegt. Mitten im Zentrum, unentdeckt, ruhig – das ist für meine Begriffe Poesie.

Es war nicht immer so spaßig. Ich hatte mal für zwei Tage einen unmittelbaren Nachbarn. Er hat sich das Gitter mit der warmen Abluft aus der Metro ausgesucht und hat dort recht lange geschlafen. In dieser Zeit wurde mir klar, wieviel Luxus knapp fünf Quadratmeter bieten: Es war manchmal kalt und es war manchmal unbequem – aber es war mein Zuhause.

So ähnlich muss sich der König von Frankreich gefühlt haben.

## Schüleraustausch

VON ANJA COBIN

Die ganze unvergessliche Geschichte, die mein Leben und mich selbst veränderte, begann im Jahre 2002.

Vor zwei Jahren war ich 16 Jahre alt und nahm an einem Schüleraustausch teil. Dadurch trat ich das erste Mal überhaupt mit Frankreich und der französischen Kultur in Kontakt und erkannte, dass viel mehr als nur Käse und Wein die Franzosen charakterisiert. So lebte ich also für zehn Wochen in einer Gastfamilie, ging mit meiner Austauschschülerin in Vitré, einer Stadt in der Bretagne im mittelalterlichen Stil, zur Schule und wollte zunächst hauptsächlich meine Fremdsprachenkenntnisse verbessern. Das klingt natürlich einfach, aber selbständig Lösungen für auftretende Probleme zu finden und etwas Neuem und somit Unbekanntem gegenüberzutreten war für mich früher eine große Herausforderung. So fühlte ich mich, wenn ich mich zurückerinnere, zu Beginn fremd, einsam und hilflos, da ich niemanden kannte und Freunde und Familie für zehn Wochen zurücklassen musste. Zudem traten plötzlich Kommunikationsstörungen zwischen mir und meiner Austauschschülerin auf, die vorher noch nicht existiert hatten. Diese gestörte und fast kalte Beziehung machte mir schwer zu schaffen und ruft heute die Erinnerung in mir hervor, weinend mit meiner Familie telefoniert zu haben, um Unterstützung und Rat zu bekommen.

Mittlerweile bin ich meiner Korrespondentin dankbar, da ich durch sie gelernt habe, auf andere Menschen zuzugehen und nicht auf deren ersten Schritt zu warten. Mit meiner Gastfamilie unternahm ich viele Ausflüge, nach St. Malo, Dinard, Dinan, Fougères, Paris und noch zu vielen anderen Städten. Durch den Schulbesuch hatte ich die Möglichkeit, bestehende Unterschiede zwischen dem deutschen und dem französischen Schulsystem kennen zu lernen und Freunde zu finden, zu denen ich auch heute noch Kontakt habe. In den Freistunden und nach der Schule trafen wir uns alle, gingen in die Stadt zum Shoppen oder in ein Café, um zu plaudern und zu lachen. Zudem lernte ich einen anderen Alltagsablauf kennen, der für mich zunächst ungewohnt war.

Kurz vor meiner Rückreise wurde mir klar, dass sich all diese kleinen und von den Einheimischen als normal empfundenen Dinge und Erfahrungen in mein Herz einnisten hatten. Letztendlich vergingen die zehn Wochen, die voller neuer Erfahrungen und Entdeckungen waren, viel zu schnell. Die ersten zwei oder drei Wochen hatte ich noch das Verlangen, so schnell wie möglich wieder nach Hause zu kommen, am Tag der Abreise aber konnte ich die Tränen nicht mehr halten. Vielleicht konnte ich erst

zu diesem Zeitpunkt realisieren, dass diese „andere“ Welt mir nicht gehörte und ich den Problemen in meiner Heimat durch diesen Austausch nicht entfliehen konnte.

Auch heute schaue ich mir sehr gerne Fotos und Erinnerungsstücke an, um an diesen Austausch zurückzudenken, und habe dabei den Eindruck, ich wäre dort ein lebensfroher, selbstbewusster, ja anderer Mensch gewesen. Vielleicht lässt sich dies generell auch dadurch begründen, dass man Probleme, mit denen man in seiner normalen Umgebung konfrontiert wird, einfach für einen gewissen Zeitraum von sich schieben kann, indem man in eine „andere Welt“ eintaucht. Es ist für mich – wie sicherlich für jeden, der an diesem Schüleraustausch teilgenommen hat – einfach nicht möglich zu erklären, was genau mich an Frankreich fasziniert.

Wenn ich mich zurückerinnere, sehe ich, wie ich fast jeden Tag nach der Schule im riesengroßen Supermarkt „Leclerc“ shoppen gegangen bin, um die Atmosphäre dort zu genießen und Franzosen zu beobachten; wie ich mit Freundinnen abends einen „Weiberabend“ verbracht habe; wie ich jeden Morgen mit Mitschülern durch den „Jardin du Parc“ gelaufen bin, um zur Schule zu kommen; wie ich mich abends mit meiner Gastfamilie in der kleinen, aber gemütlichen Küche beim Essen stundenlang unterhalten habe.

Ich lächle, wenn ich daran denke, wie aufgeregt ich war, gleich am dritten Tag meines Aufenthalts bei einer Geburtstagsparty Kontakt mit neuen Leuten aufzunehmen. Ich beschäftigte mich unsicher mit der Frage, ob sie mich mögen würden und mich an ihrem Leben, zumindest für zehn Wochen, teilhaben lassen würden. Diese Angst war jedoch total überflüssig, da die Jungs und Mädels sehr interessiert waren, mich kennen zu lernen. Nie hätte ich damit gerechnet, dass wir am Ende mit Essen aufeinander werfen und verrückte Fotos machen würden.

Jeden Tag freute ich mich auf die Schule, um „bious“ zu verteilen und zu bekommen und mich dadurch gemocht und zugehörig zu fühlen. Die Franzosen sind offener, gehen auf andere zu und scheinen mir tagtäglich Lebensfreude auszustrahlen und Mitmenschen zu motivieren. Sie leben nicht nur, um zu arbeiten, sie arbeiten vielmehr, um zu leben und zu genießen.

Der Austausch hat mein Leben und mich sehr verändert. So habe ich gelernt, mir selbst das Erreichen von Zielen oder das Lösen von Problemen zuzutrauen. Ich bin eigenständiger, selbstbewusster und offener geworden und fühle mich in der Lage, Herausforderungen anzunehmen. Außerdem habe ich Frankreich als meine Leidenschaft entdeckt. Meine Freunde hier bezeichnen mich sogar als „Frankreichfanatikerin“, weil ich mich, sooft es mir nur möglich ist, mit französischer Kultur beschäftige. Auf der Straße in Berlin lauere ich auf Franzosen und mein Herz schlägt höher, wenn ich mich mit ihnen unterhalten kann. Ich höre ausschließlich französische Musik, lese französische Bücher, gehe im Internet auf französischen Seiten chatten, um neue Leute kennen zu lernen, und schreibe Briefe und Mails an Freunde aus Frankreich.

Vor einem Jahr hab ich im Internet Chloé, ein 17-jähriges Mädchen aus Rouen, kennen gelernt. Seitdem schreiben wir uns. Nachdem ich sie in den letzten Oktoberferien das erste Mal in Rouen für zwei Wochen besucht habe und wir uns noch immer lieb hatten, kam sie schließlich über Weihnachten zu mir. Für Chloé und für mich steht fest, dass wir uns weiterhin gegenseitig besuchen werden.

Auch in Bezug auf meine private und berufliche Zukunft habe ich durch meine Erlebnisse eine genaue Vorstellung bekommen. Wenn ich mein Abitur gemacht habe,

möchte ich meinen Traum, in Frankreich zu leben und zu arbeiten, in die Realität umsetzen. Ich bin ein Mensch, der sich oft mit dem Sinn des Lebens auseinandersetzt. Manchmal frage ich mich, warum ich mir, nur um irgendwann das Abitur in der Tasche zu haben, freiwillig drei weitere Jahre auf der Schulbank antue. Mittlerweile hab ich die Antwort auf diese Frage gefunden: Ich kann, wenn ich das alles hinter mir habe, meinen Traum endlich leben. Ich träume davon, mit meinem französischen Prinzen ein kleines Haus mitten in Frankreich zu kaufen, mit einem großen Garten, in dem unsere Kinder, Hunde und Katzen herumtollen und spielen können. Ich motiviere mich damit, meinen Traum realisieren zu können, wenn ich jetzt nicht aufgebe.

Freunde halten mich für verrückt, wenn ich ihnen erzähle, dass selbst die Bäume und die Luft in Frankreich anders zu riechen scheinen, und wollen mich gleichzeitig warnen, später nicht von der für mich im Moment noch tadellos perfekten Welt durch die Realität enttäuscht zu werden. Solche Aussagen machen mir Angst, da meine Eindrücke von Frankreich möglicherweise tatsächlich nur eine Illusion sind, die ich mir allerdings aufrecht erhalten will, um mein Ziel zu erreichen.

Abschließend kann ich sagen, dass ich durch diesen Schüleraustausch „Frankreich“ als meine Leidenschaft entdeckt habe. Darüber hinaus habe ich einen Traum entdeckt, den ich nicht träumen, sondern leben möchte und der mir sowohl Kraft als auch Motivation gibt, den langen und steinigen Weg dorthin zu meistern.

## Ein unfreiwilliger Zwischenstopp

VON TOBIAS ILLNER

Bremsen quietschen. Es kracht. Zweimal. Dreimal. Glas zerspringt. Metall knirscht. Dann ist es still. Ich schließe meine Augen und denke „Au nein!“ Was ist passiert? Ich steige aus unserem Kleinbus aus, um mir ein Bild von der Lage zu verschaffen. Es ist warm draußen, geradezu heiß. Einer dieser extrem heißen Tage des letzten Sommers. Die Szene, die sich mir darbietet, scheint mir unwirklich und skurril: Fünf Kleinbusse kleben wie aufgefädelt an einer Perlenkette aneinander. Ich träume. Scherben, Plastikteile, Nummernschilder sind über den Asphalt verteilt. Äpfel liegen auf der Straße. Ich schaue mich um: Wir stehen an einer größeren Kreuzung an einer roten Ampel. Ich sehe ein Autohaus, ein Elektrogeschäft. Industriegebiet. Alles wie ausgestorben. Kein Wunder: Samstagnachmittag, Freibadwetter ...

Allmählich füllt sich der Schauplatz mit jungen Menschen und die Realität hat mich wieder: Jugendfreizeit, CVJM, 33 Teilnehmer im Alter von 14 bis 17 Jahren, neun Betreuer, fünf Kleinbusse. Unser Ziel: Sainte-Gertrude, Normandie. Aktueller Standort: Soissons, Picardie. 200 Kilometer von unserem Freizeithaus entfernt. Das Warn-dreieck wird aufgestellt. Zwei Mädchen sind leicht verletzt, ein paar Jugendliche klagen über Nackenschmerzen, eine Familie, die den Unfall beobachtet hat, kommt zu Hilfe. Polizei und Notarzt werden verständigt und sind schnell vor Ort. Der Unfall wird rekonstruiert. Es werden Fotos von den Unfallwagen gemacht. Feuerwehr und Abschleppwagen treffen ein. Telefonate nach Deutschland. Ist denn das möglich? Unsere sämtlichen Fahrzeuge in einen Unfall verwickelt? Wie groß ist der Schaden? Sind die Busse noch fahrtüchtig? Finden wir eine Werkstatt? Als sich das Durcheinander etwas gelegt hat, steht fest: Nur die vordersten beiden Wagen fahren noch. 18 Plätze für 42 Personen. Kritisch. Mit vereinten Kräften werden die Busse entladen, die Lebensmittel in den Schatten gebracht und die Gepäckstücke zusammengetragen.

Die positive Wendung, die unsere „mésaventure“ von nun an nehmen sollte, ist genauso unglaublich wie wunderbar. Eine wahre Welle der Hilfsbereitschaft bricht über uns herein. Es fängt damit an, dass die örtliche Feuerwehr uns vorschlägt, uns mit auf die Wache zu nehmen, um erst mal vom Unfallschauplatz wegzukommen. Für dieses Unterfangen wird uns ganz selbstverständlich ein großes Polizeiauto zur Verfügung gestellt, in das wir unser Gepäck einladen können. Mit weiteren Wagen der Feuerwehr wird der erste Teil der Gruppe auf die Wache gebracht, während die Unfallstelle allmählich geräumt wird. Man nimmt die Personalien der Fahrer auf und trägt die Fahr-

zeugpapiere zusammen. Die zwei verletzten Mädchen sind mit einer Betreuerin und dem Notarzt ins Krankenhaus gefahren. Dann erscheint eine junge Frau, die Einsatzleiterin der Feuerwehr, auf der Bildfläche: Planänderung. Man erwarte uns nicht mehr auf der Wache, sondern im Rathaus, der erste Teil der Gruppe sei schon dort. Als die Letzten von uns die Unfallstelle verlassen, ist eine gute Stunde vergangen.

Auf der Fahrt zum Rathaus werden sämtliche Möglichkeiten angedacht, wie es jetzt weitergehen könnte: Busse vor Ort reparieren lassen? Neue Busse mieten? Öffentliche Verkehrsmittel nutzen? Mit den verbleibenden zwei Kleinbussen zum Freizeithaus pendeln? Motorisierte Hilfe von daheim holen? – Wir sind noch mitten im Grübeln, da fahren wir auch schon durch ein wuchtiges Eisentor auf den großen Vorplatz des hufeisenförmigen, historischen Rathausgebäudes von Soissons. Als wäre unsere Gruppe schon seit langem angemeldet, nähert sich uns ein freundlicher Herr, um uns samt unserer Gruppe herzlich in Soissons willkommen zu heißen. Er sei der stellvertretende Bürgermeister der Stadt und von der Feuerwehr über unseren unfreiwilligen Zwischenstopp informiert worden. „Alle Achtung!“, denke ich bei mir. „Das ist mal ein Informationsfluss ...“ In der Zwischenzeit ist die Gruppe mit kalten Getränken und Keksen versorgt worden und ein Saal im Eingangsbereich des Rathauses kurzerhand zum Abstellraum für unsere Tonnen von Gepäck und Nahrungsmitteln umfunktioniert worden. Die Presse ist auch schon da. Die meisten Freizeiteilnehmer haben es sich auf der Treppe vor dem Rathaus gemütlich gemacht. Ein paar haben schon begonnen, die blühende Gartenanlage hinter dem Gebäude zu erkunden.

Nach ein paar Anrufen bei ortsansässigen Autovermietungen wird uns bald klar, dass unsere Chancen schlecht stehen. Verständlich, es ist Samstagabend. Der stellvertretende Bürgermeister legt uns nahe, die Nacht im Rathaus zu verbringen, damit wir uns erst einmal von unserem Erlebnis erholen können. Sein Angebot, sich um ein Abendessen für uns zu kümmern, lehnen wir dankend ab, da wir mit unseren Vorräten gut versorgt sind. Er lässt es sich aber nicht nehmen, für den nächsten Morgen das Frühstück zu organisieren.

Inzwischen sind die Eltern der Freizeiteilnehmer mit Hilfe einer Telefonkette über unseren Unfall und den Stand der Dinge informiert worden und die beiden Mädels wieder aus dem Krankenhaus zurück. Ihnen geht es den Umständen entsprechend gut – Gott sei Dank! Als mittlerweile doch mehrere Jugendliche über Schmerzen in der Nackengegend klagen, schlägt das Hausmeisterehepaar vor, einen Arzt ins Rathaus kommen zu lassen, um uns eine erneute Fahrt in die Klinik zu ersparen. Der Arzt lässt auch nicht lange auf sich warten und untersucht im Prunksaal des Rathauses seine Patienten, verordnet Halskrausen und andere Medikamente, und als er sich verabschiedet, ist es schon 19 Uhr. Und ab 19 Uhr kommt man nur noch über das Commissariat an Medizin in einer Apotheke. Das ist ein Problem, aber die Hausmeisterin schafft es sogleich wieder aus der Welt: Keine Frage, sie kümmert sich darum, sie kommt mit. So macht sich eine Betreuerin in Begleitung dieser hilfsbereiten Dame auf den Weg in die Apotheke, während ich mit zwei weiteren Mitarbeiterinnen in die Stadt gehe, um nach Lösungen für unser Mobilitätsproblem zu suchen. Leider ohne Erfolg. Wenn wir wenigstens noch drei fahrttüchtige Busse hätten! Dann könnte man den ganzen Haufen mit zwei Fuhren transportieren. Aber so ... Für die verbleibende Strecke nach Sainte-Grtrude müsse man mit etwa vier Stunden Fahrtzeit rechnen. Der Zustand der Route Nationale sei nicht der beste, dazu kommen die Ortsdurchfahrten und der Stadtver-

kehr: Compiègne, Beauvais und schließlich Rouen. Für drei Fuhren betrüge die reine Fahrzeit schon 20 Stunden. Zuzüglich Zeit für das Be- und Entladen und die Erholung der Fahrer – undenkbar an einem Tag.

Der restliche Abend ist ausgefüllt mit dem detaillierten Studium der Mietverträge unserer vier gemieteten Kleinbusse (der fünfte Bus gehört unserer Kirchengemeinde), Telefonaten mit der Versicherung und Freunden zu Hause. Wie sieht es aus mit der Mobilitätsgarantie? Welche Leistungen sieht die Versicherung in unserem Fall vor? Die von Deutschland aus unternommene Internetrecherche nach Organisationen in unserer Nähe, die Kleinbusse auch am Sonntag vermieten, ist leider nicht von Erfolg gekrönt. In der Ungewissheit, wie es denn jetzt genau weitergehen wird, müssen wir auch die Freizeiteilnehmer in die Nacht entlassen. Und während sie sich auf dem Parkettboden des großen FestsaaIs im ersten Stock ausbreiten und sich mit Schlafsäcken und Isomatten ihr Nachtlager einrichten, finden wir Betreuer zum ersten Mal nach dem Unfall die Zeit, uns im Plenum zu treffen. Wir sitzen in einer Ecke des Vorhofes. Es ist schon dunkel, aber immer noch angenehm warm. Wäre alles nach Plan verlaufen, säßen wir jetzt in dieser Runde in unserem fertig eingeräumten Freizeithaus zwischen Rouen und Le Havre und würden das Programm für den nächsten Tag besprechen. Stattdessen finden wir uns mitten in einem Abenteuer wieder, dessen Ausgang noch niemand so richtig kennt.

Am Ende einer Diskussion, in der zig Möglichkeiten durchgespielt und wieder verworfen werden, kristallisiert sich doch allmählich heraus, dass die Variante, mit unseren verbleibenden zwei Bussen zum Freizeithaus zu pendeln, die günstigste und praktikabelste ist. Zwei Fuhren wären am Sonntag möglich, die dritte müsste am Montag bewerkstelligt werden. Das Ausklügeln der Busbesetzung bereitet uns zu dieser späten Stunde jedoch erstaunlich viel Mühe. Wie viele Betreuer begleiten eine Fuhre? Zum einen sollten möglichst viele Teilnehmer pro Fahrt befördert werden, zum anderen müssen aber ausreichend viele Betreuer jedes Mal mit an Bord sein, um sich beim Fahren abzuwechseln und die Aufsicht im Freizeithaus zu garantieren, wenn die Busse für die zweite Fuhre unterwegs sind. Und die Fahrer, die nach Soissons zurückkehren, müssen ja wiederum bei der Platzverteilung berücksichtigt werden ... Nach dieser verzwickten Knobelei legen auch wir Betreuer uns schlafen. Die Bilder vom Tag halten mich noch eine ganze Weile wach. Drei von fünf Bussen fahruntüchtig, einfach unglaublich ...

Am nächsten Morgen kommt schon früh wieder Leben in die Bude, das Frühstück ist für sieben Uhr angesetzt und das Hausmeisterehepaar wartet mit Kaffee und frischem Brioche auf. Nach dem Essen und der Bekanntgabe unseres Plans an die Gruppe macht sich der erste Teil zur Abfahrt bereit. Für den Rest der Gruppe beginnt der Sonntag mit einem ausgedehnten Frühstück und gemütlichem Kartenspielen unter den Kronleuchtern des mit getönten Spiegeln geschmückten Prunksaals, den einst der Intendant von Louis XVI. sein Eigen nannte. Auch der stellvertretende Bürgermeister ist schon wieder zur Stelle und begrüßt uns freudig mit einer Neuigkeit: Er habe ein Busunternehmen ausfindig gemacht, das uns sofort samt unserem Gepäck nach Sainte- Gertrude bringen könne. Strahlende Augen. Was, wirklich, heute am Sonntag? Als wir jedoch von den Kosten erfahren, wird unsere Freude ein wenig gedämpft. Mit einem gewissen Unbehagen gebe ich diesem Mann, der sich in seiner Freizeit so für uns einsetzt, zu verstehen, dass dieser Betrag nicht so recht mit unserem Budget vereinbar sei.

Zumal noch gar nicht feststehe, welche unvorhergesehenen Kosten durch den Unfall auf uns zukämen. Er zeigt sich verständnisvoll und wir unterbreiten ihm unseren Pendelplan, den wir gestern Abend geschmiedet haben. Nach telefonischer Rücksprache mit der Bürgermeisterin teilt er uns mit, dass die kleine Gruppe von Teilnehmern, die erst am Montag abgeholt wird, noch eine weitere Nacht im Rathaus verbringen könne. Wir versichern ihm, dass sämtliche Spuren unseres Übernachtungsbesuchs, der das Rathaus kurzzeitig in einen Campingplatz verwandelt hat, bis Montagmorgen um acht Uhr beseitigt sein würden, so dass der normale Publikumsverkehr durch uns nicht beeinträchtigt würde.

Am frühen Nachmittag kommen unsere zwei Busse zurück. Der erste Teil der Gruppe hat das Freizeithaus gut erreicht, und abgesehen von der extremen Hitze ist die Rückfahrt nach Soissons auch problemlos verlaufen. Verschnaufpause für die nassgeschwitzten Fahrer. Erneutes Beladen der Busse, das sich bisweilen etwas schwierig gestaltet: Ein Bus muss von innen beladen werden. Er fährt zwar noch tadellos, aber der Kofferraum ist derart eingedrückt, dass sich die Klappe nicht mehr öffnen lässt. Ich verlasse Soissons mit der zweiten Fuhre und bringe den Rest des Nachmittags auf der N31 in Richtung Rouen. Großes Hallo, als wir im Freizeithaus eintreffen. Beim gemeinsamen Abendessen kommt in mir allmählich wieder etwas Freizeitstimmung auf.

Montagmorgen, vier Uhr. Vier Betreuer treten die letzte Fahrt nach Soissons an. Die Straßen sind noch leer und wir kommen gut voran. Mittlerweile ist uns die Strecke ja auch zur Genüge bekannt. Und zur Abwechslung herrschen einmal angenehme Temperaturen in unseren Fahrzeugen. Rechtzeitig bevor das Rathaus seine Tore für den gewohnten Betrieb öffnet, verfrachten wir die Gepäckstücke der letzten Gruppe und verstauen die restlichen Bananenkisten und Tetrapacks in unseren Bussen. Da es uns nicht möglich ist, der Hilfe, die wir so selbstverständlich von der Stadt bekommen haben, angemessen zu begegnen, bleibt uns nur eine Geste: Als Zeichen unserer Dankbarkeit überreichen wir dem Hausmeisterehepaar stellvertretend einen Strauß Blumen. Das Angebot unsererseits, zumindest die konkret angefallenen Kosten für Frühstück und Getränke zu übernehmen, wird mit einem Lächeln und einem Kopfschütteln quittiert. Es sei gut so ... Während der Rückfahrt nach Sainte-Gertrude erfahre ich von einem Teilnehmer, dass die Hausmeisterin es der zurückgebliebenen Gruppe mit einem Anruf beim städtischen Campingplatz sogar ermöglichte, dort zu duschen. Wirklich erstaunlich, diese Gastfreundschaft, denke ich mir...

Ob sie sich denn nicht gelangweilt hätten, frage ich nach hinten in den Bus. Im Gegenteil, bekomme ich zu hören, der gestrige Abend sei vielmehr sehr unterhaltsam gewesen. Nach dem Imbiss in einer Dönerbude gab es nämlich noch ein Feuerwerk in der Stadt, und wer kommt schon in den Genuss solch stilvoller Logenplätze, wie es die großen, blumengeschmückten Fenster im Festsaal eines historischen Rathauses sind? „Und ich dachte immer, die Franzosen sind eigenbrötlerisch und Fremden gegenüber verschlossen ...“, höre ich den Jungen neben mir sagen. Ich muss grinsen. Da ist also etwas passiert in den Köpfen mancher Teilnehmer. Als zukünftigen Französischlehrer lässt mich das hoffen.

Wir möchten uns mit diesem Beitrag noch einmal ausdrücklich bei den Verantwortlichen der Stadt Soissons für ihre spontane Hilfe und außerordentliche Gastfreundschaft bedanken!

## Friedenstränen

VON MARIE-FRANÇOISE BALDAZZA\*, ÜBERSETZUNG FRANK SIEVERS

Die deutsche Sprache hat ihre Macht über mich nicht eingebüßt: Die erste Nacht, in der ich seit meiner Einlieferung ins Krankenhaus vor ein paar Tagen wegen einer schweren Krankheit wieder einen friedlichen, erholsamen Schlaf genießen kann, verdanke ich zwei Menschen, die auf dem Flur vor meinem Zimmer einige Minuten lang Deutsch gesprochen haben. Es war der 24. Dezember, es klang wie ein wunderliches Wiegenlied zum Heiligen Abend!

40 Jahre zuvor ... Das kleine Mädchen sitzt auf der Rückbank des Autos und lässt die Landschaft an sich vorüberziehen, nimmt sie beinahe gar nicht wahr. Die Magie der Schwindel erregend hohen Berge des Vercors lässt sie heute gleichgültig: Ihre ganze Aufmerksamkeit gilt dem Gespräch vorne im Wagen, dem Klang der Sprache, die ihr Vater so gut spricht und die sie selbst vor wenigen Monaten entdeckt hat. Genau gesagt im vergangenen Jahr zu Ostern, sie war gerade sieben Jahre alt ... Wie lange hatte sie auf diesen Augenblick gewartet! Ein Schauer lief ihr über den Rücken, wenn sie sich vorstellte ... ja, was eigentlich genau sollte sie sich vorstellen? Sie würde auf Entdeckungsreise gehen! Ihr Herz schlug wild. Sie wollte endlich diese deutsche Sprache verstehen können, die seit jeher ihre Neugierde geweckt hatte, jedes Mal, wenn ihr Vater, der 1919 an der Mosel geboren wurde, seine Familie wieder traf. Besonders der Humor faszinierte sie. Wenn die Familie in schallendes Gelächter ausbrach und es hieß: „Tja, wenn man das ins Französische übersetzt, dann ist es eigentlich gar nicht mehr lustig!“ Und so hatte sie sofort eingewilligt, als man ihr anbot, für zwei Wochen nach Deutschland in eine Gastfamilie zu gehen. Im Gegenzug sollte dann ihre Familie deren Kind in Frankreich aufnehmen.

Was sie nicht alles entdeckte bei diesem ersten Besuch! Das ganz alltägliche Leben, gleich am ersten Abend: Wie konnte man bloß unter einem so dicken Daunenbett liegen? Und wo war das Oberlaken? Der Geschmack der Brötchen und das täglich aufs Neue aufregende Frühstück, die Schokoladen-Osterhasen, die sie noch nie gesehen hatte und so gerne aß, die sauren Drops, der Geruch der Gewürze in der Küche, die Teppiche und Vorhänge, die stillen Winkel im Haus, die ihr ein erstaunliches Gefühl von Geborgenheit gaben. Die Schule und die Freiheiten, die die Schüler genossen,

---

\* Mit freundlicher Genehmigung von Frau Leber und ihrer Tochter Marianne Wetter.

während der Pausen beispielsweise, das Gelächter, wenn der Französischlehrer sie bestimmte Wörter wiederholen ließ, die sie in einem absichtlich übertriebenen Vercors-Akzent aussprach: „Sind Sie sicher, dass Sie das ‘on’ und ‘an’ ganz korrekt aussprechen?“ Ihre Freundin Marianne, die für sie wie eine Schwester werden sollte, und deren Eltern: Frau Lebers aufmerksame, beschützende Sanftmütigkeit, Herrn Lebers wohlwollende Strenge, sein dröhnendes Lachen und seine laute Stimme, die sie zusammenzucken ließ, wenn er wütend wurde, und aufhorchen, wenn er sang.

Und die viele Zeit, die sie miteinander verbrachten, in der sie einander kennen lernten, entdeckten und zu verstehen versuchten, die Mimiken, das Lachen, die Lieder und Spiele, die am Tage gehörten neuen deutschen Wörter, die sie abends geduldig in ein Heft eintrug. Frau Lebers offenes Lachen, in dem Stolz mitschwang, als sie zum ersten Mal eine Anweisung auf Deutsch verstand. Das sich einstellende Vertrauen und die Zuneigung, die nach und nach alles andere in den Hintergrund drängte. Es zerriss ihr das Herz, als sie Abschied nehmen musste. Am Abend vor ihrer Abreise konnten sie beide nicht schlafen, weder Marianne noch sie, minutenlang blickten sie einander schweigend an. Keine Sprache, die sie sprachen, keine Worte, die sie kannten, hätten ihre Gefühle ausdrücken können...

Und jetzt sind sie da, in Frankreich, für einige Tage! Was für eine Wiedersehensfreude: „Kleine Puppe!“, hatten sie sie wie üblich genannt, zwei so wohlklingende Worte! Sie weicht nicht von ihrer Seite. Diesmal ist sie der Touristenführer! Auch wenn sie die Rolle mit ihren Eltern teilen muss. Sie wohnen in Pont-en-Royans und zu sehen gibt es mehr als genug: die Bourne-Schluchten, die typischen Häuser am Hang, die Grands Goulets.

Und heute Vassieux, Vassieux-en-Vercors, der Friedhof von Vassieux. Das Mädchen weiß nicht, wer dieses Ausflugsziel ausgesucht hat. Sie gehen langsam, bleiben stehen: ein ganzes Dorf, das im Krieg zerstört wurde ... Sie gehen weiter und bleiben wieder stehen: eine ganze Familie vernichtet ... Um sie herum ist alles still ... Da spürt sie, wie jemand ihre Hand drückt, fest, ganz fest. Sie hebt den Kopf. Herr Leber hat angefangen zu weinen. Sie steht still und sieht seine Tränen: die Tränen eines Deutschen vor dem unsagbaren Leid einer französischen Familie, eines Deutschen, der auch Soldat gewesen ist ... Tränen des Schmerzes ... Sie sagt nichts, erwidert nur seinen Händedruck. Sie begreift, dass dieser Augenblick einzigartig ist. Wie viel Kraft dieser Moment des Vertrauens in sich birgt und wie sehr er ihr weiteres Leben prägen wird, weiß sie noch nicht. Sie hat soeben von diesem Mann ihre erste und vielleicht größte Lektion in Menschlichkeit erhalten. In ihrer Hand, der Hand eines kleinen französischen Mädchens, hat er Mut gesucht, mit ihr hat er diesen Augenblick geteilt, ihr seinen Schmerz gezeigt. Und zu ihr spricht er anschließend in schnellem, geflüstertem Deutsch, das sie nicht versteht, doch dessen Ton ihr die Angst, das Leiden, die Schuld, die Wucht der Gefühle zu verstehen gibt. Tränen der Wahrheit ... Perlen des Friedens ...

An diesem Tag hat sie gelernt, dass man einen Menschen nicht gleich kennt, wenn man ihn ansieht, mit ihm spricht, dass es so viele Dinge gibt, die man nicht weiß, dass man in sich selbst Stille erzeugen muss, um den anderen zu hören, dass jeder die Dinge auf seine Weise und entsprechend seinem Platz im Leben wahrnimmt ... Diese Einsicht hat ihr Weltbild grundlegend verändert; sie bekam eine Ahnung davon, wie ein Deutscher über diese schrecklichen Geschehnisse denkt und fühlt, über diesen Krieg, über den man bisher nur mit Verlegenheit, Unbehagen, Schmerz oder gar Hass sprach

und über den man sich doch am liebsten ausschwig. Ob Franzosen, Deutsche, Russen oder Chinesen, Kinder oder Erwachsene: An diesem Tag hat sie die Freude daran geerbt, auf den anderen Menschen zuzugehen, auf ihn neugierig zu sein, unabhängig davon, wer er ist, sowie Demut und Begeisterung zu empfinden – Haltungen im Leben, die sie sich seitdem zu Eigen gemacht hat.

Dieses kleine Mädchen, das bin ich. 40 Jahre später bewegt mich dieses Erbe noch immer: die Grundlage all meiner Lebensentscheidungen, das Glücksgefühl, das Wesen des Menschen kennen zu lernen, über den äußeren Schein hinauszugehen, und dieses Glücksgefühl an meine Kinder und an andere Menschen weiterzugeben ...

Ja, diese Tränen sollten für mich eine unerschöpfliche Quelle des Lebens sein, auf alle Zeiten.

## Erinnerung an zwei deutsch-französische Begegnungen

VON MICHEL KIEFFER, ÜBERSETZUNG ANDREAS JANDL

Ich glaube sagen zu können, dass für die junge Nachkriegsgeneration die deutsch-französischen Begegnungen relativ unproblematisch waren. Das DFJW förderte diese Begegnungen auf sehr positive Weise. Dies war auf jeden Fall meine Erfahrung, als ich in den 1960er Jahren als Hauptamtlicher bei den französischen Pfadfindern tätig war. Die Jugendlichen in ihrer Anmut und Unschuld ließen jede Vorbelastung im Handumdrehen verschwinden. Diese Treffen waren von einer vertrauensvollen und wohlwollenden Atmosphäre geprägt.

Ich als Elsässer, der vor dem Krieg geboren wurde, hatte einen langwierigen Versöhnungsprozess zu bewältigen. Deutschland war in unserer Erinnerung allgegenwärtig. In unserer Kindheit verkörperten die „boches“ ein klares Feindbild, welches das Konzept des Erbfeindes in unseren kleinen Köpfen fest und unwiderruflich verankerte. Jedoch möchte ich unterstreichen, dass diese Haltung nicht in allen elsässischen Familien gleich stark vertreten war.

Mein Vater wuchs als Deutscher auf, da er Jahrgang 1896 war – 26 Jahre Germanisierung hatten bereits eine ganze Generation geprägt –, aber die Deutschen von damals waren nicht wie die Nazis; sie haben es vermocht, die drei annektierten Départements „schonend“ zu behandeln und zudem die Industrie und den allgemeinen Fortschritt anzukurbeln. Nach der Kriegserklärung 1914 wurde mein Vater eingezogen, wie alle Männer im wehrfähigen Alter, und nach Russland an die Front geschickt. Er musste also für ein Land kämpfen, das nicht seines war und gegen ein anderes Land, das ihm nicht das geringste Leid zugefügt hatte. Wie jeder weiß, wiederholte sich das gleiche Szenario zu Beginn des Zweiten Weltkrieges. Nach seiner Heimkehr erhielt er (er hatte eine Zeitlang in der französischen Armee gedient) die französische Staatsbürgerschaft und heiratete die Tochter eines französischen Offiziers. Man könnte hier von einem Aufeinanderprallen zweier Kulturen sprechen, aber die Liebe gewann die Oberhand, und aus dieser Verbindung gingen acht Kinder hervor, ich selber war der Zweitgeborene.

Ich wuchs in einer sehr patriotischen Atmosphäre auf. Wenn meine Mutter die Wäsche wusch, sang sie: „Vous n’aurez pas l’Alsace... Ihr werdet Elsass und Lothringen nicht bekommen“, gefolgt vom Refrain „Auf bald, Frankreich, denn in der Stunde des Abschieds füllt heilige Hoffnung unsere Herzen.“ Dieses Lied gewann all seine Bedeutung wieder, als die Region von 1940 bis 1945 erneut annektiert wurde. Für ein zehnn-

jähriges Kind, das vom Schulsystem der III. Republik in jenes des Dritten Reiches wechselte, und zwar innerhalb der Sommerferien des Jahres 1940, stellte dieser Umschwung einen emotionalen und kulturellen Schock dar, der Spuren hinterließ. Ich erlebte dieses Ereignis als schwerwiegende Enteignung. Unterstützt durch meinen familiären Hintergrund, setzte ein starkes Zugehörigkeitsgefühl zu Frankreich bei mir ein, und im Gegenzug eine starke Ablehnung gegenüber allem, was von der anderen Seite des Rheins kam, einschließlich des von deutschen Wurzeln abstammenden elsässischen Dialekts. Nach dem Krieg gehörte es zum guten Ton, diese kriegerischen Gefühle gegen den geschlagenen Feind zu pflegen; und dies umso mehr, als wir vom Ausmaß der abscheulichen Verbrechen der Nazis erfuhren. Es bedurfte eines hohen Maßes an Glauben und Mut von Menschen auf beiden Seiten, um sich auf den langen Weg der Versöhnung zu begeben. Mir wurde dies durch meine Tätigkeit als Pfadfinder klar. Sehr bald nahmen die Leiter der französischen und deutschen Pfadfinderverbände Kontakt miteinander auf, woraus sich dank der berühmten deutsch-französischen Jugendlager engere Freundschaften bildeten. Das Prinzip dabei war, dass jeweils zwei Partnergruppen abwechselnd in Deutschland und Frankreich gemeinsam zelteten.

In beiden Leitungsstellen, damals Hauptquartier genannt, gab es einen Zuständigen, dessen Aufgabe es war, Werbung für diesen Austausch zu machen. Auf diese Weise habe ich den drei Jahre jüngeren Hans-Jürgen kennen gelernt, der bei einem amerikanischen Bombenangriff seine gesamte Familie verloren hatte. Dieser Junge bereute zum einen zutiefst die Untaten seines Volkes und verehrte zum anderen alles Französische. Er lud mich zehn Tage zu sich nach Hause ein. Er riss sich förmlich ein Bein aus, um mir zu zeigen, was mir bei meiner Arbeit als Gruppenleiter behilflich sein konnte. Und ich habe in der Tat Dinge entdeckt, die für mich damals entscheidend waren und mir noch heute von großem Nutzen sind.

Hans-Jürgen wurde ein Freund der Familie, und unsere Kinder mochten ihn gerne. Bis zum Schluss fanden wir regelmäßig seine freundschaftlichen Grüße auf dem Anrufbeantworter. Wir erfuhren von seinem Tod eines Nachts, als wir gerade unterwegs waren. Wieder zu Hause in Straßburg, fanden wir seine letzte Nachricht auf dem Anrufbeantworter vor: „Seid alle herzlich umarmt ...“ Bei seiner Beerdigung in Wiesbaden konnte ich davon erzählen, welche bedeutsame Rolle Hans-Jürgen in seinem Leben für die Versöhnung unserer beiden Völker gespielt hatte, was seine Freunde tief bewegte, vor allem seine Cousine, die seine letzte Angehörige war. Wir erfuhren ein tiefes Gefühl der Brüderlichkeit. Hans-Jürgen ist es gelungen, uns ein Volk näher zu bringen, von dem wir eine Zeit lang nichts mehr wissen wollten. Diese Wiederannäherung ist nur möglich, wenn sie von Mensch zu Mensch geschieht.

Ich möchte eine andere Erfahrung aus diesem Versöhnungsprozess beschreiben, die sich in Bezug auf unsere Erinnerung an die Geschichte abspielte. Auch hier gab es die Begegnung mit einem Deutschen, in diesem Fall älter als ich, der im Zweiten Weltkrieg bei den Fallschirmjägern der Luftwaffe war. Auch er verehrte alles Französische und seine hugenottischen Wurzeln spielten dabei sicher eine Rolle. Wie kam dieses Treffen zustande? Wir waren beide begeisterte Sammler alter Miniaturfiguren. Werner wollte mich unbedingt kennen lernen. Er hatte von meiner Tätigkeit aus einer Fachzeitschrift erfahren. Unser erstes Treffen fand im Rahmen einer meiner Ausstellungen in den Vogesen statt. Damals war ich gerade dabei, eine Ausstellung vorzubereiten, die ich anlässlich der Gründung des Eurokorps in Straßburg präsentieren soll-

te. Der Titel war zweisprachig: „La Garde au Rhin, Die Wacht am Rhein“. Ich hatte vor, mittels Diaprojektionen mit Miniaturfiguren und Landschaftsnachbildungen Konfliktsituationen entlang des Rheins von der ersten Brücke aus Cäsars Zeiten (55 v. Chr.) bis zum Zweiten Weltkrieg nachzustellen. Dieses Projekt beinhaltete nur die französische Sicht auf die Ereignisse. Fast instinktiv machte ich dem bei mir anwesenden Figurensammler den Vorschlag, sich diesem Projekt anzuschließen. Jedes aus französischer Sicht präsentierte Ereignis sollte simultan auch aus deutscher Perspektive dargestellt werden. So konnte man dem Anspruch des zweisprachigen Titels gerecht werden. Die Aussicht auf das Projekt, das sich über zwei Jahre erstreckte, begeisterte uns. Im Abstand von einigen Monaten trafen wir uns abwechselnd in der Pfalz bei Werner und Erika und bei uns in Straßburg, um zu sehen, wie weit wir mit der Arbeit vorangekommen waren, und um unser weiteres Vorgehen zu besprechen. Ich habe wunderbare Erinnerungen an diese sehr freundschaftlichen und produktiven Treffen.

Eine besonders bereichernde Entdeckung war für mich, dass ich mich als Franzose in den wiederholten Auseinandersetzungen zwischen den beiden Nachbarn dies- und jenseits des Rheins immer auf Seiten der Opfer glaubte, auf der Seite des Landes, das von seinem bösen Nachbarn überfallen worden war. Da sich unsere Nachforschungen in einem sehr wohlwollenden Klima abspielten, entdeckte ich anhand historischer Quellen, dass unsere Nachbarn auch unter dem Machthunger unserer Monarchen gelitten hatten. Der Hundertjährige Krieg hat in der Pfalz schmerzliche Erinnerungen hinterlassen. Der napoleonische Rheinbund hat den süddeutschen Bündnisnachbarn nicht nur Vorteile beschert. Der Versailler Vertrag und die Besetzung des Ruhrgebiets hinterließen das Bild eines arroganten und rachsüchtigen Frankreichs, ganz zu schweigen von den Ausschreitungen der „Première armée française“, die diese in Berufung auf das Recht des Siegers beging.

Die „zweistimmige“ Präsentation dieser Ausstellung in den Räumen des Straßburger Rathauses, die in derselben Woche wie die Gründung des europäischen Verteidigungskorps in der elsässischen Hauptstadt stattfand, hatte eine großartige symbolische Bedeutung. Beim Hören der Marseillaise, der deutschen Nationalhymne und der belgischen Brabançonne, den allen dreien die Hoffnung gemein ist, die aus der „Ode an die Freude“ aus Beethovens 9. Symphonie spricht, verstand ich, verstanden wir, stark ergriffen, wie viel Segen eine solche Versöhnung bringt. Zwei Länder, die glaubten, Erbfeinde zu sein, hatten „Schwerter zu Pflugscharen“ gemacht (Jesaja 2,4).

## Eine prägende Begegnung

VON HANNELORE BAUERSFELD

A  
 Amour s'écrit avec un A  
 Amer aussi, mais cela n'importe  
 Amour s'écrit avec un A  
 Moi, j'ai mis A devant ma porte

L  
 Liebe schreibt man mit 'nem L  
 Leiden auch – das ist egal  
 Liebe schreibt man mit 'nem L  
 Ich schrieb L an mein Portal

Gérard Pabiot

Übersetzung: Hannelore Bauersfeld

Hat eine deutsch-französische Geschichte Ihr Leben geprägt?

*Die Hannelore Bauersfeld  
 Den Klassenrekord im Fehlen hält.  
 Im Französischen ist ihr nicht bang,  
 Denn Grundmann sagt nur: „Excellent!“*

Theoretisch hätte sie das Abitur ein Jahr früher machen müssen, aber sie fiel durch und kam erst am 10. Februar 1964 – vor genau 40 Jahren – in die mündliche Prüfung in Französisch. Sie rezitierte „Les Phares“, ein elfstrophiges Gedicht von Baudelaire, bis man ihr Einhalt gebot. Der Kunstlehrer begann dann ein Gespräch in französischer Sprache über die „Maler der Île de France“, eine Ausstellung von Professor Reidemeister, die gerade im Charlottenburger Schloss gezeigt wurde. Vom begeisterten Beifall des prüfenden Lehrerkollegiums begleitet, „schwebte“ schließlich eine kleine fette Ente strahlend aus dem Raum, die damit das Abitur bestanden hatte. Der obige Spruch wurde ihr auf der Abiturfeier gewidmet.

### Wie es dazu kam...

In den Damenfrisiersalon meiner Mutter in der Nähe von Kurfürstendamm, Maison de la France und Gedächtniskirche kam über lange Jahre auch eine Französin, die mir meine ersten französischen Worte beibrachte: „Qu'est-ce que c'est?“ und das Lied „Sur le pont d'Avignon“, das ich zu meinem zunehmenden Ärger den Kundinnen im Salon immer wieder einmal vorsingen musste ...

Aber es kam noch schlimmer. Schon im Kinderwagen wurde ich häufig durch den Zoologischen Garten geschoben und mit Babylöwen und -ziegen fotografiert. Es war also nichts Ungewöhnliches, dass meine Großmutter, meine Mutter und ich anlässlich eines Zoobesuchs auf einer Bank eine kleine Pause einlegten, als ein bärtiger, uniformierter französischer Soldat ebenfalls durch den Zoo bummelte. Wir hatten den Krieg verloren, aber die West-Alliierten sperrten ihre Zeitsoldaten nicht ein, sondern waren an kulturellem Austausch mit der Bevölkerung interessiert. Das Deutsch-Französische Jugendwerk wurde vorbereitet ... Ungewöhnlich war nur, dass dieser junge Franzose sich ausgerechnet die mit den drei Frauen ziemlich voll besetzte Bank für seine Verschnaufpause aussuchte. Als wenn es nicht genügend andere Bänke im Zoo gäbe.

Am liebsten hätte es meine Mutter jetzt gesehen, wenn ich „Sur le pont d'Avignon“ gesungen hätte. Mir erschien bereits ein Gesprächsanfang mit „Qu'est-ce que c'est?“ („Was ist das?“) zu dämlich, also zierte ich mich reichlich, auch nur ein Wort an den Herrn zu richten. Außerdem: Welcher Teenager beziehungsweise „Backfisch“, wie wir 16- bis 17-Jährigen damals genannt wurden, würde schon in Anwesenheit der familiären Obrigkeiten einen jungen Mann ansprechen? Wir lebten schließlich noch in Zeiten, in denen man in diesem Alter kicherte, errötete, kein Wort herausbekam, wenn man selbst angesprochen wurde. Och nöö ...

Gérard, ein Pariser aus dem 11. Arrondissement, Anfang 20, amüsierte sich zusehends darüber, wie die beiden alten Damen keine Mühen scheuten, über mich mit ihm ins Gespräch zu kommen. Endlich, irgendwann, war es dann so weit, dass wir eine von vielen „Qu'est-ce que c'est?“ gewürzte Unterhaltung begannen, Adressen austauschten, eine Einladung zum Essen aussprachen, er zu uns kam ... bis meine Mutter ihn schlussendlich ihren Kundinnen als ihren „entfernten Neffen“ vorstellte, als nämlich Gérard bald darauf seine Zivilkleidung in einem alten Schrank bei uns deponierte, so dass er bei seinen Stadtausflügen nicht mehr gleich auf den ersten Blick als „Besatzer“ identifiziert werden konnte.

Meine Mutter liebte diesen verträumten, Gedichte schreibenden jungen Mann, als wäre er ihr eigener Sohn, und wachte gleichzeitig streng über meine Unschuld, einer „Henne Bertha“-Glucke gleich. Ich liebte diese Zeit, in der jede Menge junger Franzosen bei uns ein- und ausgingen, ihre Uniformen gegen Zivilkleidung tauschten, mir von Frankreich erzählten, mir dumme Sprüche beibrachten – so auch einen, den ich mir merkte und zu jedem sagte, aber niemals eine Erklärung bekam, sondern nur rote Köpfe oder lautes Lachen erntete. Wir gingen aus, tanzten, lachten und hatten eine wunderbare Zeit.

Als Gérard nach Algerien versetzt wurde, korrespondierte ich mit seinem Bruder, trat in die Jugendgruppe der Deutsch-Französischen Gesellschaft ein und wurde dort richtig aktiv. War mir doch in vielen Gesprächen aufgefallen, wie wichtig es war, die schlechten Erinnerungen der Franzosen an ihre Besatzer während des Zweiten Weltkrieges zu korrigieren. Also machte ich mir dies zur Aufgabe – einer höchst angenehmen Aufgabe – und bald wurde ich die erste weibliche Vorsitzende, besser: „Présidente du Groupe des Jeunes de la Société franco-allemande“, gründete „cercles“ (Beaux-Arts, Littérature) und lernte „Tout Berlin“ und viele interessante Persönlichkeiten aus Frankreich und Deutschland kennen. Wobei ich sogar anlässlich eines Empfanges Konrad Adenauer vorgestellt wurde – eine Begegnung, deren Bedeutung mir erst sehr viel später bewusst wurde.

In dem Jahr, in dem ich das „baccalauréat“ (Abitur) bestand, wurden die Verträge über das Deutsch-Französische Jugendwerk unterzeichnet, und wenn ich bis dahin nur deutsch-französische Begegnungen innerhalb von Berlin veranstaltet hatte, so nahm ich nun als Berliner Repräsentantin an Kongressen und Ereignissen in Frankreich teil beziehungsweise organisierte selbst mehrmals im Jahr Gruppen-Studienreisen nach Frankreich, unter anderem nach Lille, Straßburg und Nizza, vor allem aber nach Paris, wo General Ganeval, der erste Französische Stadtkommandant von Berlin, und andere bekannte Persönlichkeiten Frankreichs uns willkommen hießen.

Und immer wieder traf ich natürlich Gérard, begegnete anderen jungen Franzosen und ihren Familien und merkte, wie wichtig das war, was ich als pures Vergnügen empfand: Freunde zu suchen und zu finden, deren schlechte Erfahrungen relativieren, aber auch selbst die Kultur eines Landes, die Verhaltensweisen der Menschen in Frankreich kennen, respektieren und lieben zu lernen.

Während meine Mutter noch die große Befürchtung hegte, ihr innig geliebter „Nefte“ könne eines Tages zum Clochard werden, lernte ich seine Familie, seine Ex-Frau, seine Kinder, seine Eltern und Geschwister sur place kennen. Wie gut er im Beruf war, erfuhr ich erst nach dem Tod meiner Mutter, als er vor nunmehr genau 25 Jahren den Film „Eine gehandicapte Frau in einer gehandicapten Stadt – Hannelore und Berlin“ für die Sendereihe „Aujourd’hui Madame“ von Antenne 2 drehte. Gérard war inzwischen nicht nur durch sein „Micro baladeur“ ein in Frankreich bekannter Fernsehjournalist geworden. Während die anderen Bekanntschaften und Freundschaften langsam im Familien- und Berufsstress verblassten, hatte die Freundschaft zwischen Gérard und Anne-Laure, wie mich die Franzosen nennen, da bereits 20 Jahre lang Bestand.

### **„Prost Neujahr! – Bonne Année!“**

Als mich Gérard heute anrief, sprachen wir über Weihnachtsbräuche. Während seine Tochter den Vormittag des ersten Weihnachtsfeiertages eher „amerikanisch“ feiert, zieht Gérard es vor, am Abend des 24. Dezember im Kreise der Familie „nach alter deutscher Tradition“ zu feiern. Ist das das Geheimnis, warum wir heute noch so freundschaftlich miteinander verbunden sind? Jeder von uns hat sympathische Eigenschaften des anderen – des anderen Landes – adaptiert und in sein Leben integriert. Sicher, das könnte ein Grund sein. „Unser Geheimnis“ aber ist wohl eher, dass wir uns in all den Jahren nie aus den Augen verloren haben, weil wir unseren ganz besonderen Tag gefunden haben und den Brauch liebevoll pflegen: Silvester! Um Punkt null Uhr jeden Jahres rufen wir uns an, seit 40 Jahren und egal, wo wir gerade sind. Der sportliche Kick dabei ist: Wer erreicht wen zuerst?

Während es in Berlin draußen knallt und böllert, ist die Silvesternacht in Paris weniger extrovertiert, sieht man mal von den Champs-Élysées ab. Doch das interessiert uns nicht. Wir erzählen uns die wichtigsten Ereignisse des vergangenen Jahres, sind uns jedes Mal so vertraut und nah wie immer, und reicht die Zeit nicht oder ist störender Besuch da – na, dann verabreden wir uns eben auf ein weiteres Telefonat gleich nach Beginn des Neuen Jahres. Wie auch 2004 ...

### **Eine Schwalbe macht noch keinen Sommer**

Gérard hatte meine Neugier auf einen „Sommer namens Frankreich“ geweckt und mein Leben machte mehr daraus: So könnte ich jetzt noch jede Menge Schnurren und

Histörchen von meinen Begegnungen mit Gilbert Bécaud erzählen, wie es war, als die Air France eine ganze Pinienholzscheibe von Marseille nach Berlin transportierte, auf die mir dann die „Frères Jacques“ ein Autogramm schrieben. Ich könnte von der Reise nach St. Raphael erzählen, die uns der französische Stadtkommandant Binoche geschenkt hatte, oder wie ich bei „MicMac“, der Boutique von Gunther Sachs in St. Tropez, Seidentücher kaufte, die ich heute noch ebenso habe wie das sündhaft teure Tuch von Hermès. Ein Straßenschild aus Cagnes-sur-Mer schmückt meine Wohnung wie die Straßenschilder, die mir Louis Amade schenkte, damals Préfet des Département Seine-et-Oise, der für Gilbert Bécaud „L'important, c'est la rose“ getextet hat. Der Boulevard St. Michel liegt bei mir im Wohnzimmer, der Boulevard St. Germain hängt im Korridor und die Rue de l'Ancienne Comédie schmückt das Badezimmer. Das Schild der Place de la Concorde hängt über dem Bett – ist aber kein Original.

Nein, nein, es ist nicht so, dass meine Wohnung nun ein Jugendzeit-Museum für Frankreich ist, aber dem Duft der französischen Welt begegnet man schon hier und da, wie zum Beispiel in der Küche dem Honigglas aus Südfrankreich, dem Knoblauch im Essen – oder eben nach Chanel duftenden „foulards“ ...

Noch immer liebe ich die Beaux-Arts, doch jetzt aktiv, denn 2003 hatte ich die erste Ausstellung meiner eigenen Bilder. Und auch die Littérature liegt mir noch am Herzen, obwohl meine Artikel in der Berliner Behinderten-Zeitung nicht die hohe Literatur, sondern wohl eher kritisch, nachdenklich oder aufbauend sind. Liebend gerne würde ich noch einmal wie mit Gérard vor 25 Jahren, als „unser Film“ im französischen Fernsehen gezeigt wurde, im Maxim's essen gehen und die aktuellen Preise mit der Speisekarte von damals, die ich immer noch besitze, vergleichen. Nur bräuchte ich jetzt keinen „Doggy Bag“ mehr, wie ich ihn für meine Lieblinge zu der Zeit sogar im Maxim's bekommen habe ... Ganz besonders interessant wäre es, noch einmal so einen Tag erleben zu können wie vor gut und gerne 35 Jahren, als ich alle Franzosen, von denen ich bis dahin eine Adresse erhalten hatte, angeschrieben und zu einem Wiedersehen ins Café au Départ am Boulevard St. Michel gebeten hatte. Es kamen beachtlich viele, aber leider gibt es am Boulevard St. Michel mehrere Restaurants, die „Café au Départ“ heißen, nicht nur das eine am Place St. Michel, so dass ich nur einen Teil der alten Bekannten wirklich gesehen und gesprochen habe. Ob heute wohl die Paare, die sich bei meinen Veranstaltungen kennen lernten, mit ihren Kindern und Enkeln kommen würden?

Trotz dieser Träumereien bin ich mit meinem Leben – besonders dem deutsch-französischen Teil (Danke – Merci, Gérard!) – sehr zufrieden, hat es mir doch mehr gebracht, als ein von Geburt an gehbehinderter Mensch nach dem Zweiten Weltkrieg und nach langen Krankenhausaufenthalten in der Kindheit im Allgemeinen vom Leben erwarten kann ...

## Das ostdeutsche Fünf-Mark-Stück

VON CHRISTIAN DESBOIS, ÜBERSETZUNG ANJA ZICKUHR

„Ich bin ein Kind des DFJW“ sage ich gewöhnlich zu meinen Kindern und Freunden. Denn zweifellos bin ich dem Deutsch-Französischen Jugendwerk und auch meinen Eltern zu Dank verpflichtet, haben sie mich doch inmitten des Kalten Krieges in Berlin „Geschichte hautnah“ erleben lassen.

Als Enkelsohn eines ehemaligen Soldaten des Ersten Weltkrieges hörte ich meinen Großvater, der fast vier Jahre lang in Cottbus, ehemals Ostpreußen, im Gefängnis saß, stets die Versöhnung mit Deutschland predigen. Ich glaube sogar, dass er niemals Hass gegen dieses Land gehegt hat. Als ich zehn Jahre alt war, vertraute er mir Fotos und Münzen aus dem Kaiserreich an. Während meiner Schulzeit wurde meinen Eltern, die nur über ein bescheidenes Einkommen verfügten, der Vorschlag gemacht, meinen 15-jährigen Bruder und mich für fast drei Wochen in ein Jugendcamp nach Westberlin zu schicken. Ich war 16 Jahre alt. Obwohl wir beide Deutsch in der Schule hatten, kannten wir von dieser Sprache nur wenige Brocken, wir befanden uns noch in den zartesten Anfängen. Die großzügige finanzielle Unterstützung des Deutsch-Französischen Jugendwerks erlaubte es meinen Eltern, diesen Aufenthalt zu finanzieren. Das war im August 1966. Ich sehe noch meinen Vater vor mir, der uns mit Tränen in den Augen auf dem Bahnhof von Saint-Laud d'Angers nachwinkte, während der Zug nach Paris abfuhr. Dies war das erste Mal, dass er seine Kinder „losließ“. Aber er besaß die Kühnheit, uns dieses Abenteuer zu erlauben. Und das rechne ich ihm hoch an.

In Paris trafen wir unsere Gruppe für die Reise mit dem Nachtzug nach Deutschland. Vor der Einfahrt in das Gebiet der ehemaligen DDR hielt die Eisenbahn zu einer ersten Passkontrolle. Die lange Fahrt durch Ostdeutschland erlaubte uns, die Realität der kollektivistisch betriebenen Landwirtschaft zu entdecken, von der wir schon aus Büchern wussten und die wir nun vom Fenster des Zuges aus betrachteten. Dann, bevor wir in den Westsektor von Berlin gelangten, hielt der Zug erneut auf einem kleinen Bahnhof. Auf dem Bahnsteig fasste ein Blumenbeet die Worte „GUTE REISE“ ein: eine schöne Einladung, die durch die Anwesenheit von zwei Vopos (Volkspolizisten) mit Maschinengewehren und Wachhunden getrübt wurde.

Dann kamen wir in Westberlin an, aufgrund der Mauer eine Stadt voller Mythen für uns, deren Bewohner unablässig für ihre Freiheit eintraten. Wir wurden in einer Herberge in Tegel untergebracht, unweit der französischen Zone und der Kaserne „Napoléon“. Während dieser Wochen haben wir das Leben der Jugendlichen unseres Alters

kennen gelernt, die kräftiger und durch Schwimmen und Rudern auch abgehärteter waren, – Sportarten, die wir nicht kannten. Die ersten Ausflüge der jungen Franzosen im Ruderboot ließen die deutschen Gastgeber schmunzeln. Am Wochenende waren wir bei Gastfamilien untergebracht. Ich erinnere mich an eine nächtliche Spazierfahrt in einem großen Mercedes entlang der Mauer. Zuvor hatten wir eine Partie Monopoly gespielt, eine ausgezeichnete Methode übrigens, um die Aussprache der Zahlen in Deutsch zu üben.

Durch den Besuch der Zitadelle in Spandau und des Olympiastadions entdeckten wir die Geschichte, aber auch die herausragende, lebendige Kultur der ehemaligen (und zukünftigen) deutschen Hauptstadt. Zum ersten Mal gingen wir in die Oper (in die Deutsche Oper, bitteschön!), wo wir eine Aufführung von „Rigoletto“ sahen. In der folgenden Woche wohnten wir der Eröffnung der Musiksaison bei, in jenem einzigartigen Saal der „Philharmonie“ mit dem Orchester der Berliner Philharmoniker, die Borodines „Polowetzer Tänze“ und Dvoráks „Symphonie aus der neuen Welt“ spielten.

Diese bewegendenden und einzigartigen Momente stellen für mich eine Reihe unvergesslicher Erinnerungen dar. Wie auch jener Tag im Osten. Am Morgen, vor dem Besuch in Ostberlin, versammelte sich die ganze Gruppe junger Franzosen für eine Reihe von Anweisungen. Wir mussten die U-Bahn nehmen, die auf der „anderen Seite“ nur einmal Halt machte. Das war die Zollstation mit ihrem langen Prozedere der Passkontrolle. Für diesen Tag wurde jeder mit einem Fünf-Mark-Stück der DDR versehen. Die Summe erschien so lächerlich, dass sie bei den Teilnehmern eine gewisse Unruhe hervorrief. Mit diesem Geld sollten wir den Tag bestreiten. Museumsbesuche, ein Stopp vor dem Staatsratsgebäude, die Wachablösung und der Kauf von Postkarten in Ostberlin stürzten uns nicht in Schulden. Wir hatten sogar Mühe, diese fünf Mark auszugeben: ein Mittagessen (1,20 Mark), ein Bier (18 Pfennig), Kuchen in einer Bäckerei (30 Pfennig) belasteten unsere Geldbörse nur gering.

Schließlich kamen die restlichen Münzen zu denen vom Anfang des 20. Jahrhunderts hinzu, die mir mein Großvater überlassen hatte. Und ein Freund, dem ich dieses Abenteuer erzählte hatte, überließ mir Anfang dieses Jahres ein Fünf-Mark-Stück von 1969, anlässlich des 20. Jahrestages der Gründung der Deutschen Demokratischen Republik.

Heute bin ich in zwei deutsch-französischen Städtepartnerschaften eingebunden, in einer der beiden sogar als Vorsitzender. Mit meinen Kindern bin ich auf den Spuren dieses Aufenthaltes von 1966, der eine einzigartige Erinnerung in meinem Leben bleibt, nach Berlin zurückgekehrt. Ich wünsche dem Deutsch-Französischen Jugendwerk, dass es seinen Weg fortsetzen und den Kindern von heute ermöglichen möge, solche Erlebnisse des Teilens und des Austausches zu erfahren, die immer Lichtsignale auf dem Weg des Friedens sein werden.

## Mein deutsch-französisches Märchen

VON BEATE PAPPRITZ

Es war einmal – il était une fois – so beginnen Märchen und so soll auch meine gelebte deutsch-französische Geschichte, die mein Leben geprägt hat, beginnen.

Wir schreiben das Jahr 1967. Wie seit vielen Jahren fuhren wir auch in jenem Sommer in das kleine Dorf Schoppernau im Bregenzer Wald. Aber dieses Mal war alles anders: In unserer kleinen Pension logierte eine echte Pariser Familie. Schon seit ein paar Jahren verspürte ich eine unerklärliche Affinität zu Frankreich und träumte von Paris. Und jetzt das! Diese echten Pariser musste ich näher kennen lernen. Marie-Christine, die 20-jährige Tochter, sprach zum Glück etwas Deutsch, was die ganze Sache erleichterte. Schnell freundeten wir uns an und sie brachte mir meine ersten französischen Wörter bei sowie so wichtige Sätze wie „Je dois faire pipi.“ Man stelle sich das vor: eine Pariserin, die „pipi“ sagt!

Eines regnerischen Tages lud sie mich in ihr Zimmer ein. Sie hatte doch tatsächlich einen Plattenspieler samt unzähliger schwarzer Scheiben mitgebracht. Was ich noch nicht ahnte: Dieser Nachmittag sollte entscheidend für die nächsten Jahrzehnte meines Lebens werden. Aus dem Lautsprecher tönte „Oui je crois ...“. Ich war wie vom Blitz getroffen. Wem gehörte diese Stimme? Geduldig brachte mir Marie-Christine den Namen bei: Mireille Mathieu. Arme Marie-Christine! Für den Rest der Ferien musste sie mir täglich meine Dosis Mireille Mathieu verpassen, ihre Stimme hatte mich verzaubert.

Ein halbes Jahr später, im Februar 1968 – der Schock: Die deutsche Presse berichtete über Mireilles schweren Autounfall und mir wurde Angst und Bange. Sollte dies das Ende ihrer Karriere sein? Sollte ich Mireille niemals live erleben können? Ich sammelte alle spärlichen Infos, und drei Monate später konnte ich wieder aufatmen. Mireille ging es besser. Von da an versuchte ich, möglichst viel über sie zu erfahren, und zu meinem Geburtstag erhielt ich meine erste Langspielplatte von ihr, die in Deutschland gar nicht so einfach aufzutreiben war.

Dezember 1969: Ich traue meinen Augen kaum. Da hängen in München doch wirklich Plakate mit der Aufschrift „17.01.1970 – Bayerischer Hof – Nightclub – Stargast Mireille Mathieu“. Doch schnell wurde mir klar, dass ich als 15-Jährige mit zehn DM Taschengeld im Monat ganz sicher nicht in den Genuss dieses Auftritts kommen würde. Dennoch wollte ich Mireille endlich einmal sehen. Was tun? Da kam mir die glorreiche Idee: ein Brief, ja, ich schreibe einen Brief. Die Sache hatte nur einen Haken:

Mein Französischunterricht hatte erst vor drei Monaten begonnen und Mireille sprach kein Deutsch. Zum Glück fiel mir eine Kollegin meines Vaters ein, die Mireilles Muttersprache beherrschte und meine Zeilen übersetzen konnte. Mutig machte ich mich ans Werk. Mutig vor allem deshalb, weil ich meinen Besuch im Hotel für den 16. Januar um 18 Uhr anvisierte, um ein Autogramm zu erhalten. Noch nie hatte ich ein Luxushotel von innen gesehen und jetzt schlug ich selbst vor, dort einfach reinzumarschieren.

Der 16. Januar nahte unerbittlich. Der Mut verließ mich und ich bat meine Mutter, mich zu begleiten. Gesagt, getan: Am 16. Januar präsentierten wir uns Punkt 18 Uhr an der Rezeption des Hotels und mit einem dicken Frosch im Hals fragte ich nach einer Nachricht für mich. Fehlanzeige! Allerdings schlug mir der freundliche Herr unter Nennung einer Zimmernummer vor, doch selbst dort nachzufragen. Meine Knie gaben nach, aber todesmutig nahmen wir den Aufzug und suchten Mireilles Zimmer. Als ich gerade vorsichtig klopfen wollte, drang das Rauschen von Badewasser an unsere Ohren. Nein, hier konnte ich nicht stören! So kurz vor dem Ziel aufgeben wollte ich aber auch nicht. Zum Glück standen auf dem Gang zwei große Fauteuils, in die wir förmlich versanken. Da saß ich nun, bewaffnet mit einem Plattencover, und wartete. Nach 30 Minuten fasste ich allen Mut zusammen und klopfte. Mireilles Tante Irène öffnete und ich stammelte so etwas wie: „Bonsoir, I wrote a letter, autographe“. Tante Irène sagte mir, was ich schon wusste: „Mireille ist im Bad“. Sie nahm mir aber mein Plattencover ab, um es mir kurz darauf mit einem Autogramm versehen wieder in die Hände zu drücken. Zwar hatte ich Mireille nicht zu Gesicht bekommen, aber ich war stolze Besitzerin meines ersten Autogramms. Dann der Schock: Als sich unten in der Hotelhalle die Aufzugtür öffnete, stürzte der freundliche Receptionist auf mich zu und rief mir entgegen: „Fräulein Pappritz! Ein Glück, dass Sie noch da sind!“ Gleichzeitig entdeckte ich einen Pagen, der mit einer Tafel die Lobby durchquerte, auf der mit Kreide geschrieben stand: „Frl. Pappritz bitte in die Bar“. Meine Mutter und ich schauten uns an und ließen uns völlig verwirrt in die Bar geleiten. Dort saß schon seit geraumer Zeit Mireilles deutscher Produzent. Er war beauftragt, mir mitzuteilen, wie sehr sich Mireille über meinen Brief gefreut habe, und dass sie mich am nächsten Tag zum Mittagessen einladen wolle. Nachdem wir uns um 18 Uhr an der Rezeption verpasst hatten, hatte dieser Produzent sich sogar als Detektiv betätigt, unsere Telefonnummer ausfindig gemacht und bei uns zu Hause angerufen. Noch heute stelle ich mir gerne meinen erstaunten Vater vor, wie er diesen Anruf mit der Einladung für mich entgegen genommen hat.

Ich fühlte mich wie im Märchen, allerdings war mir nicht ganz wohl bei der Sache. In der Nacht tat ich kein Auge zu, Angst beschlich mich. Zwar hatte ich gute Tischmanieren, aber was war, wenn Gerichte auf den Tisch kamen, die ich nicht kannte, und ich mich blamieren würde? Nicht auszudenken! Mit noch weicheren Knien als am Vortag betrat ich nach einer schlaflosen Nacht zur vereinbarten Zeit die Hotellobby. Nach dem Motto „mitgehangen, mitgefangen“ hatte ich wieder meine Mutter gebeten, mich zu begleiten. Da mein Vater darauf bestanden hatte, dass ich meine ältere Schwester mitnehme, gehörte auch sie zu meinem „Begleitross“. Der Produzent kam mir entgegen und teilte mir mit, dass das Mittagessen leider ausfallen müsse, ich aber mit ihm zu den Proben in den Nightclub gehen solle. Ich ließ mir meine Erleichterung nicht anmerken. Meine Chancen, mich irgendwie zu blamieren, waren somit gleich null und

ich konnte wieder durchatmen. Im Nightclub stand schon in der ersten Reihe ein Stuhl für mich bereit. Nicht zu fassen, Mireille winkte mir zu und sang fast eine Stunde lang nur für mich ... Klar, dass dieser bis dato schönste Tag in meinem Leben für die Ewigkeit festgehalten werden musste. Da wir uns nur auf Englisch verständigen konnten, stand mein Entschluss nun definitiv fest: Ich wollte eines Tages die französische Sprache beherrschen.

Drei Wochen nach dieser Begegnung traute ich meinen Augen nicht, als ich einen Brief aus Paris erhielt. Johnny Stark, Mireilles Manager, bedankte sich in Mireilles Namen für meine „gentillesse“ und gab seiner und Mireilles Hoffnung Ausdruck, mich bei ihren nächsten Aufenthalten in München wiederzusehen. Mein Märchen ging weiter. Über den Produzenten und einen Mitarbeiter der Plattenfirma gelang es mir in den Folgejahren, in Erfahrung zu bringen, wann Mireille nach München kam. Oft fuhr ich nur zum Flughafen, um sie zu begrüßen, manchmal lud sie mich ins Hotel ein, wo ich feststellte, dass ich durchaus ohne mich zu blamieren mit ihr und Johnny Stark essen gehen konnte. So gingen die Jahre ins Land, meine Französischkenntnisse verbesserten sich dank dieser Motivation zusehends und 1974 schrieb ich mich für ein Romanistikstudium ein. In jenem Herbst lud mich Mireille ein, sie eine Woche auf ihrer Deutschlandtournee zu begleiten. Auch Béatrice, Brigitte, Frédérique und Jean-Pierre – langjährige Fans aus Frankreich – waren eingeladen. So tourten wir durch Deutschland und schlossen enge Freundschaften, die in diesem Jahr 30 Jahre bestehen. Kurze Zeit später lernte ich in Paris auch noch Reynald, meine erste große Liebe, kennen – dank Mireille. Er zählt auch heute noch zu meinen guten Freunden.

Aber zurück zu den 1970ern und meines „Märchens“ letztem Teil: 1975 bot mir Johnny Stark an, Mireilles Deutschlehrerin zu werden. Bis 1981 waren wir jedes Jahr einige Wochen zusammen, um die deutschen Texte einzustudieren – zunächst in den bayerischen Bergen am Spitzingsee, später in München, da ich mein Studium nicht vernachlässigen durfte. Johnny Stark, Mireille und ihre Schwester Monique kümmerten sich rührend um mich. Als „arme Studentin“ wurde ich nicht nur gut bezahlt, sondern immer auch zum Essen mitgenommen und erhielt sogar kleine „Carepakete“, in denen angefangen von Croissants, Brötchen, Butter, Konfitüre über Joghurt bis hin zu Obst alles zu finden war und an die sich insbesondere Monique noch heute erinnert.

Bis zum heutigen Tage habe ich Kontakt zu Mireille. Bei ihren letzten Auftritten in Paris, 1990 im Palais des Congrès, 1998 und 2002 im Olympia, waren wir alle da. Und in der Garderobe wurden dann jedes Mal wieder die Erinnerungen wach.

Meine Erlebnisse mit Mireille Mathieu waren prägend für mein ganzes Leben. Sie half mir, mein Studium zu finanzieren. Sie und Johnny Stark lehrten mich in jungen Jahren die Wertschätzung der gehobenen französischen Küche. Mit ihnen trank ich mein erstes Glas Champagner – mein „péché mignon“ bis zum heutigen Tage. Mireille wurde die Patin meiner Liebe zu Frankreich, zur französischen Sprache und Kultur. Wenn es mir heute gelingt, sowohl in der deutschen als auch in der französischen Mentalität zu Hause zu sein, so liegt das an meiner ganz persönlichen deutsch-französischen Begegnung. Das größte Geschenk aber, das Mireille mir machte? Meine Freunde in Frankreich.

Es war einmal – il était une fois – so beginnen nicht nur Märchen, sondern auch wahre deutsch-französische Geschichten.

## Gott in Frankreich

VON FRITZ REIDENBACH

Wie Gott in Deutschland lebte, wusste ich aus eigener Erfahrung. Er musste hart arbeiten, um überleben zu können, hatte Sorgen, tiefe Wunden aus der Geschichte und er unternahm zaghafte Versuche, sich wieder in Richtung Normalität zu bewegen. Der Zweite Weltkrieg hatte das Verhältnis zwischen Deutschen und Franzosen an einen Tiefpunkt gebracht. Ein weiteres Kapitel der Erbfeindschaft wurde angefügt. Wie konnte dies in eine friedliche und gute Nachbarschaft umgewandelt werden? Als Nachkriegsgeneration, geprägt von Vätern, die selbst als Soldaten Kriegsdienst geleistet hatten, erwuchs uns dies als Aufgabe, wurde dies zur schweren Bürde.

Aufgewachsen bin ich in Nußbaum/Nahe, im Kreis Bad Kreuznach, in Rheinland-Pfalz. Wir waren ganz nah dran an Frankreich und unsere Vorfahren waren in Kriegen aktiv und pflegten die Erbfeindschaft auf ihre Weise. Unser Vater hatte uns Kindern gegenüber höchst selten durchblicken lassen, was er als deutscher Soldat zwischen 1939 und 1945 in Frankreich erlebt hatte. Von Rotwein war die Rede, der aus durchschossenen Fässern in Strömen in aufgesperrte Mäuler sprudelte. Von Käse und französischem Weißbrot schwärmte er und auch von den Sanitätsschwestern, die so nett waren, dass mein Vater ihnen schon mal ein Gedicht widmete. Alles Dinge, die auch Gott in Frankreich liebte und auch heute noch liebt, wie ich aus eigener Erfahrung aus vielen Frankreich-Urlauben weiß. Aber deshalb war er doch kein Soldat, er war doch nicht in den Feldzug gegen Frankreich gezogen, um dem Erbfeind die Flügel zu stützen.

Gott in Frankreich wollte so nicht leben! Unsere Erziehung und Reifung sollte logischerweise die Aufarbeitung der deutsch-französischen Geschichte beinhalten, gerade weil ich in Rheinland-Pfalz geboren wurde, aufwuchs und zur Schule ging. „Finger weg vom Franzos!“ oder „Hinein ins Land der Franken und zur Aussöhnung beitragen!“ Diesen Konflikt mussten wir im weiteren Verlauf unseres Lebens für uns und mit der Gesellschaft austragen. Ein bisschen Buße und Verständigung: Ja – aber volle Schuldanerkennung und tiefe Freundschaft zwischen Deutschen und Franzosen: Nein. Dies war das Credo der Elterngeneration, zumindest noch in den 1950er und 1960er Jahren. So etwas muss wachsen, wenn es gewollt ist, wie beim menschlichen Leben. Dazu gehören viele und es bedarf gegenseitiger vertrauensschaffender Aktivitäten.

So geschehen im Jahre 1967, als der Landesjugendring Rheinland-Pfalz eine Reise von Mainz in die französische Partnerstadt Dijon unternahm. Zum ersten Mal in meinem Leben machte ich eine Reise ins Ausland. Als junger Gewerkschaftler war ich neugierig, wie denn Gott tatsächlich in Frankreich lebte und wie die Franzosen uns Nachkriegsdeutsche aufnehmen würden. Was ich noch heute in guter Erinnerung habe – und dies hat mich all die Jahre in meiner Einstellung zu Frankreich geprägt und von vielen Vorurteilen befreit – war die Herzlichkeit und Offenheit, mit der wir Deutsche aufgenommen und umsorgt wurden. Der Bürgermeister, der unsere große Reisegruppe begrüßte, war ein älterer Herr, ein typischer Franzose. Er war vom Leben gezeichnet und trotzdem noch recht agil. Seine Begrüßungsworte waren warm und herzlich, obwohl ich kein Französisch verstand und seine Sprache fremd für mich war. Durch die Übersetzung verstand ich dann auch den Inhalt seiner Rede.

Mitten in einem großen Saal des Rathauses von Dijon stand ein ovaler Holztisch, gedeckt mit weißer Tischdecke, Servietten und schönen Gläsern für ein Getränk zum Empfang. In Windeseile wurde sehr zuvorkommend Rotwein aus Burgund in die bereitgestellten Gläser gegossen, um auf die Partnerschaft und die Freundschaft zwischen Franzosen und Deutschen zu trinken. Der Bürgermeister gefiel mir in seiner Art und Weise, wie er uns Jugendliche ansprach. Ihm konnte man seine Worte glauben und er gab sich Mühe, unsere Herzen zu erreichen, weil er in uns die Zukunft der Freundschaft sah.

Im weiteren Programm kam es zu etlichen Begegnungen mit interessanten Menschen, vor allem mit Jugendlichen. Für uns waren diese Begegnungen natürlich von ganz besonderem Interesse. Trotz Sprachbarrieren entwickelten sich kleine Freundschaften. Wir schwärmten von den jungen Französinnen, waren angetan von der Gastfreundschaft und den Essgewohnheiten, sahen erstmals die französischen Fahrräder mit Hilfsmotor. Das französische Frühstück war bescheidener als bei uns zu Hause. Quatsch machten die französischen Jungs genauso gern wie wir. Beim gemeinsamen Baden im Baggersee bildeten wir dreistöckige Pyramiden. Wir tranken Pastis und rauchten Gitanes und Gauloises. Weil es für uns kein gescheites Bier gab, blieben wir beim Rotwein. Der war schwer und typisch französisch. Aber auch tolle Säfte wie Orangina gab es zu trinken. Und komische Autos hatten diese Franzosen, Autos, die in den Kurven schräg lagen, aber nicht umkippten. Cafés und urtümliche Kneipen entdeckten wir, auch tolle Museen. Legere Kleidung und eine lockere Art, jedenfalls nicht so steif wie wir Deutschen – so erlebten wir unsere Nachbarn.

Dieser Aufenthalt prägte mich für mein Leben. Er machte mich in meinem Blick für ein fremdes Land, so nah vor der eigenen Haustüre, frei von gängigen Vorurteilen und weniger anfällig für Stimmungen gegen Franzosen. Viele Urlaube habe ich mit meiner früheren Freundin und heutigen Frau und mit Freunden in Frankreich verbracht. In allen Gegenden der Grande Nation. Überall war Gott in Frankreich zu spüren, zu fühlen und zu erleben. Hier und da etwas weniger ausgeprägt, aber er war immer da. Er gab einem das gute Gefühl, vertraut und heimisch in einem fremden Land zu sein. Gott in Frankreich hat eine schöne Heimat. Er beherbergt viele interessante Menschen und abwechslungsreiche Regionen.

Zum 40. Jahrestag des deutsch-französischen Freundschaftsvertrages 2003 organisierte ich für meine Frau einen spontanen deutsch-französischen Abend. Einen Riesling aus Nußbaum an der Nahe, ein französisches Weißbrot mit französischer Leber-

pastete, Pfälzer Kartoffeln mit Gemüse und Schweinelendchen in Soße auf Crème-Fraîche-Basis; zum Nachtisch Fromage mit Weißbrot und zum Abschluss einen Cognac. Gott in Frankreich ist, wie man sieht, schon ziemlich weit nach Deutschland vorgedrungen. Dafür dringen wir als Urlauber tief in die Bretagne, in die Provence oder ins Elsass ein, erholen uns am Atlantik oder an der Côte d'Azur.

Mein Großvater und mein Vater konnten von solchen Erlebnissen leider nicht berichten. Ihre Jugend fand in Kriegszeiten statt. Wir durften glücklicherweise in Friedenszeiten, zumindest zwischen Deutschland und Frankreich, leben. Ich habe die Gedenkstätten von Verdun und in der Normandie gesehen, die Museen der Résistance. Ich habe bei verschiedenen Begegnungen Franzosen und Deutsche kennen gelernt, die aktiv in der Résistance waren. Meine Schlussfolgerung aus langer Erbfeindschaft zwischen Deutschen und Franzosen ist: Aktiv für den Frieden zu sein, weil Kriege keine Probleme lösen. Gerade im Verhältnis zwischen uns Deutschen und unseren Nachbarn, den Franzosen, konnten in den vergangenen Jahrzehnten so viele Probleme gelöst werden, weil dies im Frieden und in gegenseitiger Achtung getan wurde. Dies ist für mich eine wesentliche Lehre aus der deutsch-französischen Geschichte. Dazu einen kleinen persönlichen Beitrag geleistet zu haben, macht mich ein wenig stolz.

Dass diese Freundschaft auch ohne Militär und Rüstung auskommt, dies bleibt meine Vision für die nächsten 40 Jahre.

## Zurück in Frankreich

VON FERNAND BERTHELOT, ÜBERSETZUNG OLIVER ILAN SCHULZ

Rentner! Retraité! Falkenstein, 1968. Es gibt Ereignisse, Ortsbezeichnungen oder Namen, die mit zunehmendem Alter leider aus dem Gedächtnis verschwinden ...

Le Mêle-sur-Sarthe, friedlicher Hauptort des Kantons Orne an den Ufern der Sarthe, ist die Partnergemeinde von Falkenstein im Taunus – 1968 ein typisch deutsches Dorf mit seinen Fachwerkhäusern, seinen gepflasterten Gassen und den Ruinen seiner Festung mit dem eckigen Turm, die von den waldigen Hängen des legendären Taunusgebirges eingerahmt werden. Diese Partnerschaft wurde unter anderem durch die vielen Treffen und Feste, die Veranstaltungen und Feierlichkeiten geprägt, zu denen die Gemeinden zusammen kamen. Eine Begegnung war fröhlicher, bewegender und herzlicher als die andere. Beim Abschiednehmen erhielten die Wörter „au revoir“ und „Auf Wiedersehen“ ihre ganze Bedeutung. Jeder von uns erlebte diesen Moment als etwas Besonderes, als Ritus, wo bereits die Vorfreude auf den nächsten Besuch aufkam. Auch im Jahr 1968 riefen die Bewohner aus Le Mêle-sur-Sarthe „au revoir“ und winkten als Zeichen der Freundschaft mit einem weißen Taschentuch, als sie abfuhren. An sich ein ganz banaler Moment. Warum erzähle ich davon? Weil meine Geschichte genau in dem Moment begann.

Wir hatten die Unterzeichnung der Partnerschaftsurkunde durch einen ökumenischen Gottesdienst in Falkenstein auf dem schattigen Platz „Unter den Eichen“, in der Nähe der evangelischen Kirche gefeiert. Nach drei traumhaften Tagen, geprägt durch die Freundschaft, die uns miteinander verband, fuhren wir zurück nach Le Mêle-sur-Sarthe. Der Motor des Busses lief bereits, alle saßen an ihren Plätzen. Durch die offenen Türen und Fenster winkten wir mit Taschentüchern zum Abschied. Die Autobusse schoben sich vorsichtig durch zwei Reihen hindurch, die unsere Freunde aus Falkenstein gebildet hatten. Diese verabschiedeten uns auf dieselbe Weise und wünschten uns eine gute Fahrt. Die ganze Straße aus Falkenstein heraus war wie eine sich im Winde bewegende Girlande aus weißen Taschentüchern.

Aber was machte „Oma“ Meißner, unsere Gastgeberin dieser Tage, mitten auf der Straße? Ihre füllige Gestalt war leicht gebeugt, sie wedelte mit ihren langen Armen auf und ab. War dies eine weitere Posse unserer „witzigen Oma“, dieser korpulenten „Mamie allemande“, die trotz ihres fortgeschrittenen Alters immer noch nicht in Rente war? Die mein Deutsch korrigierte und in Französisch „radebrechte“ und dabei ohne Unterlass nach „Mademoiselle Levisseur!“ um Hilfe rief, ihre ehemalige Repetitorin aus

der lange zurückliegenden Gymnasialzeit ... Sie schien wahrhaftig überfahren werden zu wollen. Der erste Bus kam knapp vor ihr zum Stehen. Ich stieg aus, während sie mit ärgerlicher Miene auf mich zustürzte: „Fernand! Bitte, entschuldige! Ich möchte dich jemandem vorstellen!“ Vom Gehsteig her sah ich einen alten, gänzlich verkümmerten Mann auf mich zukommen, dessen Gesicht unter einem breiten schlappen Hut verborgen war. Er schien in seiner zu weiten Kleidung regelrecht zu verschwinden. Er begrüßte mich auf förmliche Weise. Seine Hand in meiner war rau, sie verriet Jahre harter Arbeit, und als er seinen Hut abnahm, verstärkten seine von der Sonne verbrannte Haut und die tiefen Falten in seinen Wangen den Eindruck bitteren Elends.

Oma erklärte mir schnell, so schnell zumindest wie ich ihr folgen konnte, dass dieser Mann ein alter – das sah ich! – Landarbeiter war, der noch nicht die notwendige Anzahl Punkte gesammelt hatte, um in Rente gehen zu können. Sicher könnte ich ihm helfen. Ich musste sogleich eine Antwort geben. Der Bus wartete und der rechtschaffene Mann dort auf dem Gehsteig lauerte auf mein Einverständnis, die Augen auf mein Gesicht und meine Lippen geheftet. Damit ich zusagte, beeilte sich Oma hinzuzufügen: „Ich schreibe dir sofort und gebe dir alle nötigen Informationen!“ Der Alte sah mich erwartungsvoll an und ich konnte nicht anders als sagen: „Ja, ich will es versuchen!“ Er verstand, nahm meine Hände in seine und dankte mir höflich mit Ehrerbietung. Diese Geste machte mich von Seiten eines alten Mannes verlegen.

Einige Wochen später erhielt ich den versprochenen Brief von Oma. Sie klärte mich über die Lage des alten Mannes auf, den sie selbst nicht kannte und dem sie zufällig auf dem Gehweg begegnet war. Er hatte sich nach der Veranstaltung erkundigt, und sie hatte ihm in wenigen Worten von der Feier und der Partnerschaft mit den Franzosen erzählt. „Ach! Frankreich und die Franzosen!“ hatte der Arme ausgerufen. „Wenn ich in Frankreich geblieben wäre, wäre ich heute glücklich!“ – „Wie?“ hatte Oma entgegnet. Der Unbekannte erzählte, dass er sich 1918 oder 1919 für Deutschland entschieden hätte, als Lothringen an Frankreich zurückging. Er ließ seine Ahnen, sein Haus und seine Feldarbeit zurück und nahm auf der anderen Rheinseite – wie man so sagt – sein Tagewerk als Landarbeiter wieder auf. Doch die Zeiten wurden hart: Die Stadt verschob die Anbauflächen immer weiter aufs Land hinaus, und der Landwirt, bei dem er beschäftigt war, gab seinen Hof auf. „In seinem Alter“, sagte man ihm, „sollte er eigentlich in Rente sein!“ Das Problem war: Die auf der anderen Seite der Grenze geleistete Arbeit hätte mitgezählt werden müssen; vier Jahre waren dies, genau die vier Jahre, die ihm fehlten. Körperlich war er am Ende seiner Kraft, doch auf der Suche nach Hilfe blieben die Türen verschlossen.

Zu dieser Zeit war gerade der Elysée-Vertrag von den beiden herausragenden Persönlichkeiten Charles de Gaulle und Konrad Adenauer unterzeichnet worden. Aufgrund der schwerfälligen Verwaltung mit ihren starren Strukturen auf beiden Seiten der Grenze wurden die Dinge von heute auf morgen aber nicht unbedingt einfacher.

Über Oma erfuhr ich mehr über den Antragssteller. Natürlich konnte er weder lesen noch schreiben! Glücklicherweise hatte er ein gutes Gedächtnis. So erinnerte er sich, in welchem Dorf an der Mosel, zu welcher Zeit und bei wem er als Landarbeiter gearbeitet hatte. Der Arbeitgeber in Frankreich brauchte nur eine Arbeitsbescheinigung zu unterzeichnen und schon wäre das Problem gelöst: Es war nur eine Frage der Übersetzung. Ich schrieb an Monsieur le Maire, den Bürgermeister der genannten Gemeinde, und gab eine Menge Details an, damit der Antrag durchkam.

Nach einiger Zeit, sicherlich waren es mehrere Wochen, kam der Brief zu mir zurück mit einer Vielzahl von Stempeln, manche stammten aus Deutschland, andere aus Frankreich: Die Adresse war in Frankreich wie auch in Deutschland unbekannt. Ich wand mich an Angestellte des Postamtes von Le Mêle-sur-Sarthe. Wir leben hier sozusagen wie eine große Familie zusammen und sind alle miteinander befreundet, vor allem seit diesem Abenteuer der Städtepartnerschaft. Bei Problemen welcher Art auch immer wird jedem geholfen. Selbst unbekannte Personen springen ein und helfen einem aus der Zwickmühle heraus ... In jeder beliebigen Großstadt hätte mich am Postschalter ein gestresster und wenig diensteifriger Angestellter zum Teufel gejagt. Hier war es anders. Die Postbedienstete rief nach dem Amtsvorsteher, der in dem Adressverzeichnis nachschlug. Heraus kam: In Frankreich gab es die Stadt oder das Dorf überhaupt nicht. Der deutsche Klang des Namens hatte dazu geführt, dass man an einen Irrtum geglaubt und Nachforschungen in Deutschland angestellt hatte. Ich erzählte dem Beamten die Geschichte, und wir kamen zu dem Schluss, der Greis müsste sich getäuscht, sein Gedächtnis ihn im Stich gelassen haben ...

Ich nahm erneut Kontakt mit unserer Oma auf: Nein, er rede nicht wirr und es sei genau dieser Name, der auf seinen amtlichen Dokumenten stünde! Um ihre Aussagen zu untermauern, legte sie eine Fotokopie der Archive des Herrn bei. Da hatte ich auf einmal das Gefühl, das Knäuel entwirren zu können ...

Lothringen stand vor 1918–1919, seit der Niederlage von 1871, unter der Vormundschaft des Deutschen Reiches. Alles wies darauf hin, auch dieses Dokument in gotischer Schrift, dass dort ein Teil der Lösung lag. Die Annektierung dieser Region hatte zu einer völligen Germanisierung geführt, die bis ins kleinste Detail reichte. Den wichtigsten Hinweis gab mir der Amtsvorsteher. Auf seine Veranlassung hin hatte die Post Nachforschungen angestellt. Was war geschehen, nachdem diese Region mit den drei Bistümern wieder an Frankreich zurückgegangen war? Viele Namen wurden wieder „französisch gemacht“ Das betraf auch das Dorf des armen Mannes. Ich schickte mein Schreiben an die angegebene Adresse, zu Händen von „Monsieur le Maire“, nicht ohne von den vorhergehenden Irrwegen zu berichten. Der Bürgermeister antwortete mir und heraus kam: Er war der Sohn des Landwirtes, der den Arbeiter damals beschäftigt hatte. Oft, so erinnerte er sich, hatte der Mann ihn in seinen Armen getragen oder mit ihm gespielt. Selbstverständlich würde er anstelle seines verstorbenen Vaters die gewünschte Bescheinigung unterschreiben. So kam der alte Mann endlich zu seiner wohlverdienten Rente und konnte sich ausruhen.

Die Geschichte geht jedoch noch weiter. Die Gemeinde in Lothringen lud den alten Mann zu sich ein. So sah dieser seine ursprüngliche Heimat wieder, aus der er durch unglückliche Umstände des Lebens weggerissen worden war. Ihm zu Ehren spielte beim Empfang eine Blaskapelle. In diesem Landstrich, in dem die Menschen als wenig gesprächig und überschwänglich gelten, wurde um diesen Überläufer viel Aufhebens gemacht ... Der Mann besuchte bei dieser Gelegenheit auch die Grabstätte seiner Familie auf dem kleinen Friedhof. In seine hohle Hand nahm er ein bisschen von der Erde, die er vor langer Zeit selbst bestellt hatte und die einst an den Holzschuhen der Kinder wie Klumpen gehaftet hatte. Dann kehrte er in die Nähe von Frankfurt, Mainz oder Wiesbaden zurück, wo er wenige Jahre später sanft entschlief.

## „Pardon, je ne parle pas français“

VON MARGIT RICHERT

Dies ist die Geschichte einer gelebten und empfundenen Freundschaft – und der versäumten Chance, eine Fremdsprache zu erlernen. 2004 konnte ich mein 30-jähriges Frankreichjubiläum feiern!

Frankreich hat mein Leben auf unterschiedliche und manchmal ungewöhnliche Weise begleitet. So verbinden mich sehr viele Erinnerungen mit diesem Land und beim Gedanken daran sehe ich stets eine beeindruckende Landschaft und sympathische Menschen vor mir. Daher spüre ich für Frankreich eine wahlverwandte Verbundenheit. Ich mag die französische Sprache, sie hat einen wunderbaren Klang, und ich könnte stundenlang zuhören, wenn sich Franzosen unterhalten. Doch leider verstehe ich kaum ein Wort, ich hatte in meiner Schulzeit keinen Französischunterricht und habe es auch danach nie gelernt, und so heißt es bei mir auch nach 30 Jahren immer noch: „Pardon, je ne parle pas français.“

Meine (Sprach)-Gedanken an Frankreich beginnen im Jahr 1974 mit meinem ersten Campingurlaub in dem kleinen Badeort Sanary-sur-Mer an der Côte d'Azur. In lebhafter Erinnerung geblieben ist mir: „Oh là là, beaucoup Mistral“, denn das war der morgendliche Gruß und zugleich Wetterbericht unseres freundlichen Campingnachbarn. Und meine Antwort war stets: „Oui!“ und „Bonjour, Monsieur.“

Nachdem ich Frankreich als sonniges und manchmal durch „beaucoup Mistral“ auch als windiges Urlaubsland kennen und lieben gelernt hatte, folgte ein neuer interessanter Abschnitt in meinem Leben, der mir den direkten Kontakt zu Franzosen bescherte. Ich lernte eine andere Region Frankreichs kennen, und zwar die Mitte, die häufig nur als das „Herz von Frankreich“ bezeichnet wird und die unter dem Namen Paris bekannt ist. Zunächst machte ich allerdings nur Bekanntschaft mit dem Großraum Paris.

Man sollte dazu wissen, dass ich in einem kleinen Dorf namens Sickte lebe, in dem es einen Frauenchor gibt, der seit 1976 eine rege Chorpartnerschaft zum „Chorale Georges Migot“ in der Stadt Cachan unterhält. Als ich von dieser Partnerschaft hörte, war ich sehr neugierig und wollte mehr darüber erfahren. Daher nutzte ich 1982 die Chance, als Gast des Frauenchores mit nach Frankreich zu fahren. Die Vorstellung allein war schon sehr aufregend für mich. Als ich dann im Nachtzug von Braunschweig nach Paris saß und mich dem Herzen Frankreichs näherte, sah ich vom Zugfenster aus auf Sacré-Cœur. Im Licht der gerade aufgehenden Sonne erhob sich die weiße Kathe-

drale beinahe majestätisch über die langsam erwachende Stadt. Dieser magische Blick auf eine faszinierende Metropole hat sich nachhaltig in meiner Erinnerung festgesetzt und bleibt für mich ein unvergesslicher Moment. In Cachan lernte ich die Freundschaft zwischen deutschen und französischen Sängern kennen und begriff schnell, was es für mich bedeutet: herzliche Aufnahme in französischen Gastfamilien, freundschaftlicher Umgang miteinander, Einblick in das Leben der Familien, viele Gespräche, Ausflüge, gemeinsame Konzerte. Ich war begeistert. Und fast automatisch folgte nach dieser Reise mein nächster Schritt, ich trat in den Frauenchor Sickté ein. Im Verlauf der Zeit wurde ich eine begeisterte Chorsängerin und vor vier Jahren sogar zur Ersten Vorsitzenden gewählt. Neben vielen anderen mit diesem Amt verbundenen Aufgaben widmete mich intensiv der Pflege unserer deutsch-französischen Chortreffenschaft.

Persönlich kann ich mittlerweile auf eine beachtliche Bilanz von Austauschbegegnungen zurückblicken. Sie summieren sich auf neun gegenseitige Besuche. Insgesamt gab es 14 Chortreffen und die 15. Begegnung bereite ich zur Zeit vor. Nicht ganz so hoch ist meine Bilanz von angefangenen, fast durchgehaltenen und dann doch abgebrochenen Sprachkursen an der Volkshochschule. Dennoch blieben jedes Mal einige Sprachbrocken hängen, die ich als „französisches Kauderwelsch“ bezeichnen möchte, da es mir nach wie vor leider unmöglich ist, mich an Gesprächen zu beteiligen. Obwohl mir an einem Gedankenaustausch mit Freunden im direkten Gespräch sehr viel liegen würde, denn so könnte ich ihre Ansichten zu verschiedenen Lebensbereichen besser kennen lernen und verstehen. Meine Sprachbrocken verursachen jedoch immer wieder ein klägliches Ende jeglicher Konversation. So bleibt mir weiter nichts anderes übrig, als freundlich und nichtssagend zu lächeln.

Es gibt so viele Geschichten und Anekdoten, die sich im Rahmen der Chortreffen ereignet haben ... Oft beruhen sie auf sprachlichen Missverständnissen, wie die Geschichte von Madame Tapsi. Tapsi ist unser Hund, und als wir einen Gast aus Cachan zu Besuch hatten, wollte ich ihm erklären, dass Tapsi eine Hündin und kein Rüde ist. Da ich auf kein entsprechendes Vokabular zurückgreifen konnte, beschränkte ich mich auf die Aussage: „C'est Madame Tapsi!“ Damit war die Sache klar und aus der einfachen Mischlingshündin war in diesem Moment eine stolze „Madame Tapsi“ geworden, die bis heute in Kartengrüßen mit „et Madame Tapsi“ bedacht wird.

Ich lasse weiterhin nichts unversucht, was mich in sprachlicher Hinsicht weiterbringen könnte. „CD-Rom Sprachkurs Französisch“: 3 CDs, Basislehrgang, Dialoge und Grammatik, Sprachlabor zur Schulung der Aussprache, Intensiv-Vokabeltrainer inklusive Kopfhörer und Mikrofon, das alles zum absoluten Schnäppchenpreis im Sonderangebot beim Lebensmitteldiscounter. „Französisch in 24 Stunden!“ – der neue Schnellkurs mit Audio-CDs, ideal für Anfänger, die vorhandene Sprachkenntnisse ohne Mühe auffrischen, verbessern und erweitern wollen. Zum Preis von nur 7,95 Euro. Gekauft! Ebenso zahlreiche Sprachführer, die mich mit Slogans wie „Die wichtigsten Redewendungen – übersichtlich und auf einen Blick“ zum Kauf animiert haben.

Dabei hat mich einer dieser „Fehlkäufe“ besonders zum Schmunzeln gebracht. Es sollte um Redewendungen des französischen Alltags gehen, also genau das Richtige, habe ich mir gedacht. Nur ein wenig auswendig lernen und ich werde auf wunderbare Weise ganze Sätze sprechen können. Doch leider wieder ein Trugschluss, denn dieses Buch enthielt zwar Redewendungen, Phrasen, Sprichwörter und Zitate, allerdings auf sehr hohem sprachlichen Niveau. Eine Anwendung dieser alphabetisch geordne-

ten Redewendungen wird empfohlen, wenn man sich zum Beispiel über Theater, Ballett oder Literatur unterhalten möchte. Aber wie beginnt man ein solches Gespräch? Vielleicht mit „A cor et à cri“ (Hörnerschall und Jagdgeschrei) oder „La nouvelle est transpirée“ (Es ist die Neuigkeit durchgesickert, dass...) oder „Si on lui pressait le nez il en sortirait du lait“ (wörtlich: Wenn man ihm die Nase zudrückt, kommt Milch raus...). Sehr gut gefallen hat mir „Accorder ses flûtes“ (die Flöten abstimmen) sowie „Sur quelle herbe avez-vous marché?“ (Über welches Kraut sind Sie marschiert?). Die Antwort auf die Anwendung dieser Redewendungen wäre bestimmt: „Surtout pas un mot!“ (Ich will nichts mehr hören!).

Obwohl ich nichts mit diesem Buch anfangen konnte, habe ich mir doch alle Redewendungen etwas genauer angeschaut und mein absoluter Favorit wurde folgender Satz: „J’aimerais mieux baiser mon pouce“ (wörtlich: Ich würde lieber meinen Daumen küssen, das heißt: Das alles lässt mich durchaus kalt!). Als ich dann bei meiner letzten Reise nach Paris Gelegenheit hatte, die Stadt für einen Tag allein zu erkunden, entschied ich mich, auch La Défense anzuschauen. Supermodern und etwas futuristisch, aber es hat mir gefallen. Als mein Blick über den großen Platz schweifte, entdeckte ich die Skulptur eines bronzenen, nach oben gerichteten Daumens: „J’aimerais mieux baiser mon pouce“ ging es mir durch den Kopf. Ein Denkmal für einen Satz – was für eine Idee!

Dass ich die französische Sprache immer noch nicht spreche, lässt mich natürlich nicht kalt. Ich bemühe mich weiter darum, in der Erkenntnis, dass ich viele Chancen nicht genutzt habe und dass es ohne intensives Lernen von Vokabeln nicht geht! Ich habe schon erlebt, dass das Entgegenbringen von Sympathie auch ohne Worte ausgedrückt werden kann – für mich ein Zeichen von Freundlichkeit. Freundschaft aber bedeutet, dass man einander zuhört und dass man einander versteht! Darum bin ich auch inzwischen Mitglied in der Deutsch-Französischen Gesellschaft (DFG) geworden. Dort gibt es einen Cercle Français, bei dessen Treffen ausschließlich Französisch gesprochen wird. Einmal war ich schon lächelnderweise in dieser Gesprächsrunde dabei. Seit Oktober 2003 besuche ich wieder tapfer einen Französischkurs bei der Volkshochschule. Denn wenn der Chor aus Cachan wieder zu Besuch kommt, möchte ich es endlich geschafft haben und etwas besser Französisch sprechen können! Es werden kleine und langsame Schritte sein, aber irgendwann hoffe ich, endlich sagen zu können: „Oui! Je parle français!“

## Das erste Mal in Caen und was danach kam

VON WOLFGANG O. HUGO

Es war wenig erbaulich, was da Anfang August 1974 beim Blick aus dem Fenster des Studentenwohnheimes zu sehen war. Das sollte also unsere Partnerstadt Caen sein, von der ich schon so viel gehört hatte. Jetzt, zwei Monate nach dem Abitur, war ich zum ersten Mal hierher gekommen, als Begleiter einer Jugendgruppe der Deutsch-Französischen Gesellschaft, die am Feriensprachkurs der Uni Caen teilnahm. Ganze vier Buslinien, die dazu am Sonntag und abends so gut wie gar nicht fuhren, monotone Wohnblocks der Wiederaufbauzeit und ein Uni-Campus, auf dem von der „Stammbesatzung“ praktisch nur die schwarzen Afrikaner zurückgeblieben waren, die jetzt die blonden deutschen Mädchen beschwatzten.

Diese Eindrücke deckten sich nicht mit den Vorstellungen von der Regionalhauptstadt der Basse-Normandie und dem, was ich zwei Jahre zuvor beim Schüleraustausch im vornehmen 16. Arrondissement von Paris, dann an der Loire und in der Provence von diesem Land gesehen hatte. Doch mein Caen-Bild sollte sich rasch ändern. Franz Zang, der zwei Jahre zuvor den Paris-Austausch organisiert hatte, führte die Gruppe in die Männer- und Damen-Abtei, in das Schloss, die Gassen der Altstadt, zu einem offiziellen Empfang ins Rathaus. Schließlich schleifte er mich, zusätzlich zum Gruppenempfang, zu allen Leuten und Gruppen, die er in Caen kannte, und so erweiterte sich rasch mein Gesichtskreis.

Ein Aperitif wird mir unvergesslich bleiben, den ein Verband von Anciens Combattants für einen Kriegerverein aus der Oberpfalz gab. Die Überlebenden der Generation, die sich in den Schützengräben gegenübergelegen und erbittert bekämpft hatten, bis hin zum 93-Jährigen, versicherten sich und uns in überzeugender Weise, dass es deutsch-französische Konflikte, die mit Waffen ausgetragen werden, nicht mehr geben würde.

Auch der erste Besuch an der Landungsküste des 6. Juni 1944 ist mir in Erinnerung geblieben. Paul Carells Buch „Sie kommen“ hatte ich ebenso verschlungen wie Janusz Piekalkiewicz' Darstellung der Résistance-Aktivitäten im Calvados, aber was ich an Ort und Stelle sah und las, besonders im Museum von Arromanches, das in meinem Geburtsjahr 1954 eingeweiht worden war, entsprach nicht dem Bild, das mein Französischlehrer Otto A. Schmidt und andere vom Stand der deutsch-französischen Aussöhnung vermittelt hatten. Nun, ausweislich der von mir erstandenen Briefmarken, hatte man erst wenige Wochen zuvor den 30. Jahrestag der Landung der Alliierten gefeiert.

Natürlich waren wir zum Essen bei Herrn Börner eingeladen, einem ehemaligen deutschen Kriegsgefangenen, der eine Französin geheiratet hatte und ein Restaurant betrieb. Die ersten Krabben, die noch auszupulen waren, standen vor mir. Und als ich Anne-Marie Denizot, die Generalsekretärin der Deutsch-Französischen Gesellschaft Caen (ACCA) kennen lernte, hatte sie bereits 16 Jahre Arbeit in Sachen deutsch-französische Beziehungen geleistet. Da sie aber zu einem Seminar musste, hatte sie Nicole Le Noir gebeten, uns bei einem Fußballspiel zu betreuen, das in Ermangelung junger Caennais gegen eine Mannschaft aus Hamburg stattfand. Diese Begegnung sollte sich als ganz entscheidend erweisen. Denn bereits zwei Tage später war ich mit vieren der Schüler zum Abendessen bei den Le Noirs eingeladen, wir bekamen ein echt französisches Menu und eine konkrete Vorstellung von einer französischen Familie.

Noch zweimal durfte ich im Herbst 1974 nach Caen. Denn als für eine Bürgerreise nach Caen Mitte September ein Reiseleiter gesucht wurde, erinnerte man sich meiner Begleitertätigkeit beim Sprachkurs und wenige Tage später stand ich mit einer Gruppe im Rathaus von Caen und hielt als 20-Jähriger meine erste Rede – wobei ich mir beim Verfassen derselben schon bei der Anrede „Monsieur le Sénateur-Maire de la Ville de Caen“ (der dann aber nicht da war) oder des „Maire-adjoint“ ziemlich den Kopf zerbrochen hatte. Aber das war auch nicht Bestandteil meines Abiturs gewesen ...

Als Reiseleiter, Student an der Universität Rennes, Dolmetscher, Buchautor, Mitglied des Partnerschaftskomitees oder auch als Reisender bin ich in den seither fast 30 Jahren oft nach Caen gekommen. Wenngleich die vielen damit verbundenen Pflichten nicht immer Platz für Privates lassen – Jacques und Nicole Le Noir, die damals den jungen Abiturienten aus Würzburg zu sich nach Hause eingeladen hatten, erwarten selbst bei Delegationsprogrammstress einen Anruf, einen Besuch zum Aperitif oder zum Abendessen. Dabei beschränkt sich ihre Gastfreundschaft nicht etwa nur auf mich; ihr Haus steht Menschen aus allen Ländern offen und ich habe dort immer interessante Leute getroffen. Und wenn es eben nicht anders geht und der Terminplan eine Lücke hat, begleitet dann auch einmal ein Bezirkstagspräsident seinen Dolmetscher und erlebt einen Abend mit Menu in einer französischen Familie.

Ein Wochenende im November 1989 kommt mir im Zusammenhang mit Caen in Erinnerung. Denn eine Delegation des Verkehrsverbundes Caen hatte sich in Würzburg angemeldet und sollte kurz vor der Premiere der neuen Straßenbahnlinie 5 zum Heuchelhof von den Vorzügen einer Tramway als öffentliches Verkehrsmittel überzeugt werden. Doch am Freitag zuvor waren die Mauer in Berlin und die deutsch-deutsche Grenze gefallen. Die mitgekommenen Journalisten gingen sofort nach der ersten Begegnung mit der neuen Straba auf Reportage in die Stadt, in der es von Trabis, Wartburgs und DDR-Bürgern wimmelte. Die Kommunalpolitiker aus der Partnerstadt spürten den Atem der Geschichte, und weil Frankreich ein paar Monate zuvor den 200. Jahrestag der Revolution gefeiert hatte, waren die Reden, die am abendlichen Tisch geschwungen und die ich zu dolmetschen hatte, recht pathetisch – glücklicherweise musste niemand die damals gemachten Versprechen einhalten. Die Journalisten jedenfalls leisteten ganze Arbeit. Sie addierten die Besucherzahlen von DDR-Bürgern der beiden Wochenenden und in ganz West-Frankreich verbreitete „Ouest France“ die Story „Würzburg, die Stadt der 20 000 Flüchtlinge“. Ich erfuhr es dadurch, dass eine Kollegin der Nanteser Partnerschule des Mozart-Gymnasiums anrief und mich für meinen im Artikel zitierten Satz lobte: „Es ist doch nicht persönlicher Verdienst, ob man sich

am 8. Mai 1945 auf der westlichen oder der östlichen Seite der Grenze aufhielt. „Zwar wusste ich, dass die Franzosen chloroformiert waren von den großen Veränderungen in Deutschland. Nicole Le Noir hatte eine Stickerei geschickt, auf der „9 novembre 1989 Berlin“ stand, und ich erfuhr, dass Anne-Marie Denizot, inzwischen Präsidentin der ACCA, dem Oberbürgermeister von Würzburg im Anbetracht des Falls der deutsch-deutschen Grenze ein Glückwunsch-Telegramm geschickt hatte, doch löste die Entwicklung auch Sorge aus. Ich erinnere mich an einen Anruf aus Caen, in dem eine enge Mitarbeiterin des Generalratspräsidenten Michel d’Ornano wissen wollte, wie lange denn der Weg zur Wiedervereinigung dauern würde. Auf meine Einschätzung, dass man in zehn Jahren, nach einer Angleichung der Lebensverhältnisse, über die Herstellung der Einheit nachdenken könne, meinte sie, dass man aus französischer Sicht eine schnellere Entwicklung vermute. Nicole Ameline sollte Recht behalten.

Auch im Partnerschaftskomitee Calvados gab es besorgte Stimmen. Und so bat mich Bezirkstagspräsident Dr. Franz Gerstner im Oktober 1990, zum Tag der Partnergemeinden nach Frankreich zu fahren und dort eine Rede zu halten. Gemeinsam stimmten wir die wichtigsten Punkte ab und zum ersten Mal in meinem Leben fixierte ich am Computer eine Rede ad verbum. Zwar wurde mein Beitrag auf die Zeit nach dem Mittagessen verschoben, aber meine Befürchtungen waren unbegründet: Die Aufmerksamkeit des Publikums nach der Mahlzeit war phänomenal, man hätte nicht nur eine Stecknadel fallen hören können, nein, danach musste ich gar die wenigen Kopien der Rede, die ich mitgebracht hatte, erst noch signieren, bevor sie mir aus den Händen gerissen und wie Trophäen davongetragen wurden.

Das löste Nachfrage aus. In aktualisierter Form durfte ich die Botschaft, dass „die Unterfranken über den wiedergefundenen Kontakt mit ihren Brüdern in Thüringen nicht ihre Freunde in Europa vergessen“, in fünf Gemeinden des Calvados verkünden. Bewegend war, dass wildfremde Menschen eigene Erfahrungen aus Deutschland, meist aus der Kriegszeit, in die Diskussion einbrachten. Besonders beeindruckend war die Geschichte des französischen Kriegsgefangenen, der mit einer deutschen Magd im Frühjahr 1945 aus dem Oderbruch bis nach Caen geflüchtet war.

Der Würzburger Erich Oetheimer, der von 1955 bis 1996 an der Universität von Caen lehrte, lud mich zu einem Gastvortrag ein, bestand aber auf einer Ausführung des Vortrags in deutscher Sprache, was naturgemäß über die Köpfe mancher seiner Studenten hinwegging. Im Publikum aber saß einer, der sehr gut verstand und den brennend interessierte, was in seiner alten Heimat geschah. Denn der in Zwickau geborene Werner Pomikal hatte nach dem Kriegsdienst in Rommels Afrikakorps und seiner Entlassung aus der Kriegsgefangenschaft nicht in die Heimat zurückkehren können, eine Französin geheiratet und mit ihr einen Hof bei Caen betrieben, den viele Menschen besucht haben, die Kontakte mit Caen und auch mit ihm persönlich pflegten. Sein selbstgebrannter Calvados und seine Gastfreundschaft haben schon manchen Zeitplan Würzburger Normandiebesucher durcheinander gebracht.

## Der Auftrag

VON THOMAS OLLIG

Im Jahre 1996 hatte ich im Rahmen einer Lehrerfortbildung einen „Außenlehrgang“ in Frankreich durchzuführen. Das Thema der Veranstaltung lautete: „La France sous l’Occupation. A la recherche des traces du passé: Lyon – Izieu – Paris – Drancy.“

Am Vorabend der Rückreise fand in einer Brasserie des Montparnasse-Viertels das Abschiedessen statt, zu dem unsere Referenten, einige Historiker und Journalisten sowie bedeutende Zeitzeugen eingeladen waren. Während des Essens tauchte ein gutaussehender älterer Herr auf, den wir nicht einzuordnen vermochten und der nicht zu unseren offiziellen Gästen gehörte. Er kam zielstrebig auf mich zu und fragte, ob er an meinem Tisch Platz nehmen dürfe. Er habe in Erfahrung gebracht, dass ich aus Frankfurt komme, und ich könne ihm möglicherweise sehr nützlich sein. Am Ende eines besonders anstrengenden und bewegenden Lehrganges hatten wir alle das Bedürfnis, uns ein wenig zu entspannen, um die vielen Eindrücke der letzten Tage zu verarbeiten. Aber ich konnte dem eindringlichen Blick unseres unbekanntes Gastes nicht widerstehen und fragte ihn, was er auf dem Herzen habe.

Ich erfuhr, dass er seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs damit beschäftigt war, die Geschichte seiner weitgehend ausgelöschten Familie zu rekonstruieren und Nachforschungen über das Schicksal einzelner Familienmitglieder anzustellen. Ein wichtiges Element in seinem düsteren Puzzle fehlte noch: Seit 1935 gab es keinerlei Lebenszeichen vom Frankfurter Zweig seiner Familie mehr. Besonders das Schicksal seiner Cousins schien ihn zu beschäftigen. Niemand konnte ihm weiterhelfen, weder das Rote Kreuz noch staatliche oder konfessionelle Hilfsorganisationen.

Durch Rückfragen fand ich heraus, dass mein Gesprächspartner als 13-Jähriger von Karlsruhe aus ins Konzentrationslager Gurs, später nach Rivesaltes in die Pyrenäen deportiert worden war. (Die Deportation deutscher Juden im Oktober 1940 war ein „Probelauf“ für die Massendeportation deutscher Juden in die Vernichtungslager gewesen. Man wollte testen, wie die Bevölkerung auf den gewaltsamen Abtransport tausender jüdischer Mitbürger reagieren würde.) Mein Gesprächspartner war einer von sieben Überlebenden dieser ersten Deportation. Er war davongekommen, weil seine Eltern ihn zusammen mit seinem jüngeren Bruder aus dem Lager Rivesaltes geschmuggelt hatten. Der Abschied von den Eltern und Großeltern war endgültig. Seinen Bruder verlor er zwischenzeitlich aus den Augen, nachdem er ihn einer amerikanischen Hilfsorganisation anvertraut hatte. Eine abenteuerliche Odyssee quer durch Frankreich soll-

te ihn schließlich nach Izieu im Departement Ain führen. Dort war ein Heim für Waisenkinder und Kinder von Deportierten eingerichtet worden. Kurz bevor Klaus Barbie (Gestapochef in Lyon ab 1942) dieses Heim 1944 überfiel und alle Kinder sowie ihre Betreuer nach Auschwitz deportieren ließ, hatte sich mein Gesprächspartner in die Schweiz absetzen können. Seit Kriegsende lebte er als Staatenloser in Frankreich, wo er sich zunächst bei der Betreuung jüdischer Waisenkinder engagierte. Fast ohne Schulbildung und ohne jegliches Diplom hatte er eine bescheidene Existenz aufgebaut. Sein einziger Reichtum, so sagte er, sei seine deutsch-französische Identität.

Die Lebensgeschichte meines Gesprächspartners hörte sich an wie ein herzzaerreißender Abenteuerroman und wirkte doch absolut glaubwürdig. Ich erinnere mich nicht mehr, wie lange das Gespräch dauerte, ich weiß nur, dass die Begegnung mit dem unbekanntem Gast alle anderen Tagesordnungspunkte, Reden und Gespräche in den Hintergrund treten ließ. Ich hatte die Bekanntschaft eines bemerkenswerten Zeitzeugen gemacht, dessen ungewöhnliches Anliegen eine Herausforderung darstellte. Seinem gleichermaßen entschlossenen und hilfeschuchenden Blick konnte ich nicht widerstehen und versprach, baldmöglichst Recherchen nach seinen Familienangehörigen aufzunehmen.

Nach meiner Rückkehr in Frankfurt stellte ich erste Nachforschungen an: Doch konnte ich weder beim Institut für Stadtgeschichte noch beim Stadtarchiv noch in der Stadtbibliothek Spuren der Familie N. finden. Im Archiv des Jüdischen Museums fand ich die ehemalige Anschrift und eine letzte Eintragung im Adressbuch des Jahres 1933. An der Mauer des alten jüdischen Friedhofs stieß ich auf ein winziges Schild mit dem Namen der gesuchten Familie. In einem nächsten Schritt versuchte ich, über die Herkunftsgemeinde der Familie im Odenwald Auskünfte zu erhalten. Außer spärlichen Eintragungen ins Register des Standesamtes gab es keinerlei Anhaltspunkte für weiterführende Recherchen. Schließlich wandte ich mich an die Stelle, bei der Wiedergutmachungsanträge jüdischer Mitbürger registriert werden, das Hauptstaatsarchiv in Wiesbaden.

Sechs Wochen nach meiner Begegnung in Paris erreichte mich die Nachricht, dass vor einigen Jahren ein entsprechender Antrag aus Israel eingegangen war. Der Antragsteller lebe unter einem anderen Namen in Haifa. Offenbar waren frühere Recherchen aufgrund der Namensänderung gescheitert. Es handelte sich um einen Cousin meines Auftraggebers, der als einziges Familienmitglied aus dem besetzten Amsterdam hatte fliehen können. Noch am gleichen Tag leitete ich die Information weiter. Zufällig war es der Geburtstag meines Auftraggebers. Wir brachten in Erfahrung, dass sein Cousin inzwischen verstorben war, aber er hatte im Gegensatz zu den anderen Familienangehörigen ein Leben in Freiheit führen können und eine würdige Ruhestätte gefunden. Seine Frau und seine Kinder lieferten das letzte Element des Puzzles, das in mehr als 50 Jahren mühseliger Arbeit zusammengefügt worden war. Das Schicksal der gesamten Frankfurter Familie konnte aufgeklärt werden.

Aus dem unbekanntem Gast der Lehrgangsveranstaltung wurde ein Freund. Noch im selben Jahr trafen wir uns in Paris. Wenig später folgte ein Gegenbesuch in Frankfurt. Bereits diesen ersten Besuch nutzten wir für Begegnungen mit Schülern in Frankfurt und Kassel. Inzwischen sind auch andere Klassen zu Recherchen und Diskussionen nach Paris gereist. In der Gedenkstätte Izieu konnte ich deutsch-französische Zeitzeugenbefragungen initiieren.

Rückschauend sage ich mir, dass es keine spektakuläre Leistung darstellt, mit behördlicher Unterstützung die letzte Anschrift eines Verstorbenen herauszufinden. Doch für meinen Freund bedeutete diese Anschrift weitaus mehr: Sie war der Schlüssel zur Erfüllung einer moralischen Pflicht. Ich hatte einen bescheidenen Beitrag leisten können, diesen Schlüssel aufzufinden und so das Schicksal einer Familie vor dem Vergessen zu bewahren. Ich erinnere mich dabei an eine Aussage, die Elie Wiesel anlässlich des Prozesses gegen Klaus Barbie 1987 in Lyon gemacht hat:

*„Aucune justice n’est possible pour les morts. On ne peut plus les ramener. Il s’agit de mémoire, parce que le tueur tue deux fois, la première fois en tuant et la seconde fois en essayant d’effacer les traces de ce meurtre. On n’a pas pu empêcher leur seconde mort. Et si le tueur est coupable de la première mort, la seconde mort ne serait plus de sa faute, mais de la nôtre.“*

## Adieu, kleiner Prinz

VON MARITA HÄP-PURSCHE

„Also, zwei Sandwiches zum Mitnehmen: einmal Salami, einmal Camembert, macht 42 Francs, Madame.“ Ich stand in einem Pariser Café am 2. Advent 2001. „42 Francs“, wiederholte ich und legte einen 50-Francs-Schein auf die Theke. Monsieur war in seine Zigarettenecke geeilt, aus der ein Kunde gerufen hatte, denn sein Café war auch ein „bureau de tabac“, das heißt, es gab auch Tabakwaren aller Art.

Ich betrachtete den 50-Francs-Schein. Französische Geldscheine sind bunt und der 50-Francs-Schein besonders. Auf dem etwa zwölf Zentimeter langen und acht Zentimeter breiten Schein sieht man vor einem himmelblauen Hintergrund einen Männerkopf, circa 40 Jahre alt, wenig Haare, große Geheimratsecken. Das Gesicht in einer ungewöhnlichen Hautfarbe, zartrosa mit einem grauen Schatten auf der linken Gesichtshälfte. Links vom Kopf im Hintergrund kommt eine Landkarte in hellem Gelb und Grün zum Vorschein, Europa und Afrika. Daneben der Silberstreifen und in kleinen blauen Buchstaben: Antoine de Saint-Exupéry 1900–1944. Klein darunter eine Kindergestalt, auf einem Planeten stehend. Sie trägt eine weiße, weite Hose und ein hellgrünes T-Shirt, um den Hals allerdings eine Fliege gebunden. Das macht aus der Kindergestalt einen kleinen, außergewöhnlichen Herrn.

Ich erkannte ihn wieder: „Der kleine Prinz“ aus dem gleichnamigen Märchen von Saint-Exupéry. Mit ihm habe ich die französische Sprache gelernt. Es war eine meiner ersten französischen Schullektüren. Auf dem Umschlag meiner Schulausgabe stand, genau wie auf dem 50-Francs-Schein, der kleine Prinz auf seinem kleinen Planeten. Um ihn herum andere Planeten und Sterne. Wir haben gestöhnt unter der Vokabellast dieses Weltraummärchens und den immer wiederkehrenden Lehrerfragen: „Was hat sich der Autor wohl bei dieser Zeile gedacht?“ Aber „Erwachsene brauchen immer Erklärungen“, sagte der kleine Prinz, wie zum Beispiel bei dem grünen Hut in der Ecke des Geldscheines, der ja gar kein Hut, sondern eine Riesenschlange, eine Boa ist, die einen Elefanten verdaut.

„Also 42 Francs.“ Monsieur war zurück aus seiner Tabakecke und griff nach dem Schein. Ich zog ihn blitzschnell zurück. „Haben Sie ein Problem, Madame?“ „Ja“, antwortete ich und holte tief Luft. Ich befand mich nicht allein im Café. Es war um die Mittagszeit. Dicht gedrängt standen Frauen und Männer an der Theke und tranken ihren Aperitif. „Könnte ich meine zwei Sandwiches mit Kreditkarte bezahlen?“, stammelte ich. „Zwei Sandwiches mit Kreditkarte?“, Monsieur schaute mich erstaunt an. Meine

Nachbarn stellten ihre Getränke ab und musterten mich.“ Aber Sie haben doch einen 50-Francis-Schein in der Hand.“ „Den kann ich Ihnen nicht mehr geben.“ „Wohl ein falscher!“, lachte mein Thekennachbar. „Ja, jetzt wo es in drei Wochen das neue Geld, den Euro gibt, wollen alle noch ihr Falschgeld loswerden.“ „Es ist der kleine Prinz“, unterbrach ich ihn. Ich kam mir kindisch vor. Es war mir peinlich. Ich hatte auch noch nie einen Betrag zwischen 10 und 15 Mark mit der Kreditkarte beglichen. Ich suchte nach Worten. „Ich bin Deutsche und auf der Heimreise. Meine Benzinkosten und Autobahngebühren werde ich mit der Kreditkarte zahlen. Meine letzten französischen Münzen habe ich für Kaffee ausgegeben. Mit diesem 50-Francis-Schein wollte ich nun meinen Reiseproviant bezahlen und anschließend mit dem Wechselgeld zur Toilette gehen, denn die Türen lassen sich, wie ich eben bemerkte, nur mit einem Franc-Stück öffnen.“ „Madame, wir sind hier in der Nähe des Flohmarktes. Wissen Sie, wer hier sonst alles meine Toiletten benutzen würde? Und Sie sind also Deutsche. Sie sprechen aber gut Französisch.“ „Ja, also...“, stotterte ich weiter, „in drei Wochen gibt es doch den Euro.“ „Und wir Franzosen“, fiel mein Nachbar mir wieder ins Wort, „sind sogar die ersten Europäer, die Euro-Starter-Päckchen kaufen können. Schon ab nächsten Freitag, den 14. Dezember, für 100 Francs hier bei François in der Tabakecke.“ „Aber wenn wir ab 1. Januar alle mit Euros zahlen, gibt es diesen 50-Francis-Schein doch nicht mehr.“ Ich holte tief Luft. „Haben Sie eigentlich mal gesehen, wie wunderschön Ihr 50-Francis-Schein ist? Ich habe schon viele verschiedene Währungen gesehen, aber der 50-Francis-Schein ist für mich etwas Besonderes. Wenn es eben möglich ist, möchte ich die zwei Sandwiches mit Kreditkarte bezahlen. So könnte ich dann, bevor wir alle das gleiche Geld haben, diesen außergewöhnlichen Schein mit nach Deutschland nehmen.“

Ich legte den Schein wieder auf die Theke. Es war still um mich herum geworden. Ich traute mich jedoch nicht, in die Gesichter meiner Nachbarn zu schauen. Ich blickte nur in das erstaunte Gesicht von Monsieur. Ich war für die neue Währung, den Euro. Bis zu diesem Moment in diesem Café in Paris, drei Wochen vor der Einführung der neuen europäischen Währung, hatte ich nie das Bedürfnis gespürt, Geldscheine als Erinnerungsstücke zu sammeln, oder um sie später meinen Enkelkindern zu zeigen. Mein Nachbar nahm den Geldschein von der Theke. „Merkwürdig, wie oft habe ich diesen Schein schon in der Hand gehabt. Madame hat recht, unser 50-Francis-Schein ist uns gelungen.“ Der Mann drehte den Geldschein. „Und hier der Doppeldecker vor blauem Himmel und gelbem Untergrund. Ist wohl in der Wüste. Hat man das abgestürzte Flugzeug von Saint-Exupéry eigentlich gefunden?“ „Man sieht nur mit dem Herzen gut. Das Wesentliche ist für die Augen unsichtbar“, zitierte eine Frau an der Theke und trank ihren Aperitif aus.

Monsieur hatte sich während des Gespräches nicht vom Fleck gerührt, trotz drohend zischender Espressomaschine im Hintergrund und erneuten Rufen aus der Tabakecke. Still hatte er abwechselnd mich und den Geldschein betrachtet. Er schob ihn mir zu und seine dunklen Augen lachten. Ich hörte ihn sagen: „Na, dann geben Sie mir mal Ihre Kreditkarte.“ Er reichte mir die Karte zurück sowie ein 1-Franc-Stück. „Hier noch eine Münze für die Toilette. Gute Heimreise! Und sollten Sie im neuen Jahr mal wieder in Paris sein, kommen Sie doch vorbei. Für ein paar Euro trinken wir dann alle zusammen auf den kleinen Prinzen.“

# Ein Manuskript findet zurück in die Heimat

VON XAVIER DARAS, ÜBERSETZUNG SOPHIA SIMON

Dank des Engagements einer deutschen Familie erhält eine französische Familie die Aufzeichnungen eines Vorfahren zurück, die 60 Jahre lang verschwunden waren. Dies geschieht zu einem Zeitpunkt, als die Werke dieses Mannes, eines 1858 geborenen Kunstmalers, zum ersten Mal in einem Museum ausgestellt werden.

Albert Siffait de Moncourt, der sich 1914 im Alter von 55 Jahren freiwillig zum Militär meldet, ist ein „malender Chronist“. In einem Tagebuch ganz besonderer Art dokumentiert er die Kriegsjahre 1914 – 1918. Das Manuskript verschwindet 1940. Im Jahre 2003 findet in einem Museum die erste Ausstellung mit den Werken des Malers statt. Wenige Monate vor der Eröffnung hatte eine deutsche Familie mit Namen Damm das Manuskript auf ihrem Dachboden gefunden und begonnen, intensiv nach den französischen Nachkommen des Verfassers zu suchen. Am 14. Juni 2003 übergibt die von der Insel Spiekeroog stammende Familie den Angehörigen der Familie Daras das wertvolle Manuskript im Rahmen einer bewegenden Feierstunde. Durch dieses ungewöhnliche Engagement lernen Enkel und Urenkel des Malers, die bisher nur die Gemälde ihres Vorfahren kannten, nun einen charakterstarken Mann kennen, der sie mit seiner wahrhaftigen Sprache, mit seinen Schilderungen der Menschen, der Kunst und der Natur, seiner Leidenschaft für das Reiten und seines einfachen Lebens als Soldat überrascht. Hier soll erzählt werden, wie eine französische Familie dank der Begegnung mit einer deutschen Familie einen Teil ihrer Vergangenheit entdeckt und wie sie miteinander Freundschaft schließen.

## Der lange Weg des Manuskripts

Bis 1940 bleibt das Heft im Hause der Familie des Malers in dem Städtchen Rue in der Pikardie. Dann wird das Haus von den deutschen Truppen besetzt. Der Soldat Martin Damm nimmt das Heft an sich und bringt es mit nach Deutschland. Im Jahre 2002 wird das Heft in einem Möbelstück auf dem Dachboden der Witwe des deutschen Soldaten gefunden, die auf der Insel Spiekeroog im Norden Deutschlands lebt. Wie es der Zufall will, ist ihr Enkelsohn mit einer Französin verheiratet, die das Manuskript in Augenschein nimmt. Nachdem man den Namen des Verfassers, einige Angaben zu seinem Beruf als Maler und seinem Wohnort in Frankreich entziffert hat, gibt es für die Familie kein Halten mehr: Sie beschließt, die Nachkommen von Albert Siffait de Moncourt ausfindig zu machen. Die Suche gestaltet sich allerdings schwierig, da es keine

Nachfahren mit diesem Familiennamen gibt. Falsche Fährten erschweren das Ganze zusätzlich. So liest man beispielsweise den Ortsnamen zunächst als „Albertville“, obwohl es sich um „Abbeville“ handelt. Die Stadt, in der sich der Besitz des Malers befindet, heißt „Rue“ („Straße“), was ebenfalls zu Missverständnissen geführt hat.

Doch Familie Damm gibt nicht auf: Madame Nadia Damm, die französische Ehefrau des Urenkels, führt zahlreiche Telefonate mit Frankreich. So erhält Madame Pantxika De Paepe, die am Museum von Abbeville arbeitet und sich mit den Vorbereitungen für die Ausstellung über den Maler befasst, eines Tages folgenden „wundersamen“ Anruf: „Kennen Sie einen Maler namens Albert Siffait de Moncourt? Wir suchen seine Nachfahren.“ Und diese werden daraufhin identifiziert!

### **Zusammentreffen glücklicher Umstände, der Autor des Manuskripts**

Die Nachkommen von Albert Siffait de Moncourt, die nichts von den Nachforschungen der Familie Damm ahnen, erstellen einen kommentierten Katalog der Werke des Malers. Die Gemälde sind in ganz Frankreich verstreut. Je weiter die Nachfahren des Malers mit dem Inventar kommen, umso mehr Fragen stellen sie sich zu seiner Person, seinen Vorlieben, seinen Leidenschaften ... Doch keine verfügbare Quelle gibt hierüber Auskunft. Hinzu kommt, dass der Maler seine Bilder nicht datierte, was eine chronologische Betrachtung seiner künstlerischen Entwicklung erschwert.

Die erste Ausstellung des Malers wird im Jahre 2003 in einem Museum organisiert. Die Eröffnung findet am 14. Juni statt, und keiner der anwesenden Gäste hätte je damit gerechnet, bei diesem Anlass eine deutsche Familie anzutreffen. Für diese Überraschung sorgte Madame De Paepe, die Mitarbeiterin des Museums von Abbeville, die telefonisch in Verbindung mit Nadia Damm gestanden hatte.

Albert Siffait de Moncourt wurde 1858 geboren. Er ist ein Maler der Region, dessen Werk zur Kunstrichtung des Realismus zählt. Seine zahlreichen Gemälde zeigen Ansichten der maritimen Pikardie: ländliche Gegenden in der Somme-Bucht, die Städte Rue, Abbeville, Amiens und die umliegenden Dörfer. Als er sich nach Kriegsbeginn im Jahre 1914 zum Militär meldet, ist er 55 Jahre alt. Während des ganzen Krieges wird er in der Armee dienen. Er hat zwei Kinder: Sein Sohn stirbt 1918 an den Folgen einer Krankheit, die er sich an der Front zugezogen hatte. Von seiner Tochter Jacqueline stammen die noch lebenden Nachkommen des Malers ab: drei Enkel, zwölf Urenkel ...

### **Die Übergabe des Manuskripts**

Helmut Damm, der Sohn des Soldaten Martin Damm, der das Manuskript in Gewahrsam genommen hatte, und seine Ehefrau sowie sein Enkel Stefan Damm und dessen Frau Nadia begeben sich am 14. Juni 2003 zur Eröffnung der Ausstellung nach Abbeville. Dort wird das Heft in offiziellem Rahmen den Nachfahren von Albert Siffait de Moncourt übergeben. Die Mitglieder der Familie Damm erzählen, dass es sich seit 1940 im Besitz ihrer Familie befand und berichten, wie sie die Familie Daras nach jahrelangen Recherchen schließlich ausfindig machen konnten. Sie bringen ihre große Freude darüber zum Ausdruck, dass nun endlich der lang gehegte Wunsch von Frau Mariechen Damm in Erfüllung gegangen sei – der Witwe des Soldaten Martin Damm, die heute 94 Jahre alt ist. Dieser außergewöhnliche feierliche Moment war eine große Überraschung für alle Anwesenden und hat die 200 Personen, die ihn miterleben durften, allesamt sichtlich bewegt.



**Jean-Pierre Dupré – „Mein langer Weg nach Erfurt“:**  
Jean-Pierre und Andrea.



**Monique Vater – „Eine Collage meines Lebens“:**  
Monique Vater mit ihrem Ehemann.



**Blandine Prot – „Erinnerungen an Leipzig“:**  
Die Universität Leipzig mit kommunistischer Plastik.



**Falk Schönlebe – „Der König von Frankreich“:**  
Am „Schreibtisch“ im Bus.



**Tobias Illner – „Ein unfreiwilliger Zwischenstopp“:** Der Auffahrnfall.



**Tobias Illner – „Ein unfreiwilliger Zwischenstopp“:** Die Jugendlichen beim Kartenspielen im Rathausaal.



**Marie-Françoise Baldazza – „Friedenstränen“:**  
Marie-Françoise als kleines Mädchen.



**Hannelore Bauersfeld – „Eine prägende Begegnung“:**

Hannelore Bauersfeld mit Gilbert Bécaud nach einem Auftritt in Berlin.



**Hannelore Bauersfeld – „Eine prägende Begegnung“:**

Die Reportage von Gérard Pabiot.



**Hannelore Bauersfeld – „Eine prägende Begegnung“:**  
Hannelore Bauersfeld und Ulrich Wickert.



**Beate Pappritz – „Mein deutsch-französisches Märchen“:**  
Beate Pappritz mit Mireille Mathieu 1970 und 1998.



**Margit Richert – „Pardon, je ne parle pas français“:** Margit Richert.



**Thomas Ollig – „Der Auftrag“:** Der Auftraggeber Herr Niedermann / Thomas Ollig vor seiner Bücherwand.



la Croix



Vocabulaire

Pèlerin



écoute  
www.ecoute.de



DNA  
DERNIERES NOUVELLES D'ALSACE

ouest  
france

DBFrance  
Groupe Deutsche Bahn

DER TAGESSPIEGEL  
www.tagesspiegel.de

## Das Deutsch-Französische Jugendwerk

### Was ist das Deutsch-Französische Jugendwerk?

Das Deutsch-Französische Jugendwerk (DFJW) ist eine internationale Organisation im Dienst der deutsch-französischen Zusammenarbeit mit Standorten in Paris und Berlin. Seine Aufgabe ist es, die Bande zwischen der deutschen und französischen Jugend enger zu gestalten und ihr Verständnis füreinander zu vertiefen. Die Gründung des DFJW geht auf den deutsch-französischen Freundschaftsvertrag (den „Elysée-Vertrag“) von 1963 zurück.

### Was macht das DFJW?

Das DFJW fördert den Jugendaustausch und Jugendprojekte zwischen Deutschland und Frankreich. Dazu gehören: Schüler- und Studentenaustausch, Praktika und Austausch im Berufsbereich, Fachseminare, Sportbegegnungen, Sprachkurse, Forschungsarbeiten, Partnerschaften von Städten und Regionen.

Das DFJW arbeitet nach dem Subsidiaritätsgedanken mit zahlreichen Partnern zusammen. Ziel ist,

- die deutsch-französischen Beziehungen zu vertiefen,
- Schlüsselkompetenzen für Europa zu vermitteln,
- die Neugier an der Partnersprache zu wecken und zu vertiefen,
- interkulturelles Lernen zu fördern,
- Erfahrungen des deutsch-französischen Jugendaustauschs und der Aussöhnung an Drittländer weiterzugeben.

### Wie arbeitet das DFJW?

Das DFJW wird von einem autonomen Kuratorium verwaltet, dessen Präsidenten die Bundesministerin für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, Ursula von der Leyen, und der französische Minister für Jugend, Sport und Vereinswesen, Jean-François Lamour, sind. Ausführendes Organ des Kuratoriums ist der Generalsekretär. Seit dem 1. Januar 2004 stehen Max Claudet als Generalsekretär und Dr. Eva Sabine Kuntz als Stellvertretende Generalsekretärin an der Spitze des DFJW.

### Wie finanziert sich das DFJW ?

Die Einnahmen des DFJW stammen aus einem Fonds, der zu gleichen Teilen von der deutschen und der französischen Regierung gespeist wird. Die Regierungsbeiträge betragen im Jahr 2005 rund 21 Millionen Euro.

### Wie viele Jugendliche fördert das DFJW?

Seit 1963 hat das DFJW mehr als siebeneinhalb Millionen junge Deutsche und Franzosen gefördert, die an rund 275.000 Austauschprogrammen teilnahmen. Pro Jahr bedeutet das über 7.000 Begegnungen, an denen rund 200.000 Jugendliche teilnehmen.

### Wo gibt es mehr Informationen über das DFJW?

Zum Beispiel im Internet unter [www.dfjw.org](http://www.dfjw.org) oder per E-Mail: [info@ofaj.org](mailto:info@ofaj.org)



# 40

# deutsch-französische Geschichten

Die 40 im vorliegenden Band zusammengestellten Geschichten wurden im Rahmen des DFJW-Wettbewerbs „Erzählen Sie uns Ihre gelebte deutsch-französische Geschichte!“ eingereicht. Sie werfen ein neues Licht auf die deutsch-französischen Beziehungen zwischen 1940 bis 2004. Dem Leser dieser Erfahrungsberichte wird bewusst, dass die Freundschaft beider Völker lange vor der Unterzeichnung des Ellysée-Vertrags begann.



Deutsch-Französisches Jugendwerk (DFJW)  
Office franco-allemand pour la Jeunesse (OFAJ)  
Molkenmarkt 1, 10179 Berlin  
Tel. : 030/288 757-0  
[www.dfjw.org](http://www.dfjw.org)

51, rue de l'Amiral-Mouchez, 75013 Paris  
Tel. : 00 33 1 40 78 18 18  
[www.ofaj.org](http://www.ofaj.org)



Deutsch-Französisches Jugendwerk  
Office franco-allemand pour la Jeunesse

